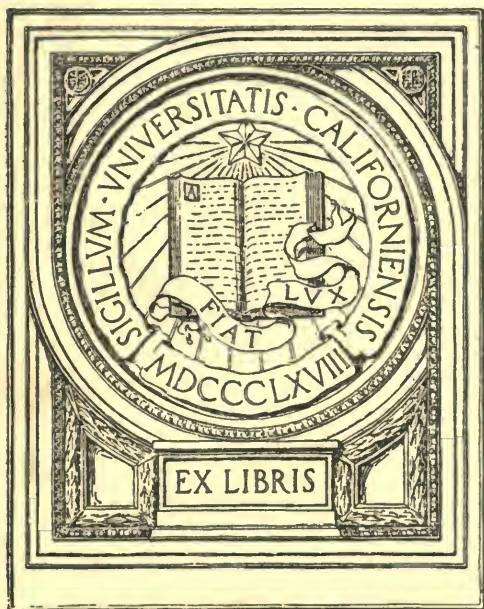




UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES




ROLF HOFFMANN

UNIVERSITY of CALIFORNIA
AT
LOS ANGELES
LIBRARY



Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation





Das erste bis vierzigste Tausend ist
im Juli Neunzehnhundertelf bei
Oscar Brandstetter in Leipzig ge-
druckt worden. Das Papier hat
die Neue Papiermanufaktur zu
Straßburg im Elsaß angefertigt,
den Einband die Großbuchbin-
derei H. Sikentscher in Leipzig.



Tristan und Isolde
Parzival

„Tristan und Isolde“, die unsterbliche Sage, in der alles Leid und alle Lust, die die Liebe den Menschen zu geben vermag, wie in einem edlen Behälter zusammengefaßt ist, und „Parzival“, die Dichtung, in der sich jedes Mannes Schicksal, so oder so spiegelt, sind die beiden gewaltigsten dichterischen Schöpfungen, die das Mittelalter uns hinterlassen hat. Diese beiden Stoffkreise haben die Dichter beschäftigt bis auf unsere Zeit und immer die Bewunderung und die Liebe aller gefunden, die sie kennen. Aber wie unbekannt sind die gewaltigen Formen der Sagen in Wirklichkeit dem ganzen Volk, das sich an ihnen immerzu erbauen sollte, wie etwa an Goethes Faust. Darum ist im Geist unserer Zeit diese Erneuerung unternommen worden, die keine der früheren Fassungen verdrängen will, aber von ihnen allen gelernt und sie weiter gebildet hat. Ich hoffe, daß diese durchaus modernselbständige Neudichtung mehr als die alten Fassungen und ihre bloßen Nachdichtungen geeignet ist, das ganze Volk anzusprechen und mit seinen kostbarsten Schätzen bekannt zu machen.

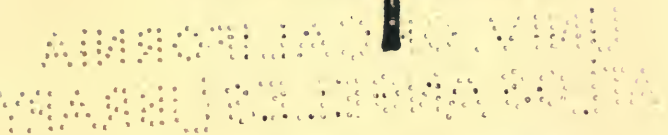
**Tristan
und Isolde**
Ein Liebesroman

Parzival
Ein Abenteuerroman

Erzählt von
Wil Vesper

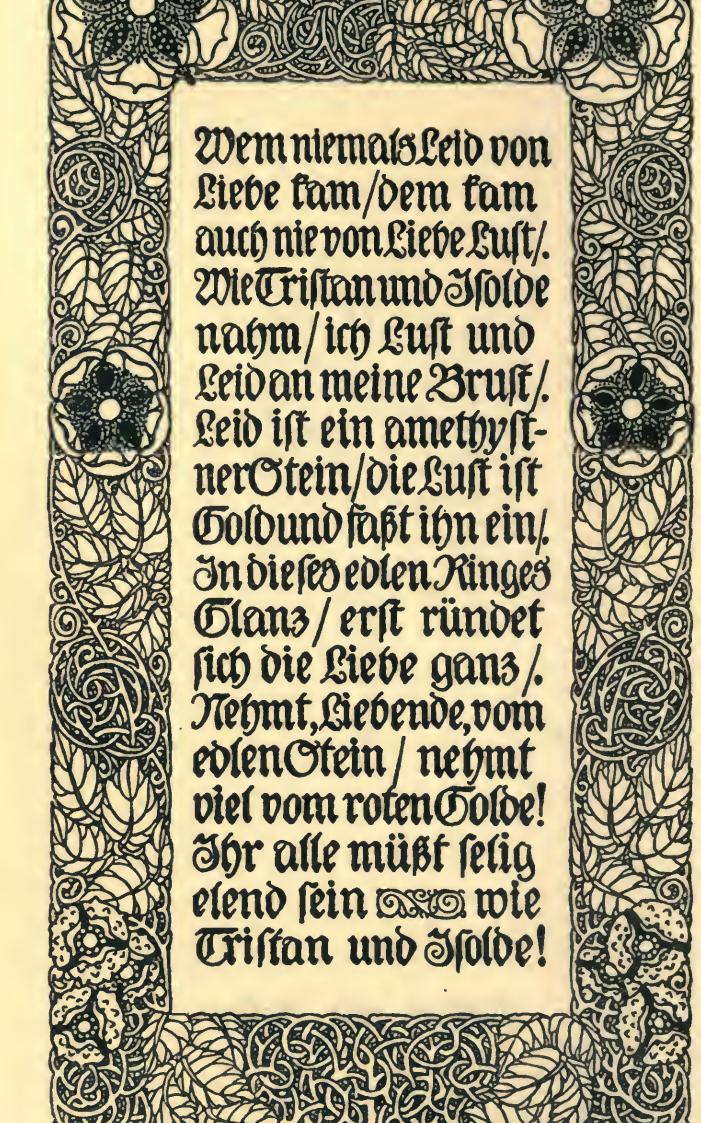
Geschmückt u. Kate Vesper-Waentig


Wilhelm Langewiesche Brandt
Ebenhausen bei München



PT
2645
V629T8

Tristan und Isolde



Wem niemals Leid von
Liebe kam / dem kam
auch nie von Liebe Lust /
Wie Tristan und Isolde
nahm / ich Lust und
Leid an meine Brust /
Leid ist ein amethyst-
ner Stein / die Lust ist
Gold und faßt ihn ein /
In dieses edlen Ringes
Glanz / erst ründet
sich die Liebe ganz /
Nehmt, Liebende, vom
edlen Stein / nehmt
viel vom roten Golde!
Ihr alle müßt selig
elend sein  wie
Tristan und Isolde!



**Tristan
und Isolde**

Ein Liebesroman

THE
MUSEUM

OF THE
MUSEUM



he ich beginne, die Geschichte von Tristan und Isolde aufs neue allen denen zu berichten, die sie noch nicht, oder doch nicht genug kennen, muß ich wohl jene um Verzeihung bitten, die wissen, wie einst Meister Gottfried von Straßburg in seinem kunstvollen Werke die Schicksale dieser Liebenden für die Ewigkeit aufbewahrt hat. Scheint es doch gewagt oder anmaßend, neben ihn zu treten. Aber ich meine, von einer schönen, köstlichen Sache dürfen wohl viele reden und immer wieder soll man sie verkünden; denn uns allen zum Trost ist diese Geschichte von Dichtern der Vorzeit erfunden worden, wenn man das zu ersinnen braucht, was täglich unter den Menschen vorging und vorgeht.

Die Geschichte von Tristan und Isolde ist nicht die Phantasie eines geschickten Mannes, auch nicht die Historie vergangener Schicksale, sie ist aller Liebe und aller Liebenden Abbild. Wer weiß denn, ob nicht uns auch mit Gift vergeben ist, wenn wir so wehrlos in die Gewalt der Liebe fallen. Wer wollte anders ihre Macht erklären, die den starken, besonnenen Mann durch Wüsten und Elend schleppt, ihm alle Vernunft und alle Kraft nimmt, die uns Tag zu Nacht, Nacht zu Tag macht. Ruhelos und krank ist der Liebende wie ein gefangenes Wild. Er ist trunken von Gift wie Tristan und wir alle, wenn wir uns in den Qualen der Liebe winden.

Für die Pausen aber, die euch die Liebe zwischen ihren Stürmen läßt, oder für die Stunden, die ihr fern von der Geliebten einsam aufreiben müßt, ist diese Geschichte aufgeschrieben, die von größerem Leid als ihr je erfahren sollt, von größerer Liebe auch, berichtet.

A decorative border with intricate floral and scrollwork patterns, framing the title.

Rivalin und Blanschetur

In Bretland, einer Gegend am Meer, nördlich von den Franken und den Küsten der Briten gegenüber, lebte vor Zeiten Rivalin, ein junger Fürst, herrisch über die Maßen. Obgleich er von Geburt mit einem Teile seines Landes dem König Morgan von Bretland untertan war, vermochte er doch keine Herrschaft über sich zu ertragen. Er sprach: „Es ist nicht gut und nicht gerecht, daß der Wolf dem Schafe diene,“ und seine Ritter lachten, denn Morgan fehlte es an Weisheit. Rivalin bedrängte den König und verfolgte ihn, bis er um Frieden bat. So wurde Rivalin Herr des Landes und gab seinen Freunden Feste. Aber da er jung war, ließ ihm die Hitze des Blutes keine Ruhe.

Was könnte die Jugend stillen, wenn der Ruhm sie einmal entflammt hat?

Als Rivalin die Grenzen seines Landes frei und

sicher sah, übergab er die Herrschaft seinem erfahrenen Waffnenmeister Rohalt und fuhr mit einem Schiffe und wenigen Knechten über das Meer, bis er mit gutem Winde nach Kornwall kam, wo König Marke auf Tintagel Hof hielt. Tintagel war von den Riesen erbaut und lag hoch auf den Felsen über dem Meere. König Marke aber gebot über ganz England und viele Inseln im Nordmeer.

Es war in den Tagen der Maiblüte als Rivalin nach Tintagel kam, und er wurde würdig empfangen, denn er war edel und erfahren in allen ritterlichen Sitten. Um dieselbe Zeit kamen die Ritter von ganz England mit ihren Frauen an Markes Hof, um das Maifest zu feiern. Der Mai war in diesem Jahre voll Lieblichkeit. Was das Auge und das Herz begehren mag, war alles vollkommen: Die Sonne warm und die Schatten kühl, die Linden dicht voll Laub und aus den Brunnen darunter floß das Wasser. Die Blumen drangen aus dem Grase eine vor der anderen, und die Vögel sangen und wurden nicht müde. Des freuten sich die schönen Frauen, die bei dem Feste auf den Wiesen gingen und sich unter die grünen tiefen Äste auf Teppiche und Seide betteten. Auch waren Zelte für sie aufgeschlagen, und Wein und schmackhafte Speisen lagen da in Fülle.

Mit den Frauen waren auch die Ritter fröhlich. Die jungen Knaben und die Grauen, die nicht mehr fest in den Sätteln saßen, gingen die schönen Frauen anzuschauen und spielten und lachten mit ihnen; alle aber, die zum Kampf geschickt waren, ritten im Buhurd oder Tjost gegeneinander, und die Speere splitterten, die Schilde trachten.

Von allen Frauen bei dem Feste war Blanscheflur,

Markes Schwester, die lieblichste. Sie trug die Krone der Schönheit, die unsichtbar ist und dennoch stärker als Königskronen. Von weitem sah Blanscheflur dem Kampfe der Ritter zu, wo die Fähnchen flatterten, die Schilde blitzten und die kleinen Blumenkränze der Frauen bei dem Streite zerrissen von den Helmen fielen. Manche Tat vollbrachten da die Helden, von der die Sängler in ganz England sangen, aber Meister von allen war Rivalin von Bretland. „Sein Speer, sein Pferd, sein Leib und sein Herz sind eins,“ so rühmten ihn die Ritter und die Frauen. Alle, die wider ihn ritten, hob er aus ihren Sätteln, fast anmutig dabei anzuschauen. Blanscheflur hielt ihre Blicke fest auf ihm und ihr Blut entzündete sich von sehrender Liebe.

So geschwind wie ein Blitz ist die Liebe und sie verbrennt und verzehrt das Herz mit Feuer. Blanscheflur verbarg ihr Zittern mit beiden Händen und bedeckte ihre Augen.

Als das Spiel zu Ende war, kam Rivalin mit seinem Pferde bei den Frauen vorüber und von ungefahr traf er auf Blanscheflur, so daß ihre Blicke sich begegneten. Rivalin verneigte sich und grüßte sie. Blanscheflur schlug vor Scham die Augen nieder und sprach:

„Womit habe ich Euch erzürnt und womit soll ich Euch strafen, daß Ihr mir den liebsten Freund so sehr verwundet habt?“

Rivalin verstand sie nicht und fragte: „Welchen Freund?“

Sie sagte: „Meinen besten.“

Er besann sich, welchen Verwandten er ihr im Spiel beschädigt hätte, aber er fand niemand; denn er wußte

nicht, daß er ihr Herz mit Liebe verwundet hatte. Aber voll Höflichkeit verneigte er sich und sprach: „Wenn ich Euch verletzete, so legt mir die Strafe auf, die Euch gefällt, und ich will sie tragen, aber zürnt mir nicht.“

„Ich werde mich besinnen,“ sprach sie. So schied er von ihr und sie seufzte, ihm vernehmbar.

Rivalin trieb sein Pferd an, diesen und alle folgenden Tage, aber er fand keinen Weg, der von Blanscheflur fortführte. Alle ihre Worte, ihre Gebärden und ihr Seufzen schwankte durch seine Gedanken, wohin er auch ging. So fing ihn die Liebe mit allen ihren heimlichen und unzerreißbaren Schlingen. Rivalin lag gefangen im Herzen Blanscheflurs und Blanscheflur im Herzen Rivalins, aber der eine wußte nicht um den anderen. Blanscheflurs Lachen klang nicht mehr, auch sah niemand sie in den Gärten Ball spielen mit ihren Frauen. Auf den Jagden des Königs ritt Rivalin fern von der Schar und traf kein Wild mehr. In den Tosten saß er lässig auf seinem Pferde, und wenn er alle niederwarf, blieb er doch wie in einen Traum versunken oder verstört von einer Bezauberung. So verwandelt hatte ihn die Liebe.



In einer Nacht kam nach Tintagel Botschaft, daß ein fremder König in das Land gefallen war und an den Burgen und Städten keinen Stein auf dem anderen ließ. Mit einem starken Heere zog Marke ihm eilends entgegen. Rivalin war auch mit und der erste im Streite. Sie schlugen da die Feinde, daß ihnen keiner entrann. Rivalin aber wurde in der Seite von einem Speer auf den Tod verwundet,

und die Seinen trugen ihn weinend nach Tintagel. Alle Ritter und Frauen trauerten, als sie hörten, daß Rivalin sterben sollte, und sie priesen ihn alle laut. Sein Lob flog unter ihnen von Mund zu Mund, wie ein Ball im Spiel.

„Ach, daß solche Schönheit vergehen soll,“ klagten die Frauen; „und solche Kraft ermatten,“ sprachen die Ritter.

Zulezt kam die Kunde auch zu Blanscheflur. Sogleich eilte sie in ihre Kammer. Ihre sorglichste Dienerin folgte ihr. Die Königin schrie laut und weinte und schlug mit den Händen auf ihr Herz, wo die Liebe und das Leid sie so blutig zerrissen hatten. Hin und her schritt sie und die Tränen fielen auf ihre Spur. Die Gefährtin aber, die Blanscheflur von Kind auf behütet hatte, hielt sie am Arm fest und sprach: „Was ist dir?“

Da warf sich die Königin nieder vor ihrer Dienerin und bat: „O hilf mir! Siehe, so hat die Liebe mich zerschlagen. Lange hielt ich sie verborgen, aber nun will ich sie ausrufen allenthalben und dann sterben.“

Jene aber beruhigte sie und sprach: „Wie hitzig ist doch die Jugend! Gleich wirft sie alles hinter sich! Wer ist denn dein Liebster? So sprich doch mit deinem Bruder, der wird dich ins Hochzeitsbett schicken und nicht ins Grab.“

Blanscheflur sprach: „Es ist ja dieser Ritter, der von seinen Wunden sterben muß, oder schon tot ist. Hilf mir und bringe mich zu ihm.“

Da weinte auch die Dienerin und tröstete sie und versprach ihr alle Hilfe; denn sie dachte: „Was schadet es, wenn ich sie zu diesem Sterbenden führe, der

morgen doch tot ist; ihr ist es ein Trost, den man ihr gönnen mag, und mir ist es sicher von gutem Nutzen.“

Weinend ging sie bis zu Rivalin in seine Kammer, als wollte sie um ihn klagen wie die anderen. An sein Lager drängte sie sich und sagte ihm heimlich, wie Blanscheflur zu ihm kommen wollte. Die Kleider einer Bettlerin zog sie der Königin an, verdeckte ihre Lieblichkeit unter dunklen Schleiern und führte sie so zu Rivalins Kammer. Den Knechten rief sie zu, daß sie eine Ärztin gefunden habe, die sich getraue den Ritter zu heilen. Da sandte Rivalin die Seinen alle hinaus, und Blanscheflur trat ein und blieb allein bei ihm.

Ganz nahe trat die Königin an das Lager, und als sie den Geliebten kraftlos und dem Tode so gleich sah, hielt sie sich nicht länger und warf sich über ihn und lag in tiefer Ohnmacht wie tot auf dem Freunde. In bitterer Qual war Lippe an Lippe gepreßt. Und als sie erwachte, küßte sie ihn und beide tranken die Küsse wie Durstige. Das Feuer der Liebe entzündete Rivalins leblosen Leib. Das Blut stieg aus dem Herzen freudig in alle seine Adern.

Da belohnte die Liebe die beiden mit ihrer schönsten Krone, und der Tod verließ sein Opfer; aber er ergriff ein anderes. Blanscheflur empfing da ein Leben von Rivalin und mit ihm den Tod. Sie wußte dies nicht, als sie nun aus seiner Kammer ging.

Rivalin wurde gesund. Die Liebe gab ihm das Leben wieder; denn oft kam Blanscheflur zu ihm und sie hatten da süße Stunden miteinander und verloren das Himmelreich gerne um die gegenwärtige Seligkeit.



aus Bretland kam für die Liebenden eine traurige Botschaft. König Morgan hatte ein großes Heer aufgebracht, und Rothalt und die Freunde baten ihren Herrn um Hilfe. Schnell rüstete Rivalin sein Schiff mit Waffen und Speise und war bereit über das Meer zu fahren.

Als Blanscheflur das vernahm, wurde sie weiß wie der Tod und seufzte aus tiefstem Elend.

„O Liebe und Liebster,“ sprach sie, „wer gab mich in eure Gewalt, daß ihr mich zerbrechen mögt, wenn es euch gefällt.“

Voll Gram kam Rivalin zu der Königin, Abschied zu nehmen. Da verhüllte der Schmerz ihr die Sinne, daß sie ohnmächtig auf die Erde sank. Auf den Knien lag Rivalin und hielt sie in seinen Armen und küßte ihren Mund, ihre Augen, ihre Tränen und wollte sie trösten. Aber sie sagte: „Ach wüßtet Ihr alles. Ich trage ein Kind von Euch, und ich weiß, ich werde es nicht überleben, und wenn ich auch daran nicht stirbe, so brächten doch mein Bruder und die Schande mich um.“

„Warum verschwiegt Ihr mir das so lange?“ sprach er. „Aber nun sollt Ihr nicht traurig sein. Könnt Ihr Euch nicht von diesem Lande trennen, so bleibe auch ich hier. Aber besser wäre, Ihr kämet mit auf mein Schiff in mein Vaterland. Nun wählet.“

Sie sprach: „Ich will mit Euch gehn und werde am Abend bei Eurem Schiffe sein.“

Als Rivalin alles gerüstet hatte, nahm er Abschied von König Marke, und allen war es leid, daß er fortzog; sie riefen ihm Gruß und Segen nach. Als er auf sein Schiff kam, fand er seine Freundin schon

dort. Alle Segel ließ er aufziehen und der Wind trug sie schnell von dannen.

Als Rivalin nach Bretland kam, hatte Rohalt alle Ritter des Landes berufen und sie freuten sich, ihren Herrn zu sehen, und waren begierig auf den Kampf. Blanscheflur gewann da alle Herzen. Vor den Herren nahm Rivalin sie zu seinem ehelichen Gemahl, und ein Priester segnete beide. Danach ritt Rivalin mit den Seinen König Morgan entgegen. Blanscheflur aber blieb in Kanoël auf der Burg und bei dem Weibe Rohalts.

Das Heer Morgans war stärker als das Heer Rivalins. Aus ganz Franken hatte der König Ritter geworben, auch viele verwegene Abenteurer. Aber Rivalin griff ihn mit seiner Schar fröhlich an. Wie das Korn unter den scharfen Sichel, so schwankten die Streiter unter den Schwertern und fielen. Das Blut von Menschen und Pferden floß durch die Gräben und stand aufgestaut zwischen den Leichen, so daß es die Erde nicht trinken mochte. Wie ein hitziger Falke stieß Rivalin in die Reihen, und wo sie sich drängten, da zerriß er sie. Aber die Toten standen wieder auf, so zahlreich waren die Feinde. Mit ihren Leibern warfen sie die Schar Rivalins zurück. Der Ritter war allein mitten in Morgans Heer und sein Schwert traf im Kreise Köpfe, Waffen und erhobene Hände. Alle wichen von ihm, aber aus der Ferne traf ihn ein guter Bogenschütze durch die Seitenschiene und zerriß ihm das Herz. Taumelnd schlug er vom Pferde.

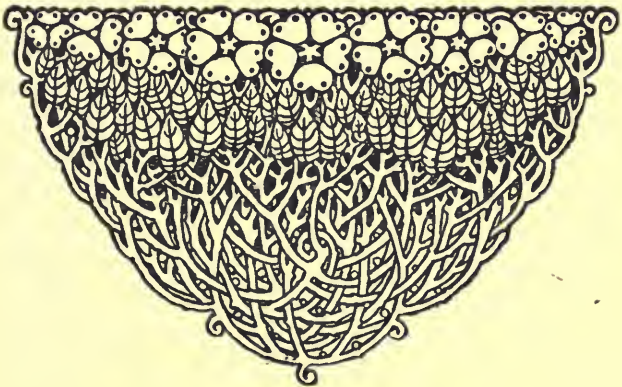
Noch einmal stürzten die Seinen vor wie Rasende und entrissen seinen Leib den stampfenden Hufen, dann flohen sie. Alle waren dem Tode nahe, und Mut und Leben war ihnen genommen.

Als Rohalt seinen Herrn begraben hatte, kam er nach Kanoël zurück und brachte Blanscheflur die Botschaft.

Gott bewahre uns alle vor dem Leid, das da die Königin erfuhr. Rohalt wollte sie trösten, und er fand tröstliche Worte und weinte vor Gram, aber Blanscheflur sah ihn nicht an, auch weinte sie nicht und klagte nicht. Versteinert war ihr Mund, ganz verdorrt ihre Augen und zertreten und leblos ihr Herz. Bei lebendem Leibe war sie tot und stumm und blind.


Wie soll ich euch das Leid aufdecken, das die Liebe und der Tod, wenn sie sich vereinen, einem schwachen Weibe antun können.

Vier Tage lag Blanscheflur in diesen Qualen und wand sich ohne Trost und ohne Hoffnung. Am vierten Tage gebar sie einen schönen Knaben, und sie sah ihn mit traurigen Augen an und starb.





Wie Tristan zu König Marke kam



ie selten ist doch die Treue. Alle verwundern sich, wenn sie irgendwo gefunden wird. Die Sänger schreiben ein Lied darüber und die Sage bewahrt lange Namen und Taten der Treugesinnten. Wie ein edler Stein im Schilde soll unter diesen allen der Name Rohalts glänzen, der seinem Herrn Riwalin und seiner Herrin Blanscheflur die Treue über den Tod bewahrte.

Als Rohalt dem Heere Morgans nicht mehr widerstehen konnte, schloß er Frieden und gab das Land in des Königs Gewalt. Er fürchtete sich aber zu sagen, daß Blanscheflur einen Sohn geboren hatte; denn er dachte, Morgan wird ihn umbringen, und so ersann er mit seinem Weibe Floräte einen Betrug und gab das Kind für seinen eigenen Sohn aus. Nur eine Amme wußte darum. Alle Listen wandte Floräte an, um das Gesinde zu täuschen, und alle dachten, daß sie ein Kind er-

warte. Sie betrog sie so gut, daß niemand einen Argwohn faßte.

Auch die vertrauesten Freunde glaubten, daß Rohalt einen jungen Sohn habe.

Nach sechs Wochen sollte das Kind getauft werden, und Floräte trug es, als die Mutter, zum Altar. Als aber der Täufer sie fragte: „Wie wollt Ihr es nennen?“ wußte sie keinen Namen und nahm Rohalt beiseite und fragte ihn.

Rohalt bedachte sich und sprach: „In Trauer hat ihn seine Mutter empfangen; in Trauer ist sie aus ihrem Vaterlande gegangen; in Trauer hat sie ihn zur Welt gebracht, so soll man ihn Tristan nennen.“

Tristan, das Kind, wuchs auf in der Pflege und Hut der Frauen. Schön und anmutig war er. Und als er sechs Jahre alt wurde, nahm ihn Rohalt und gab ihn zu Kurwenal, einem weisen Meister in allen ritterlichen Künsten und Sitten. Tristan verehrte Rohalt als seinen Vater, Rohalt aber hielt Tristan wie seinen Herrn und ließ ihn unterweisen, wie es Herrenkindern ziemt.

Lesen und Schreiben und danach alle Weisheit, die in Büchern zu finden ist, lehrte Kurwenal den Knaben. Auch übte er ihn in den Sprachen vieler fremder Völker und nicht nur der benachbarten. Niemand hätte das Kind an Wissenschaft übertroffen. So erfuhr Tristan früh alle Sorgen und Zweifel, die den Wissenden plagen und die nur der, der schon lange lebt, fröhlich ertragen kann. Wenn Tristan traurig war, spielte er auf schönen Lauten und aller Art Saitenspiel und sang dazu die Lieder, die er wußte, bretonische, fränkische und in allen Sprachen, die er verstand.

Diese gelehrten Künste stehen auch einem Fürsten wohl an, wenn er zuvor die ritterlichen gut gelernt hat. Da zeigte sich, welches Blut Tristan hatte. In allen Arten das Schwert zu führen überholte er bald seinen Meister, auch Rohalts ältere Söhne beschämte der Knabe. Die Pferde regierte er als wären sie eines Willens mit ihm, und so auch die Lanze und die Pfeile, die er weit von den Bogen schnellte. Jeden Brauch der Jagd kannte er und alle Spiele, mit denen Ritter und Frauen sich die Zeit verkürzen, im Winter mit diesen, im Sommer mit anderen. In allen seinen Gebärden und Sitten war Tristan edel und anmutig; alles, was er unternahm, gelang ihm.



Als Tristan vierzehn Jahre alt war, kam von ungefähr ein Schiff mit norwegischen Kaufleuten in den Hafen von Kanoël. Wie es üblich ist, schlugen sie am Strande ihren Markt auf, und viele kamen und handelten mit ihnen.

Tristan erfuhr, daß die Kaufleute auch gute Falken und Habichte, wie sie zur Jagd taugen, mitgebracht hatten. Ihn gelüstete nach den Falken, und er bat Rohalt um einige von den Tieren. Rohalt und Kurwenal gingen mit ihm auf das Schiff, und sie wählten und kauften von den Falken.

Tristan betrachtete das Schiff; denn es führte viel seltene Ware und seltsame ungewohnte Werkzeuge aus entlegenen Ländern. Auf einem Tisch sah er ein Schachspiel aus edlem Elfenbein geschnitzt, allerlei künstliche Figuren, und er fragte die Kaufleute in der Sprache ihres Landes:

„Wer von euch versteht dies vortreffliche Spiel, das die Gedanken bewegt und die Zeit angenehm vertreibt?“

Die Kaufleute verwunderten sich über den Knaben, der sie in ihrer eigenen Sprache anredete, und einer antwortete ihm: „Wir verstehen es alle und üben es auf den Seefahrten.“ Er erbot sich mit Tristan zu spielen, und sie setzten sich sogleich.

Rohalt aber verließ das Schiff und sprach zu Tristan: „Ich muß heimgehen. Bleibe du hier, solange es dir gefällt. Kurwenal wird bei dir sein.“

Tristan saß bei dem Brett und spielte geschickt und gut bedacht. Die Kaufleute sammelten sich um ihn und bewunderten seine Schönheit und mehr noch seine Weisheit. Sie prüften ihn in den Sprachen und rühmten, wie edel er sie zu gebrauchen wisse. Tristan wurde fröhlich unter ihnen und sang und spielte vor ihnen, daß sie alle berauscht wurden von seinem Wesen, und sie sprachen untereinander:

„Sind wir doch weit herum gekommen auf der Erde, aber solche Schönheit und Weisheit fanden wir noch nirgend und dazu bei einem Kinde. Laßt uns im geheimen die Ruderer anstellen und die Segel aufsetzen und mit diesem Knaben entfliehen. Wir wollen ihn an eines großen Königs Hof führen und da verkaufen.“

Tristan saß noch bei dem Schachbrett und Kurwenal sah ihm fröhlich zu, aber das Schiff war schon mitten auf dem Meere. Da kamen die Krämer und überfielen die beiden hinterrücks, und sie setzten Kurwenal in ein kleines Boot und ließen ihn zurück. Mit Tristan aber entflohen sie.

Laut klagte Kurwenal. Jämmerlich weinte Tristan. Aber die Kaufleute lachten über ihn und sprachen: „Du bist so weise, so füge dich doch in das Schicksal.“

Nach vieler Not und Angst kam Kurwenal nach Kanoël zurück und brachte Rohalt die Botschaft. Ro-

halt und sein Weib wollten ihr Leben um den Knaben verlieren.

Unterdessen freuten sich die Kaufleute ihres guten Fanges und ließen ihr Schiff vor dem Winde ziehen. Aber plötzlich stieß ein wütender Sturm in ihre Segel und das Meer tobte und wollte das Schiff nicht mehr tragen. Die Ruder zerbrachen und das Steuer gehorchte nicht mehr. Die Wogen rissen das Schiff in die Klippen und wollten es zerschellen. Als die Schiffer und die Ruderer ihren Tod vor Augen sahen, bedrohten sie die Kaufleute, ihre Herren, und sprachen:

„Nun sieht man doch wieder, daß das Meer Räuber und Verräter nicht trägt, sondern sie umbringt; aber wir, die wir unschuldig sind an diesem Knaben, wollen nicht mit euch verderben.“

Sie zwangen die Kaufleute Tristan frei zu geben, brachten ihn in ein Boot und fuhren ihn an die Küste, an der sie vorbeitrieben. Der Sturm hatte sie aber nach Cornwall verschlagen.

Sie gaben Tristan Brot und etwas Speise, und da sich das Meer ganz beruhigt hatte, fuhren sie davon.

Tristan suchte am Strande, ob er einen Weg oder ein Zeichen von Menschen fände. Er schürzte seinen Rock unter den Gürtel, schlug seinen Mantel über die Achsel und stieg mit vieler Mühe an den steilen Felsen hinauf, um in das Innere des Landes zu kommen. Als er die Höhe erreicht hatte, sah er über eine Gegend mit vielen Wäldern hinweg, aber da war nichts von Menschen. Nur einen Pfad, wie ihn das Wild im Walde zu treten pflegt, fand er und ging ihm nach. Nach kurzer Zeit kam er auf eine breite, feste Straße, die durch ein Tal zog. Tristan setzte sich an die Straße und wartete. Es ging aber schon gegen den Abend.

Über eine Weile sah er aus der Ferne zwei Männer kommen, und er verbarg sich, um sie heimlich zu betrachten. Als sie näher kamen, sah er an ihren großen Hüten und an ihren langen Linnenkleidern, daß es zwei Pilger waren, graubärtige betagte Männer. Mit Meermuscheln und allerlei fremden Zeichen war ihr Gewand benäht und auf dem Rücken trugen sie die heiligen Palmen, zum Zeichen, daß sie von Jerusalem kamen. Auch sangen sie die Wallfahrerslieder und sprachen die üblichen Gebete.

Als Tristan sah, daß es fromme, friedliche Leute waren, trat er ihnen entgegen, kreuzte zum Gruß seine Hände über die Brust und verneigte sich. Da es ihm aber klug schien, niemand zu verraten, wie verlassen er in dem Lande sei, so dachte er sogleich ein Märchen aus und sagte:

„Ich ritt mit Freunden zur Jagd und verirrte mich. Mein Pferd aber stürzte mir einen Abhang hinab und liegt tot. So sagt mir nun, ihr Väter, wohin geht die Straße und wohin wollt ihr?“

Sie sprachen: „Nach der Stadt Tintagel.“

„So haben wir ja einen Weg,“ rief Tristan und ging mit ihnen.

An demselben Tage hatten die Hunde König Markes einen Hirsch aufgetrieben und die Jäger verfolgten ihn. Lange entfloß ihnen das Tier, dann aber stellte es sich den Hunden, nahe an der Straße, wo Tristan vorüberging.

Als der Knabe das Rufen der Hörner und das Geschnauß der Hunde hörte, die an dem Hirsch hingen, und den ganzen Lärm der Jagd, der seinem Ohre so angenehm war, erfrischte sich sein Herz. Er verneigte sich schnell vor den Pilgern und sprach: „Seht da

meine Leute, die ich verloren habe!" Und schnell verließ er die Straße und lief über das Feld.

Mit Lärm und großem Jubel hatten die Jäger das ermattete Tier umringt und einer von ihnen traf es drei- oder viermal mit dem Speer, daß es auf die Knie sank, unmutig den Kopf hin und her warf und schmerzvoll stöhnte, und als es verendet war, trat der Jägermeister hinzu und begann ihm die Kehle durchzuschneiden. Voll Abscheu hatte Tristan zugehört, aber jetzt hielt er sich nicht länger, sprang herzu und rief:

„Meister, was macht Ihr da? Ein Hirsch ist doch kein Schwein, das man erwürgt und absticht und dann in seine vier Teile zerklafft?“

Der Jägermeister sagte: „Wie unsere Väter es gehalten haben, so halten wir es auch und alle Jäger im Lande. Wir schneiden das Tier übers Kreuz in vier Teile und den Kopf für sich, dann stecken wir das Fleisch auf die Spieße und tragen es heim. Weißt du einen besseren Brauch, so komm und zeige ihn uns.“

Tristan legte seinen Mantel ab und hing ihn über einen Strauch; die Ärmel seines Rockes streifte er hinauf. Als er so vor den Jägern stand und anmutig sein Haar aus der Stirne strich, verwunderten sich alle über ihn.

Mit kräftigen, rechten Schnitten und Griffen schälte er das Tier aus der Haut und zerlegte es in alle natürlichen Teile, die edlen für sich und die unedlen, wie es sich gebührt. Die Jäger traten nahe herzu und priesen die schöne Sitte und Tristans Geschicklichkeit. Alle Jagdbräuche wies er ihnen, welche Stücke den Hunden und welche den Armen gebühren, welche dem Jagdherrn und welche den Knechten. Nach ihrer

Würde ordnete er die Teile und gab sie den Trägern, diesem das Gehörn, jenem die Brust, dem dritten die Rippen und so fort, alle Stücke nach ihrer Ordnung.

„Auch beim Heimreiten wahren die Jäger meines Landes einen guten Brauch und jagen nicht wie eine wilde Meute ins Tor,“ sprach Tristan.

Da baten ihn alle, mit ihnen zu kommen und sie nach seiner Art in die Burg zu führen. Sie brachten ihm ein Pferd und drängten ihn, bis er mitritt.

Auf dem Wege fragte Tristan: „Wohin führt ihr mich?“

Der Jägermeister antwortete: „Unser Herr ist König Marke; er wird dich gewiß gut aufnehmen; denn wir sehen nun wohl, daß du eines vornehmen Ritters Sohn bist.“

Aber der Knabe wußte sich zu verstellen und sprach: „Ihr irrt, meine Herren, mein Vater ist nur ein wohlhabender Kaufmann in Bretland und er ließ mich erziehen, wie es in unserem Lande Brauch ist. Aber vor kurzer Zeit bin ich ihm heimlich entronnen, um die fremden Länder und Völker zu sehen und zu bewundern. Ich hoffe viele wissenswerte Dinge auf meinen Fahrten zu finden, daß ich mich im Alter nicht zu grämen brauche. Ich will die Welt anschauen ehe ich sterbe.“ Alle stimmten ihm zu und lobten ihn und erzählten auch von ihren Fahrten und Abenteuern und von fremden Völkern.

Der Jägermeister aber sprach weiter mit Tristan: „Ich kann mich nicht genug wundern über ein Land, wo die Söhne von Kaufleuten solche ritterlichen Künste verstehen wie bei uns die Könige. Aber sage uns auch, wie nennt dich dein Vater?“

Er sagte es: „Tristan.“

„O wie töricht, o wie sinnlos!“ riefen da die Jäger, „die Jugend, die Freude, die Schönheit, so sollte er dich nennen und nicht Tristan; Trist — Trist — das klingt wie Trübsal und ewige Trauer.“

So ritten sie scherzend und lachend fort und Tristan brach kleine Zweige von den Linden, machte einen Kranz und schmückte sich. Da sah er die Burg Tintagel, die hoch über der Stadt und dem schiffreichen Hafen lag, und die gewaltige, königliche Pracht des Schlosses erschütterte ihn.

„Wie nennt ihr diese Burg?“ fragte er, und sie antworteten: „Tintagel.“

„Tintagel,“ rief Tristan, „so sei Gott mit dir und allen den Deinen!“

König Marke sah verwundert den Zug, den Tristan nach edlem Jagdbrauch geordnet hatte. Von einem der Jäger nahm der Knabe das Hifthorn und blies ihnen ein Jagdlied vor, so schön und lockend, daß das ganze Schloßgesinde sich versammelte und jubelte, wenn die Jäger mit allen Hörnern in den lustigen Refrain einfielen.

Marke selbst trat mit seinen Herren in den Burghof. „Woher habt ihr den Knaben, der da unter euch glänzt?“ fragte er den Jägermeister; und der erzählte ihm, wie sie Tristan im Walde gefunden und daß er eines Kaufmanns Sohn aus Brelland sei und doch ihnen allen so viele neue und edle Jagdkünste gewiesen habe.

„Er könnte wohl eines Königs Sohn sein, Herr, so edel ist seine Gestalt, seine Sprache und sein Handeln.“

Marke rief Tristan zu sich. Den hatten schon die Edelknaben in ihre Arme genommen, und so trat er, von zierlicher Jugend umschlungen, vor den König.

Tristan leuchtete unter allen und neigte sich tief vor Marke. Hestig schlug ihm sein Herz, und er wußte nicht, was ihn bewegte. Auch der König stand betroffen und sah ihn lange an, aber er erkannte das Blut seiner Schwester nicht, obgleich sein Herz ihn preßte. Und Marke machte Tristan zu einem seiner Jägermeister und behielt ihn am Hofe.

So hatte Tristan seine Heimat gefunden und wußte es nicht. Er bekümmerte sich wenig um das Vergangene und das Zukünftige, sondern freute sich des gegenwärtigen Lebens, des Spiels, der Jagd und des Tanzes an dem stolzen Hofe König Markes.

Eines Tages kam ein gälischer Spielmann über das Meer und sang am Abend in der Halle des Königs das Lied von Gurun und der schönen Gräfin, der die Verräter das Herz ihres Geliebten zu essen gaben und die vor Schmerz umkam. Tristan hörte auch zu, ganz versunken und in die Töne verloren, und als der Sänger schwieg, sprang er auf und dankte ihm:

„Ihr habt gut gesungen, Meister. Eure Stimme ist würdig, die Schicksale der Helden zu singen, und die Töne Eurer Harfe sind rein und edel. Die alten Weisen habt Ihr wohl bewahrt und verfälscht sie nicht.“

Der Sänger verwunderte sich: „Was weißt denn du Knabe von Saitenspiel und rechter Weise, von reinen Tönen und guter Stimme? Verstehst du etwa auch die Harfe zu spielen, so komm und zeige uns ein wenig.“ Und Tristan griff nach der Harfe und sang.

Glücklich und eine Freude der Menschen sind alle, denen es gegeben ist, mit dem Klang ihrer Stimme und dem kristallinen Ton der Saiten das menschliche Herz zu erschüttern und zu rühren. Vor dem Wohl-

laut ihrer Lieder öffnen sich die Herzen und träumen von Dingen, die des Gesanges würdig sind. Alte Zeiten und Helden tauchen herauf und durchschreiten verschleiert das Gemach. Zwischen Lust und Wehmut mitteninnen schweben alle, die dem Sänger zuhören, wenn er von Helden, von fremden Ländern und der alles ergreifenden Liebe singt.

Erschüttert faßte Marke die Hand Tristans, als er geendet hatte.

„Du sollst fortan immer in meiner Nähe sein, Kind,“ sprach er. „Gott hat dich zu meinem Troste in dies Haus gesandt. Eine verlassene Stätte sollst du ausfüllen, ein beraubtes Herz wieder beschenken.“

So fand Marke für seine Trauer um Blanscheflur Trost in Tristans lieblicher Jugend. Der Knabe war um ihn Tag und Nacht, vier Jahre lang. Er wuchs und wurde schlank und kräftig. Auch die Frauen sahen schon nach ihm hin.

Tristan dachte wenig an Rohalt und Bretland. Die Jugend ist so schnell bereit, das Neue zu ergreifen. Wo sie Freude und Abenteuer findet, da ist ihre Heimat. Rohalt aber vergaß den Sohn seines Herrn nicht und suchte ihn in allen diesen Jahren. An allen Küsten des Nordmeers, in allen Ländern von Norwegen bis nach Irland fragte er nach dem Knaben. Wie ein Bettler zog er verarmt von Stadt zu Stadt, bis er Kunde von Tristan hatte und ihn fand am Hofe König Markes.

Da gab er dem Könige Rechenschaft von dem Kinde, von Rivalin und Blanscheflur und ihrem Tode und allem, was sich inzwischen begeben hatte. So wurde offenbar, daß Tristan der Nefte des Königs war, und Marke hielt ihn würdiger als je zuvor und sprach:

„Du sollst einst der Erbe meiner Lande werden. Ich weiß, du bist würdig ein König zu sein.“

Darum hatte Tristan Feinde unter den Baronen von Cornwall, die keinem Fremdling gehorchen wollten.

Als Tristan in das Alter gekommen war, schlug ihn Marke zum Ritter und gab ihm ein großes Fest. Dann fuhr Tristan nach Bretland, und nach vielen Kämpfen erschlug er Morgan, der ihm sein Land genommen hatte, und brachte alle Macht seines Vaters Rivalin wieder in seine Gewalt. Aber sein Herz war nicht in Bretland. Alle Vasallen versammelte er um sich und sprach zu ihnen:

„Ihr streitbaren Herren, ihr guten Freunde, für meinen Vater und meine Mutter habe ich Rache genommen und alle verlorene Macht ist wieder in meiner Hand, durch eure Hilfe und die Hilfe Rohalts von Kanoël, der meinem Vater die Treue bewahrte bis über den Tod. Was könnte ich besseres tun, als daß ich dies Land und seine Herrschaft in die Hand Rohalts und seines Geschlechtes lege, daß Bretland bei seinem Hause bleibt, solange die Seinen es zu bewahren wissen.“

Ich habe meine Heimat jenseits des Meeres bei König Marke gefunden. Ihm gehört mein Leib und meine Seele und ihm will ich dienen, solange er lebt.“

Da lobten alle Tristan um dieser ritterlichen Tat willen und nahmen weinend Abschied von dem jungen, edlen Herrn. Und Tristan fuhr mit wenigen Freunden wieder gen Tintagel über das Meer.





Tristan und Morold

Sur Zeit, als König Marke noch ein Kind war, hatte der König von Irland Cornwall und England überwältigt und seiner Herrschaft tributpflichtig gemacht. Alle Jahre kamen seine Gesandten nach Tintagel und holten im ersten Jahre dreihundert Pfund Kupfer, im zweiten dreihundert Pfund Silber und im dritten das gleiche Gewicht an Gold. Im vierten Jahre aber verlangten sie dreihundert Knaben und Mädchen im Alter von fünfzehn Jahren, ausgelost aus den ersten Familien von Cornwall und England. Das war ihr beschworenes Recht nach den alten erzwungenen Verträgen. Die Knaben und Mädchen mußten in Irland die Dienste der Knechte und der Mägde tun.

Als Tristan von seiner Fahrt nach Tintagel zurückkam, empfing ihn große Trauer. Alle Barone von England und Cornwall fand er weinend und seuf-

zend im Schlosse vereint. Der König von Irland hatte Morold, seinen Schwager gesandt, daß er ihm die Kinder der Edlen brächte, die man ihm einige Jahre gegen das Recht verweigert hatte.

Morold war ein Gewaltiger und glich in allem den Riesen, wie sie die Vorzeit hervorbrachte. Noch nie hatte einer im Kampfe ihm widerstehen können. Um ihn für sich zu gewinnen, hatte der König von Irland Morolds Schwester, Isot, zum Weibe genommen.

Höhnisch trat Morold unter die trauernden Barone, die um ihre Kinder losen sollten:

„Ist einer unter euch,“ rief er und lachte, „der sich getraut England und Cornwall von der Schmach zu befreien, so bin ich bereit mit ihm zu kämpfen. Wenn er mich bezwingt, sollt ihr frei sein für alle Zeiten. Aber wenn ihr keinen Mut habt — und ich sehe wie ihr schon zittert — so sollen eure Söhne mit Recht Knechte werden und eure schönen Töchter die Dienerinnen von Irland.“

Voll Zorn sah Tristan die weinenden, geduckten und verzweifelten Herren, die schon vor der Stimme des Morold erschrafen.

„Ein Tier“, rief er laut, „tut mehr für seine Jungen als ihr.“

Er drängte sich rasch vor und warf Morold den Handschuh zur Feinde hin. Der hob ihn lachend auf und sprach:

„Was soll mir der Knabe? Ich werde einen Stecken gebrauchen müssen und kein Schwert.“

Nicht weit von Tintagel lag eine kleine Insel im Meer, dort sollte Tristan mit dem Morold streiten. Mit aller Pracht gewaffnet fuhr der Ire in einem

Boot mit purpurnem Segel über den Sund, zog sein Schiff auf den Strand und wartete auf seinen Gegner.

Als Tristan zur Insel kam und ans Land sprang, stieß er sein Boot mit einem Fußtritt ins Meer zurück.

„Was soll das?“ rief Morold, „daß der Tor sein Schiff ins Meer stößt?“

„Einer von uns“, sprach Tristan, „wird diese Insel nicht mehr verlassen. So mag uns ein Schiff genügen.“

Mit höhnischen Spottreden reizten die Helden einander und lange tobte der Kampf unentschieden und schwer. Schlächtruf und Schwerthieb klang weit über den Sund bis an den Strand von Tintagel, wo viel Volk und die Freunde Tristans und Morolds auf den Ausgang harrten.

Tristan erhielt eine tiefe Wunde.

„Mache Frieden,“ rief Morold, „was geht es dich an, ob die Barone mir Sold zahlen. Du gefällst mir, Knabe, ich will deinen Tod nicht. Wisse, daß mein Schwert giftgetränkt ist, nur meine Schwester Isot von Irland kann deine Wunde heilen; mache Frieden und komme mit mir. Die Königin soll dich pflegen.“

Tristan hörte nicht auf ihn, sondern sprang den Riesen wütend an:

„Ich habe die Freiheit zweier Länder in meinen Händen; du sollst sie nicht von dem Lebenden nehmen,“ rief er, und traf den Morold so gut mit dem Schwert, daß er ihm den Schädel spaltete. Ein Stück von Tristans Klinge sprang ab und blieb in Morolds klaffender Wunde.

Als die Herren und Frauen am Strand das Schiff des Morold mit dem purpurnen Segel zurückfuhren

sahen, erkannten sie Tristan nicht und verzweifelten. Von lauter Klage hallte das Ufer. Aber die Ritter, die mit Morold von Irland gekommen waren, antworteten mit Gelächter. Da sprang Tristan an den Strand und Leid und Freude vertauschten sich.

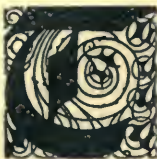
„Ihr Herren von Irland,“ rief Tristan, „fahrt zu der Insel hinüber und holt euch den Sold von England und Cornwall.“

Alles Volk jubelte und dankte dem Helden, sonderlich aber die Mütter, deren Kinder er vor der Knechtschaft bewahrt hatte.

Vor dem herandrängenden Volke und vor den Feinden bedeckte Tristan seine schmerzende Wunde mit dem Schild. Als er aber in das Schloß gekommen war, sank er taumelnd und ohnmächtig in die Arme König Markes.

In Irland war große Trauer um Morold. Gummurun, der König von Irland, ließ sogleich alle Küsten des Landes bewachen und alle Kaufleute und Schiffer aus dem Lande Markes, die durch Zufall oder von widrigen Winden getrieben nach Irland kamen, umbringen als Racheopfer für Morold.

Am größten war die Trauer Isots, der Königin und ihrer jungen, schönen Tochter Isolde. Weinend wuschen die Frauen den Leichnam und rieben ihn mit köstlichem Balsam. Auch fanden sie in der Wunde den Splitter aus Tristans Schwert und verwahrten ihn gut. Alle Flüche der Hölle riefen die Frauen auf Tristan herab. Mit dunklen Zauberformeln suchten sie ihn in das traurigste Schicksal zu verstricken.



Tristan lag siech auf Tintagel und kein Arzt, kein Heilkraut, kein Tau und keine Sonne half ihm. Das Gift in seiner Wunde gärte und brachte ihn nahe an den Tod. Als er nirgend mehr Rettung sah und die Ärzte ihn schon in die Hände der Priester geben wollten, gedachte er der Worte Morolds: „Nur meine Schwester kann dich heilen.“ Fortan suchte er eine List, um die Königin von Irland zu betrügen und Kraft und neues Leben aus ihren Händen zu gewinnen.

In einem Schiff, das Kurwenal der Getreue mit wenigen Männern führte, fuhr Tristan heimlich bis nahe an Weisefort, die Stadt, wo Isot von Irland wohnte. Kurwenal trug seinen Herrn in eine Barke, die weder Ruder noch Segel hatte, bettete ihn gut und gab nur seine Harfe mit ihm. Dann fuhr das Schiff hinweg.

Tristan trieb einsam auf dem Meere Irland zu. Wenn ihm die Stunden zu traurig wurden, spielte er auf seiner Harfe und die Töne liefen lockend über die weite Flut. Schiffer von Weisefort, die in der Frühe zum Fischen fuhren, folgten wie Bezauberte dem Klang und fanden Tristan und nahmen ihn mit in ihre Stadt.

„Der Sieche spielte wie ein König unter den Harfenspielern,“ sprachen sie zueinander, „wir wollen ihn zu der Königin bringen, vielleicht daß sie ihn heilt und Freude an seinem Spiel hat.“

Niemand in Weisefort erkannte Tristan, den kranken von Gift entstellten Mann.

„Ich bin Tantris, ein Spielmann,“ so log er allen, die ihn nach seinem Schicksal fragten. „Ich fuhr mit

einem Freunde, einem reichen Kaufmann, von Spanien über das Meer. Unterwegs überfielen uns Räuber und töteten alle und nahmen das Schiff. Mich aber legten sie verwundet und krank in diese Barke, weil ich sie mit meinen Liedern überredete. Vierzig Tage und Nächte trieb ich auf dem Meere in den Winden und über die endlosen Wasser. Sagt mir, wo bin ich?"

Sie sprachen: „In Weisefort, wo Isot, die heilkundige Königin, herrscht. Wir wollen dich zu ihr bringen; denn sie liebt die welterfahrenen Spielleute.“

Isot und ihre Tochter Isolde nahmen den Siechen freundlich auf und heilten ihn mit allerlei Kräutern und weiser Pflege. Tristan mußte ihnen Heldenlieder auf Morold singen und Trauerlieder auf seinen Tod. Er unterwies auch die junge Isolde in Saitenspiel und Gesang und in aller Kunst, die er verstand, in Wissenschaft und Sprache, in Sittsamkeit und zierlichem Wesen, wie es edlen Frauen geziemt. Und Isolde verehrte und bewunderte Tristan. Auch in sein Herz schlich sich heimlich die Lieblichkeit ihrer Gestalt, aber noch war er wie ein Kind, unerfahren im Wesen der Frauen und der Liebe.

Als Tristan sah, daß er gesund und seiner früheren Gestalt ähnlich wurde, fürchtete er von den Rittern, die mit Morold in Tintagel waren, erkannt zu werden und dachte auf seine Heimkehr. Isolde und ihre Mutter wollten ihn nicht ziehen lassen.

„Ich habe in meinem Vaterlande ein ehelich Weib und Kinder, die ich liebe,“ sprach Tristan. „Ich muß zu ihnen; mein Herz will es.“

Da ließen die Frauen ihn ziehen, segneten seinen Weg und wünschten ihm Glück und langes Leben. Sie wußten nicht, was sie an ihrem Todfeinde getan hatten.



Wie Tristan Isolde für König Marke gewann



Tristan wurde in Tintagel von den Seinen mit Freuden empfangen und alle am Hofe vereinten sich, ihn zu ehren und ihm zu dienen. König Marke hielt ihn wie seinen Sohn. Nur die reichen Barone von Cornwall sahen mit Neid und Wut, wie in Tintagel ein Fremdling alle Macht gewann.

„Was ist es denn so Sonderliches mit diesem Abenteuerer,“ sprachen sie im geheimen untereinander, „dessen Eltern nicht einmal gewiß sind? Das sehen doch wohl alle, daß er den Morold nicht aus eigener Kraft schlug nach rechter Ritter Weise. Hätten wir denn unsere Kinder nicht selbst erretten können, wenn Menschenmacht da etwas vermocht hätte? Aber dieser Tristan ist ein Zauberer und mit dunklen Mächten im Bund, das sieht man aus allem. Wie hätte er sonst die Königin Isot dahin bringen können, daß sie den Mörder ihres Bruders von dem Gifte heilte? Auch König Marke ist verzaubert von diesem Gaukler und

will ihn zu seinem Erben machen. Ist er denn nicht selbst Manns genug, daß er ein Weib nimmt und Kinder hat und uns einen rechtmäßigen Erben gibt und nicht diesen Bastard.“

Sie machten sich an König Marke und bedrängten ihn im Kronrat und an allen Orten, auf der Jagd und bei den Festen:

„Ihr müßt ein Weib nehmen, König Marke, es ist eine Schande für Euer Geschlecht und Ihr handelt wenig, wie es sich für einen König ziemt, daß Ihr kinderlos sterben wollt und laßt uns ohne Herrn!“

„Ich habe ja einen Sohn,“ erwiderte ihnen der König, „und will keinen besseren als Tristan, um den meine Schwester Blanscheflur ihr Leben ließ. Er wird mein Erbe und euer Herr sein.“

„Nicht also,“ sprachen die Herren, „das Volk will ihm nicht wohl, denn er ist ihnen fremd. Ja, wenn sie sähen, Gott will Euch von einem Weibe keinen Sohn geben, aber Ihr habt nie ein Weib zu Euch genommen und mißachtet die Gesetze der Natur.“

Marke verlachte sie und sprach: „Woher sollte wohl der Alternde ein Weib nehmen, das ihn wahrhaftig lieben könnte.“

Aber die Herren ließen ihm keine Ruhe und bedrängten ihn Tag und Nacht. Auch verleumdeten sie Tristan und sprachen:

„Seht, wie fein er den König gefangen hält! Seht den Kronenjäger, der sich in ein warmes Nest setzen will, das er nicht gebaut hat.“ Und andere Worte und Gebärden hatten sie, die Tristan im verborgenen trafen. Ein giftiger Dunst von Neid und Mißgunst sammelte sich um ihn und verleidete ihm die Luft.

„Was liegt mir an der Krone von Cornwall“ dachte Tristan und ging zu König Marke und drängte ihn auch, ein Weib zu nehmen.

Marke wies ihn zornig ab: „Kommst auch du mit dieser Narrheit?“

„So werde ich Euch verlassen müssen,“ sprach Tristan. „Denn ich kann nicht atmen, wo Gift und Neid um mich sind. Lieber will ich wie ein landfahrender Ritter, aber fröhlich und unbekümmert, meine Straße ziehen.“

Marke erschrak, und um Tristan und die Barone zu täuschen, stellte er sich, als wollte er ihren Wünschen folgen:

„Seit Tristan von Irland zurück ist,“ sprach er „hat er nicht aufgehört Isolde und ihre blonden schönen Haare zu preisen und mit dem Gemälde ihrer Lieblichkeit alle zu bezaubern, die ihm zuhören. Seht, auch ich bin von Liebe zu ihr entflammt worden. Bringt mir Isolde von Irland, so will ich sie zum Weibe nehmen; sonst verschont mich mit eurem Geschwätz.“

Marke dachte aber: „Wie wollen sie den Zorn Gumaruns und der Seinen überwinden und wie wird Isolde den zum Manne wollen, der die Ursache von Morolds Tod war.“

Die Barone lachten, als der König Isolde begehrte:

„Davon laßt ab, Herr,“ sprachen sie, „wer könnte es wagen um Isolde zu freien, wo die Iren jeden, der von uns an ihre Küste kommt, sogleich umbringen?“

„Was kümmert das mich,“ sprach Marke. „Seht, ich bin verliebt in diese Königin und will keine andere.“

Zwei Schwalben flogen neulich durch mein Gemach, die trugen ein goldenes Haar im Schnabel und warfen es auf mein Bett. Seht, dieses Haar hatten sie ohne Zweifel Isolde von Irland geraubt; denn seitdem verzehrt sich mein Herz nach ihr. Bringt sie, oder laßt mich in Frieden.“

Da verzweifelten die Barone: „Herr, es ist unmöglich, daß Isolde dein Weib wird!“

Aber Tristan rief: „Wer wird schon verzagen, ehe er auch nur versucht hat. Ich bringe Euch Isolde, oder ich will mein Leben darum verlieren. Gebt mir zwanzig von diesen edlen Baronen als würdige Brautwerber und dazu will ich hundert Ritter nehmen, so wollen wir Isolde gewinnen und müßten wir sie aus den Klauen von Drachen holen.“

Die Barone erschrafen sehr, als Tristan zu diesem gefährlichen Unternehmen zwanzig von ihnen als Brautwerber verlangte und wollten nicht.

„Warum müßt Ihr gerade Isolde von Irland begehren,“ sprachen sie zu König Marke, „die Ihr nie gesehen habt und die Euch haßt als ihren Todfeind?“

„Nur eine ist würdig König Markes Weib zu werden,“ rief Tristan, „Isolde von Irland, und ich bringe sie oder will nicht leben.“

Tristan rüstete sogleich und eifrig ein Schiff, und fuhr mit hundert Rittern und zwanzig Baronen aus den ersten Familien von Cornwall gen Irland.

„Das müßte doch seltsam zugehen,“ dachte er, „wenn ein Ritter nicht ein Weib mit List oder Gewalt gewinnen könnte.“

So fährt die Jugend fröhlich ins Ungewisse und vertraut ihrem Glück, aber das Schicksal hilft den

Mutigen immer. Die Ängstlichen und Besorgten betrügt es und macht ihre weisen Anschläge mit Lust zunichte.



Als Tristan mit seinem Schiff nahe gen Weisefort gekommen war, verzagten die zwanzig Barone, die er mit sich genommen hatte.

„Warum hat Gott uns in die Hand dieses Toren gegeben, dieses Verwegenen, der sein Leben wie ein verächtliches Ding aufs Spiel setzt?“ sprachen sie. „Möchte er mit dem seinen noch machen was er will, aber wir werden mit ihm zugrunde gehen, wenn er nicht bald Vernunft annimmt. Fragt er uns auch nur um Rat, was zu tun sei? Wie ein Tollwütiger fährt er mitten in den Rachen des Todes und sagt uns nicht einmal, wie er das Weib gewinnen will.“

Tristan führte das Schiff bis dicht an den Hafen von Weisefort und verankerte es so, daß auch der beste Bogenschuß vom Lande es nicht erreichen konnte. Die Ritter und Barone aber ließ er in die unteren Räume des Schiffes gehen. „Wenn ihr euer Leben liebt,“ sprach er, „wagt euch ja nicht auf das Verdeck. Nur die Bootsleute und Schiffer sollen an ihren Plätzen bleiben. Ich aber will in die Stadt und will sehen, was geschehen kann. Wenn ihr in drei Tagen keine Nachricht von mir habt, so fahrt nur in der Stille wieder davon und sucht dem Könige ein anderes Weib. Ich habe dann mein Leben in diesem Dienst verloren.“

Die Leute von Weisefort sahen das fremde Schiff und versammelten sich am Strande. Auch der Marschall, in dessen Hand Stadt und Hafen gestellt

waren, kam bald mit den Schergen, zu sehen, wer auf dem Schiffe sei. Schon stießen sie die Kähne vom Land. Tristan, um ihnen zuvorzukommen, stieg eilends in ein Boot und fuhr mit Kurwenal und wenigen Getreuen ihnen entgegen. Tristan und die Seinen hatten sich aber wie fremdländische Kaufleute in weite Mäntel gekleidet, daß man ihre ritterlichen Gestalten nicht erkennen konnte.

Mit Drohungen wurden die Fremdlinge von den Schergen empfangen. Tristan, der in seinen Händen offen einen edlen Becher trug, schritt ruhig durch das Volk hindurch bis vor den Marschall und verneigte sich vor ihm:

„Was soll dies Geschrei, edler Herr,“ sprach er, „und dieser drohende Lärm und die feindlichen Gesichter in einer Stadt, in der ich vor vielen Jahren so oft mit Freuden aufgenommen wurde, wenn ich kam um Zobel und Seide, edle Steine und schöne Geräte aus Silber oder Zinn zu tauschen und zu verkaufen, wie es mein Geschäft ist? Habe ich denn umsonst die weite Reise von meiner Heimat, dem Frankenlande, hierher gemacht? Dürfen Eure Frauen und Eure Töchter sich nicht mehr schmücken, Euch zu gefallen? Seht, hier diesen Pokal brachte ich als Gastgeschenk dem Marschall dieser Stadt, daß er seine Hand über meinen Geschäften halten möchte. Auch will ich dem Könige von dem Erlös meiner Waren täglich eine Mark roten Goldes geben. Wenn es Euch aber nicht angenehm ist, so laßt mich wieder zu meinen Gefährten hinausfahren und wir wollen uns eine gastlichere Stätte suchen.“

„Mit nichts!“ sprach der Marschall und nahm den Becher aus Tristans Hand. „Wenn Ihr nicht aus

Cornwall oder England kommt, so handelt und feilscht hier so lange es Euch beliebt. Wenn Ihr mehr so köstliche Waren bringt, werdet Ihr bald guten Zulauf haben.“

So konnte Tristan ohne Gefahr die Stadt betreten, wo Isolde bei ihrer Mutter wohnte, und die Gelegenheit erkunden, wie er sie gewinnen und zu König Marke führen könnte. Nun hört, wie ihm das Glück günstig war.



u den Zeiten, wo diese Geschichten geschehen sind, lebten auf Erden noch viele furchtbare Ungetüme, Tiere und Wesen teuflischer Art, die ganze Länder verheerten und in Schrecken hielten. Auch in einem Walde, nahe bei Weisefort, hauste seit wenigen Jahren ein Ungeheuer, das Menschen und Tiere vernichtete und wie eine Strafe Gottes auf Irland lag. Seit Morold tot war, lebte niemand, der ihm hätte begegnen können.

Als die Plage immer drückender wurde und der Drache zuweilen bis dicht vor die Tore von Weisefort kam und Feuer und Gift gegen die Stadt spie, versprach König Gumurun mit einem Eide dem Ritter, der den Drachen umbrächte, seine Tochter Isolde zum Weibe. Die Kunde verbreitete sich rasch in Irland und den angrenzenden Ländern, und viele Abenteurer versuchten ihr Glück und büßten mit dem Tode ihr Verlangen nach der schönen Isolde.

Von diesem Drachen und dem Eide des Königs vernahm Tristan, während er auf Kundschaft in der Stadt war. In der Frühe des nächsten Tages ließ er im geheimen sein gutes Streitroß aus dem Schiff ans Land bringen, außerhalb der Mauern der Stadt.

Er waffnete sich gut mit Speer, Schwert und Schild und ritt landeinwärts, dem Walde zu. Noch war er nicht weit gekommen, da jagten ihm auf zitternden Pferden drei Ritter entgegen und schrien: „Der Drache, Herr, der Drache,“ als wären sie schon in seinen Klauen.

„Wo ist der Drache?“ fragte Tristan.

„Auf unseren Fersen!“ rief der letzte der Ritter, und alle jagten der Stadt zu.

Tristan ritt noch eine gute Weile, dann fand er das Untier. Greulich war es anzuschauen, als hätte es die Hölle ausgespien. Schnaubend und wütend fuhr es auf den Ritter los und wollte ihn mit glühender Lohe versengen.

Tristan kämpfte einen schweren Kampf. Sein gutes Roß verlor er da im Streite. Dann aber stieß er seinen Speer dem Drachen in den offenen Schlund bis nahe an das Herz. Brüllend vor Qual und Wut fuhr er, Bäume und Sträucher auf seinem Wege versengend, nach seiner Höhle. Tristan aber blieb dicht hinter ihm und verwundete ihn mit seinem Schwerte.

Aufs neue tobte der Kampf, über Manneskraft. Tristans Schild war zu Kohle verbrannt, sein Leib ermattete. Aber sein Speer saß tief in dem Leben des Drachen und brachte ihm endlich den Tod. Mit einem wilden Schrei verendete er. Da schnitt Tristan als Zeichen des Sieges die Zunge aus dem verklammten Gebiß und ging zu Tode ermüdet und von dem Gistdunst betäubt nach einer Quelle, die er bei einem Felsen fließen sah. Aber noch ehe er trank, fiel er in das Gebüsch, das um die Quelle stand und lag wie tot.



ine lustige Geschichte begab sich unterdessen. Einer der drei flüchtenden Ritter, denen Tristan am Morgen am Waldrande begegnete, war Agwin mit den roten Haaren, ein Truchseß des Königs von Irland. Agwin war ein eitler und törichter Mensch.

Isolde machte sich zuweilen über ihn lustig, weil er ein Kleidernarr war, und sprach: „Ei, ei, Agwin, welche herrlichen Schuhe tragt Ihr da und welche glitzernde Sporen! Wie ist Euer Haar so schön geschaitelt! Welchem Mädchen verdankt Ihr dies seidene Band oder diesen schönen Ring? Wie könnt Ihr Euch nur so lieblich machen und was sollen die armen Mädchen und Frauen tun, denen Ihr mit Eurer Schönheit den Sinn verdreht!“

Darum glaubte der Tor, Isolde sei in ihn verliebt und wünsche nichts sehnlicher, als daß Agwin und kein anderer den Drachen erschlage. Jeden Morgen ritt er mutig gerüstet und zum Kampf entschlossen in den Wald, den Drachen zu bestehen, aber wenn er das Brüllen des Untiers hörte, floh er jeden Morgen viel eiliger, als er gekommen war, so, wie ihn auch Tristan an diesem Morgen getroffen hatte.

Als Agwin den fremden Ritter so kühn in den Wald reiten sah, kehrte er nicht mit seinen Begleitern in die Stadt zurück, sondern schlich vorsichtig am Waldrand entlang und war von ferne und voll Schrecken mit seinen Ohren Zeuge des Kampfes. Als er nun den Todesschrei des Drachen hörte und die Stille, die dann folgte, und der Ritter dennoch nicht zurückkehrte, dachte er: „Sie haben vielleicht einer den andern umgebracht, und ich mache da einen guten Fund.“

Zögernd und mit aller Vorsicht ritt er in den Wald hinein, und nach vielen Schrecknissen, und nachdem er oft seine Tollkühnheit und die Liebe, die ihn dazu brachte, verflucht hatte, traf er unversehens auf den Drachen. Mit einem Ruck, so gewaltig, wie ihm niemand zugetraut hätte, riß er sein Roß zurück, so heftig, daß es sich überschlug und er mit ihm am Boden lag; auch fand er keine Zeit, wieder in den Sattel zu steigen. Auf den Tod erschrocken, sprang er zu Fuß waldein. Niemand verfolgte ihn, und als er sah, daß auch seinem Pferde nichts geschehen war, kehrte er mutig und mit verhaltenem Atem zurück, und nach vielem Zögern und Zittern und Hin- und Widerschleichen fand er endlich, daß der Drache tot und ganz gefahrlos war.

Wie gerne würde ich euch jetzt sein mutiges und entflammtes Herz zeigen. Auf sein Roß sprang er und ritt den Drachen mit solcher Wucht an, daß ihm der Speer hinten aus dem Arm heraus und weit hinter das Roß fuhr. Dann sprang er ab und schlug mit seinem guten Schwert dem Ungeheuer mit vieler Mühe so viele Wunden, wie er anzubringen vermochte. Schließlich brachte er es so weit, daß er ihm das Haupt vom Rumpfe trennte. Dann sah er sich nach dem fremden Ritter um.

„Vielleicht ist er sehr müde oder ohnmächtig,“ dachte er, „und ich brauche dem Tod nur ein wenig zu helfen, so hat er ihn ganz, und niemand darf zweifeln, daß ich den Drachen erschlug.“ Er suchte, aber er fand Tristan in seinem Eifer nicht.

„Ohne Zweifel,“ dachte er, „hat ihn der Drache gefressen, so wie er ja auch dies Roß zur Hälfte verzehrt hat. Vielleicht ist er auch zu Asche verbrannt.“

So jagte er unbesorgt zur Stadt zurück, und allen, die ihm begegneten, erzählte er laut die Märe, wie er den Drachen überwunden und getötet habe. Er machte solchen Lärm, daß das Volk auf den Gassen zu hauf lief.

„Seht, welche Tat das ist,“ rief er, „noch heute morgen versuchte ein fremdländischer Ritter den Drachen zu bestehen, aber der fraß Roß und Reiter. Ich aber gewann meine Herrin Isolde die blonde.“

Auch sandte Agwin sogleich einen Wagen, daß man ihm das Haupt des Drachen hole. Er wollte es Isolde als Zeichen seiner Tat und seiner Liebe bringen. Einige seiner Verwandten gingen auch hinaus und brachten es ihm.



Isolde lachte, als sie von der Tat des Torens hörte; dann aber, als sie den Kopf des Untiers durch das Stadttor fahren sah, erschrak sie und wurde ärgerlich: „Das glaube doch niemand, daß dieser rothaarige Narr solche Tat getan hat, und wenn er sie getan hat, so will ich doch niemals sein Weib werden.“ Und sie weinte.

Isot und Isolde hielten Rat, wie sie der drohenden Schmach begegnen könnten. Am nächsten Morgen in aller Frühe ritten sie mit Brangäne, Isoldens vertrauter Dienerin, und mit Pereneis, ihrem Knappen, in den Wald und fanden die Stelle, wo Tristan den Drachen erschlagen hatte. Da sahen sie auch sogleich Tristans Roß mit dem fremdländischen Sattelzeug und sprachen: „Es ist kein Zweifel, der Herr dieses Tieres hat die Tat getan. Aber wo ist er?“ Sie suchten ihn im Walde, und von ungefähr sah Isolde den Helm Tristans im Gebüsch leuchten, und fand da den Helden

wie einen Toten. Als ihm aber die Frauen den Helm aufbanden und ihn von der Rüstung befreiten, fiel die giftige Zunge aus den Beinschienen, und Tristan seufzte und öffnete die Augen.

„Das ist ja Tantris, der Spielmann!“ rief Isolde und beugte sich über ihn, und Tristan lächelte und verlor wieder die Sinne. Behutsam hoben ihn die Frauen und Pereneis auf ein Roß und brachten ihn nach Weisefort in die Gemächer der Königin. Die Zunge des Drachen nahmen sie auch mit und verwahrten sie.

Tristan erholte sich bald von seiner Ermattung. Auf seinem Bette saß er und erzählte den Frauen ein Märchen: „Ja, da ist Tantris der Spielmann wieder zu euch gekommen und ihr habt ihm abermals das Leben bewahrt.“

„Wie kamst du nur wieder nach Irland?“ fragten sie.

„Frau und Kinder fand ich gesund daheim und fuhr wieder in die Fremde. Vor Königen und Grafen zeigte ich meine Kunst, aber Spielmann sein, ist nur ein trauriges Gewerbe. Schatten des Lebens sind wir nur, ruhmredige Bilder von Taten. Mit dem Munde bringen wir Drachen und Riesen um; mit dem Munde haben wir Liebesnot und Liebeslust, aber unser Leben weiß wenig davon. So sind wir mit Recht verachtet von allen Helden und Liebenden wie die Schwächer, die wohl wissen, was gut und tapfer und schön ist, aber selbst nicht gut, nicht tapfer, nicht schön zu sein vermögen. Ein traurig Schicksal, dessen ich müde war, und ich beschloß, selbst eine Tat zu tun, die würdig wäre, daß andere Sänger darüber ein Lied sängen; zeigen wollte ich allen, daß auch mein Herz und

meine Hand meiner Lieder wert sind. Auch gedachte ich, wie ihr mich vor dem Tode bewahrtet, und stellte mein Leben in euren Dienst und erschlug den Drachen.“

„Aber,“ sprach Isolde, „es ist da ein Schwäger aufgestanden, ein Truchseß des Königs, der behauptet, er habe den Drachen erschlagen, und es ist eine Versammlung ausgerufen, heute in drei Tagen, da soll er vor allen Edlen von Irland seine Tat bezeugen und ich selbst soll sein Weib werden nach des Königs Eiden.“

Tristan lachte und sprach: „Fürchtet nichts, davor will ich Euch wohl bewahren.“ Und die Frauen pflegten ihn, so daß er bald alle seine Kraft wieder gewann.



solde machte für Tristan ein Bad und war wie seine Dienerin; sie rieb ihn mit edlem Balsam und kräftigenden Salben und verwunderte sich über seine schöne und ritterliche Gestalt und dachte: „Wie schade, daß dieser Mann nur ein Spielmann ist und Weib und Kinder hat. Wäre er ein Ritter, so sollte er mich gerne gewonnen haben.“

Ihr Herz beugte sich, von der süßen Kraft der Liebe überwältigt, vor dem Helden, und alle ihre Sinne erfüllten sich mit seinem Bilde.

Allerlei Zweifel fielen die Königin an, und sie ging hin, Tristans Rüstung anzuschauen, ob sie nicht irgend ein Zeichen, ein Wappen oder ein Wort finden möchte, das ihr des Gastes Art und Geschlecht verriete. Aber sie fand nichts.

Tristan lächelte, als er sah, wie Isolde seine Waffen prüfend betrachtete: „Wie seltsam ist das,“ dachte er, „ich habe Isolde die blonde gewonnen, und wie

zahn sie ist und wie freundlich. Wenn sie wüßte, wen sie abermals vom Tode errettet hat."

Isolde sah das Lächeln und dachte: „Der Fremde lächelt, weil ich ein geheimes Zeichen nicht gefunden habe.“

Abermals sah sie seine Waffen prüfend an, auch das Schwert, das sie aus der Scheide zog; da fand sie eine Scharte in der Klinge, und da sie klug war, gedachte sie sogleich des Splitters, den sie einst in Morolds Haupt gefunden und der ihr so viel Gram gebracht hatte. Sie eilte und holte ihn, und siehe, da paßte Splitter und Schwert so gut, daß man kaum eine Naht sah.

„Das ist Tristans Schwert,“ so schrie ihr Herz, und zugleich dachte sie: „Tristan, Tantris, das klingt seltsam verwandt.“ Und nun sah sie, daß der Kühne nur die Silben vertauscht und sie so betrogen hatte.

Isolde schrie auf vor Zorn und Schmerz und stürzte zu Tristan, schwang sein Schwert und wollte ihn im Bade erschlagen.

„Ihr seid Tristan von Bretland,“ rief sie, „wie könnt Ihr es wagen, mit der Blutschuld im Herzen in unser Haus zu schleichen. Ihr dachtet wohl, mich zu fangen und zu gewinnen und dann zu verkaufen in ein fremdes Land, wie Morold den Mädchen von England getan hat. Mit Hohnlachen wolltet Ihr erzählen, seht, das tat ich an Isolde von Irland! Aber nun sollt Ihr sterben.“

Tränen rannen aus ihren Augen und erstickten ihre Worte zwischen Wut und Scham und Schmerz.

„Nicht also, schöne Isolde!“ sprach Tristan. „Tötet mich, wenn Ihr dem Gast die Freundschaft brechen, wenn Ihr, als eine edle Frau, Euch mit Blut und

Schuld beladen wollt, aber erst hört mich an. Ich kam wohl her, um Euch zu gewinnen, aber nicht um Euch zu verkaufen. Glaubt Ihr denn, ein Mann könne ungestraft so lange Euch nahe sein, wie Cantris, der Spielmann war! Mein Leib wurde gesund vom Gifte Morolds, aber mein Herz war krank von Isolde, seit ich wieder an König Markes Hof lebte, und ich zermartete mich all diese Jahre in Liebe und Sehnsucht nach Euch. Da hörte ich von dem Drachen und dem Gelöbniß des Königs, Eures Vaters, und nun bin ich hier und Isolde soll mein werden, wenn sie Morold vergessen kann, den ich in ehrlichem Kampfe erschlug. Ich will ihr nun lieb tun für alles Wehe, das ich ihr zuvor getan habe."

Tristan war schlau und überlistig. Mit klugen Worten wand er sich wie eine Schlange in Isoldens Herz, das schon so schwer von Liebe verwundet war.

"So töte mich nur," sprach er, "mein Herz und mein Leben ist dein zu allen Zeiten. Töte Tristan — und dann gehe zu Agwin, der dich mit falschen Eiden in sein Bett zerrren wird, wenn ich ihm nicht entgegenreten und seine Lügen zerreißen kann."

Da warf Isolde das Schwert fort, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und ging weinend hinaus.

Tristan stieg aus dem Bade, und als dann auch Isot die Königin und Brangäne kamen und ihn anklagten, beredete er auch sie. Er nahm die Königin beiseite und sprach:

"Ich weiß einen Freier für Eure Tochter, der ist viel edler als ich; ich bin nur sein Dienstmann. König Marke von Cornwall will sie zum Weibe nehmen. Wenn Ihr mir vertrauen wollt; so will ich von meinem Schiffe seine Geschenke holen lassen und zwanzig

Brautwerber von seinen edelsten Baronen, und es soll hinfort Friede sein zwischen Irland und Cornwall und Freundschaft für alle Zeiten.“

So gewann er die Königin. Und Isot überzeugte Gumurun, ihren Gemahl, und sprach: „Laß nur deinen Kummer. Nicht dieser Agwin, der ein Betrüger ist, sondern König Marke soll der Gemahl deiner Tochter werden. Tristan hat sie für ihn gewonnen. Gib ihm Frieden und Freundschaft, so will er den Narren abtun und die Brautgeschenke und edle Brautwerber bringen, die er in seinem Schiffe bewahrt.“

Da machte Gumurun Frieden und Freundschaft mit Tristan.

Große Angst herrschte in allen diesen Tagen auf dem Schiffe Tristans. Kurwenal und die Ritter waren in Sorge um ihren Herrn, aber die zwanzig Barone waren besorgt um sich selbst:

„Was wird dieser Tollkopf anstellen. Er wird uns die ganze Meute von Irland auf den Hals ziehen und wir alle sind verloren.“

Als Tristan lange nicht zurückkehrte, sprachen sie: „Er ist tot; auf! laßt uns schleunigst gen Tintagel fahren.“

Kurwenal und die Seinen bestimmten sie mit Mühe, noch eine Nacht zu warten. Gegen Morgen kam Pereneis, den Tristan gesandt hatte, und sagte ihnen, was geschehen war, und daß Friede war zwischen Cornwall und Irland. Tristan lud alle die Seinen zu Hof in ihren kostbarsten Gewändern und mit allen Geschenken, die sie für Isolde mitgebracht hatten.

Aus ganz Irland versammelten sich die Herren an dem Tage, wo der Truchseß in öffentlicher Versamm-

lung sein Recht an Isolde beweisen und und die Schöne aus den Händen ihres Vaters nehmen wollte. Mit freudigem Gedränge und lichthem Glanz füllte sich der Saal. Da traten die hundert Ritter Tristans und die zwanzig Barone König Markes feierlich gewappnet herein. Sie grüßten niemand und nahmen schweigend Platz; denn sie verstanden nicht die Sprache des Landes. Kurwenal aber brachte die edlen Kleinodien zu Tristan in das Frauengemach, und Isot und Isolde schmückten sich damit und blühten eine vor der anderen, Isot, die helle Sonne im Mittag, Isolde in ihren lichten Haaren, das zarte Morgenrot, das einen lieblichen Tag verspricht. Mit tiefem Erröten grüßte sie Tristan, der mit den Frauen zu der Versammlung ging.

Trozig trat der Truchseß im Kreise seiner Verwandten vor den König und verlangte Isolde für seine Tat. Das Haupt des Drachen schleppte man hinter ihm. Stolz prangte er mit neuen Federbüschen und silbernen Kettchen.

„Herr, Isolde ist mein,“ rief er, „wenn noch ein Wort gilt in Irland.“ Seine Verwandten gaben ihm Beifall.

Da trat Tristan herein, stattlich gewappnet. Alle seine Gefährten sprangen auf und grüßten ihn mit lautem Zuruf. Tristan neigte sich vor dem König, wies auf den Truchseß und sprach:

„Herr, ich klage diesen Menschen der Lüge und des Betrugens an, und bin bereit, ihm das mit guten Waffen zu beweisen.“

Agwin merkte noch nicht, was gegen ihn im Werke war, aber er fürchtete sich vor Tristan.

„Was braucht es der Waffen noch,“ rief er, „ich

brachte das Haupt des Drachen; das muß jedem zum Zeugnis genügen.“

„So ist es!“ riefen die Ritter von Irland.

„Ei, sieh da,“ sprach Tristan, „diese Heldentat hast du getan und dem toten Tier das Haupt abgeschlagen. So billig, denke ich, gewinnt man in Irland die Königstöchter nicht. Wo hat denn dein Haupt seine Zunge? Ich irre nicht, du vergaßest sie.“

Da brachen die Ritter dem Tiere das Gebiß auf und alle sahen, daß die Zunge abgeschnitten war. Tristan aber nahm sie aus seinem Wams und zeigte sie den Herren.

„Wenn euch das nicht Zeugnis genug ist,“ sprach er, „so bin ich bereit, mit allen Waffen mein Recht wider diesen Lügner zu beweisen.“ Und er drang dicht auf den Truchseß ein. Aber Agwin wich erschrocken hinter die Seinen zurück, wandte sich dann und floh unter dem schallenden Gelächter der Ritter. Auch Igot und Isole lachten mit hellen Stimmen.

„Ihr Herren,“ rief Tristan, „habe ich nun Isole von Irland mit Recht gewonnen?“

„Mit Recht,“ riefen alle, „aber erst sagt uns Geschlecht, Art und Heimat.“

„Ihr Herren, ich bin Tristan von Bretland!“

Wie von einem wütenden Sturme bebte da das Haus, und die Schwerter der Iren loderten auf einen Schlag empor. Aber Tristan stand im Kreise seiner Ritter und trat mitten vor den König.

„Bringt ihn um, den Verwegenen!“ riefen die Iren, „Blut für Morold!“ Da sahen sie, wie Gumurun dem Fremdling den Friedensfuß gab und wurden zornig stille.

König Gumurun stand auf und rief: „Friede

zwischen Cornwall und Irland! Und zum Zeichen gebe ich Isolde, mein Kind, in dieses Ritters Hand, daß er die Jungfrau König Marke, seinem Herrn, zuführt als des Königs ehelich Gemahl."

Diese Tat schien allen Rittern gut und sie jubelten Beifall. Isot führte ihr Kind zu Tristan und legte ihre Hände in die seinen, und König Gumerun verlobte sie König Marke in Tristans Hand.

Alle waren fröhlich. Das Geschrei erscholl in der ganzen Stadt, und Tanz und Freude waren viel an diesem Tage. Isolde aber war auf den Tod betrübt und erstarrt vor Schmerz, weil Tristan sie betrogen und ihre Liebe verworfen und ihren Leib in eines anderen Mannes Gewalt gegeben hatte. Weder Isot noch Brangäne vermochten sie zu trösten.





Der Liebestrant

Die Königin Isot bedachte: „König Marke ist nicht mehr jung, aber Isolde ist noch ein Kind; ihr Herz wird nicht bei ihrem ehelichen Gemahl sein. Wann sieht die Jugend auf Würde? Was liegt ihr an Königskronen und weiter Herrschaft, wenn sie von dem Feuer der Liebe entflammt ist. Nun sehe ich wohl, wie Isolde für Tristan brennt, und wenn auch in seinem Herzen keine Falschheit ist, habe ich doch oft genug erfahren, wie ein Feuer sich an dem anderen entzündet. Es lebt kein Mann, der nicht von einem schönen, liebenden Weibe sollte betört werden. So will ich mich vorsehen, ehe es zu spät ist.“

Die Königin nahm allerlei Kräuter, die Liebe wecken und Liebe erhalten, und kochte sie unter Gebeten und Zauberwünschen: „Herz zu Herz, wie Hand zu Hand und Blut zu Blut für ewig, daß auch der Tod nicht scheidet Herzen von Zauber gebunden.“

Isot vertraute den Liebestrank Brangäne an und sprach: „Du bist Isoldens Freundin und Dienerin von Jugend auf. Du sollst mit ihr nach Tintagel gehen und bei ihr wachen. Diesen Trank aber sollst du König Marke und Isolde zu gleichen Teilen geben in der Nacht ihrer Hochzeit; sie beide und sonst niemand soll davon trinken; denn es ist ein Liebestrank, der die Herzen verkittet und verzaubert.“ Brangäne nahm den Trank und schwor der Königin, alles nach ihren Worten zu tun.

Tristan führte mit den Seinen Isolde hinweg. Viel Leid brachte der Abschied ihr und allen, die zurückblieben. Immer wieder zögerte sie, und die Abschiedsstunde dehnte sich lange.

„Liebe Mutter, liebe Mutter,“ rief Isolde, „warum schickt Ihr mich in das Ungewisse zu diesem fremden König, den ich nicht kenne. Viel lieber wollte ich tot in der Heimat sein, als Königin in Cornwall.“

„Tristan ist ja bei dir,“ antwortete die Königin.

„Ich hasse Tristan, liebe Mutter.“

Da kam Tristan und nahm Isolde bei der Hand und führte sie auf das Schiff. „Herrin, der Wind ist uns günstig, wir müssen fahren.“ Die hohen, lichten Segel blähten sich auf und der Wind stieß den Kiel rauschend ins offene Meer.

Traurig und immer in Tränen blieb Isolde in dem Zelte, das Tristan für sie und Brangäne auf dem Schiffe gebaut hatte. Nichts tröstete die Königin. Mit getrübbten Augen blickte sie über die endlosen Wasser, auf denen das Schiff seinen Weg suchte. Wenn Tristan kam und vor Isolde seine besten Lieder sang, wurde sie nur zornig und sprach:

„So laßt mich doch! Erspart mir doch Eure Gegen-

wart! Ich mag Eure Stimme nicht hören, Eure Augen nicht sehen.“

Tristan sprach: „Was tat ich Euch, Königin? Wollt Ihr mir immer den Tod des Morold nachtragen?“

„Ihr seid mir verhaßt wie der Tod,“ sprach Isolde. „All mein Leid kommt nur von Euch.“

Tristan kam dennoch immer wieder und versuchte die Königin zu trösten. Isolde gab ihm nie ein gutes Wort, und doch rang sie vergebens, ihn aus ihrem Herzen zu verbannen.

Die Fahrt währte lange. Widrige Winde hielten sie auf, und eines Tages trat völlige Windstille ein. Da legten die Schiffer an einer Insel an, und die Ritter und Barone und alle gingen, der Meerfahrt müde, ans Land und in den Schatten der Bäume.

Isolde wollte ihr Zelt nicht verlassen. So blieb auch Tristan auf dem Schiff. Wiederum versuchte er die Frau zu trösten und ihr Herz zu erheitern; denn es ließ ihm keine Ruhe mehr, daß Isolde ihm feind war; auch fand er nirgends Wohlsein als in ihrer Nähe.

Heiß stand die Sonne am Mittag über dem stillen Schiff und die Königin durstete. Es war aber bei ihr und Tristan nur eine junge Dienerin, die schickten sie nach Wein. Das Kind aber fand nichts und suchte lange, bis es den Krug sah, in den die Königin Isot den Liebestrank gegossen hatte. Den nahm die Dienerin und brachte ihn; und Tristan und Isolde tranken ihn durstig leer.

Unterdessen kam Brangäne zurück und fand mit Schrecken den leeren Krug in den Händen der beiden und sah, was geschehen war. Seufzend warf sie den

Krug über Bord in das Meer, aber das half nun nichts mehr.

Was wollt ihr? Als Tristan und Isolde aus Brangänens verworrenen Reden hörten, was sie getan hatten, erschrafen sie beide sehr, und wie ein helles Licht fuhr es über ihre Augen. Was so lange verborgen in ihren Herzen schmerzhaft gewohnt hatte, wurde ihnen mit einem Male offenbar. Nichts als die Liebe trieb Isolde zu Zorn und Schmerz. Nichts als die Liebe wühlte auch in Tristan mit aller Unruhe und Verlassenheit, wenn er fern von Isolde war.

Don Brangänens verzweifelter Ruf geschreckt, trennten sich beide. „Ihr habt den Tod getrunken!“ rief Brangäne.

„Wenn das der Tod ist,“ sprach Tristan zu sich selbst, „so wollte ich gern immer aus einem Tod in den anderen gehen.“

„Was brauche ich Liebestränke,“ dachte Isolde, „wo ich schon ganz in dieses Ritters Gewalt bin und vor Weh nicht aus noch ein weiß.“

Ein wilder, unsichtbarer Kampf begann im Herzen Tristans und im Herzen Soldens.

Die Ehre, die Treue und die Liebe Tristans zu König Marke wollten die Liebe zu Isolde umbringen. „Ich bin ein Verräter!“ dachte er zornig. „Was will ich tun! Wie kann ich entrinnen?“ Er wehrte sich mit aller Kraft, bis er krank und elend wurde.

Isolde dachte nicht an König Marke, aber auch sie wurde blaß und krank, auch in ihrem Herzen tobte ein Kampf, da rang die Scham mit der Liebe. Aber wenn die Liebe will, verstummt die Scham bald und läßt sich so gerne beruhigen.

„Was ist es denn, was ich will?“ sprach Isolde.

„Ist jemand stolzer als dieser Ritter oder schöner oder sonst begehrenswerter? Hat nicht er mich gewonnen von dem Drachen und ist es nicht die Art der Mädchen, daß sie alle einem Manne zu eigen werden müssen? Wo finde ich einen Helden, der würdiger wäre, meine Liebe zu besitzen?“

Als Tristan, der ruhelos das Schiff durchwanderte, an die Tür des Zeltes trat, schluchzte Isolde laut und sprach:

„Kommt nur nicht herein, Herr, Ihr könnt und wollt mir ja nicht helfen. Alle meine Reue kommt nun zu spät.“

„Welche Reue?“ sprach Tristan und trat nahe zu der Königin.

„Daß ich Euch nicht erschlug, da Ihr im Bade lagt, oder daß ich Euch nicht im Sumpf oder von dem Gift des Morold umkommen ließ, so wäre ich von allem Leid bewahrt geblieben.“

„Aber, was tue ich Euch nur?“ sprach Tristan. „Wollt Ihr nie von Eurem Zorn lassen?“

„Was Ihr mir tut?“ sprach Isolde: „Das Schlimmste!“

„Was ist das Schlimmste?“ fragte Tristan.

Da lehnte sich Isolde aufseufzend an ihn und sprach: „Es ist die Liebe, Tristan, die nichts begehrt als Euch, oder den Tod.“

Als Brangäne das hörte, ging sie weinend hinaus und hielt Wache vor dem Zelt, daß niemand die Liebenden aufwecken sollte, oder ihr Geheimnis erfahren möchte.



Wie König Marke betrogen ward



Welche Kunst könnte denen, die nicht wissen, was Liebe ist, mit Worten die Liebe deuten? Und warum soll ich denen Tristans und Isoldens Seligkeit beschreiben, die selbst in ihrem Leben die Freuden wahrer Liebe erfuhren? Auch sehr wohl-lautende Worte können ihnen nicht die Stunden aussprechen, da sie aller Welt fern und ganz von Freude verklärt und in innerstem Entzücken aufgelöst waren, wenn Mund bei Mund, Blut bei Blut und das Herz dicht bei dem Herzen des Geliebten weilte.

Stunden und Tage und Monde vergehen und die Liebenden hören sie nicht auf ihren lustigen Sohlen an ihrem Lager vorüberziehen. Dann wieder blühen Minuten in Glanz und Glut und solcher Pracht, daß sie immer hell und unvergänglich vor ihren Sinnen stehn, wie ein ganzes Leben voll Lust. In schwindelnde Tiefen blicken sie zwischen Grauen und Wollust. Auf hohen Bergen stehen sie und die ganze Welt liegt vor ihrem

Blick und alles klingt, blüht und bebt nur in einem Gedanken: Lust und Vereinigtsein!

Tristans Schiff kam nahe gen Tintagel, da erwachten die Liebenden aus ihrem Traum an einem harten, kühlen Morgen. Bitter schmeckte auf ihren Lippen der Name König Markes, dessen Weib Isolde nun werden sollte. „Wir wollen fliehen,“ riet Tristan. Aber die Ritter und Barone hätten es nicht geduldet. Blind vor Liebe und ganz wehrlos war der Held in dieser Zeit. Isolde dachte für sie beide und sprach:

„Wir müssen den König täuschen, denn wir sind in seiner Gewalt. Er wird uns töten, wenn er erfährt, was geschehen ist. Aber wir wollen nicht sterben; die Welt ist nun erst schön und das Leben muß uns noch viel Liebes bringen.“

Die Königin rief Brangäne und sprach: „Du bist schuld an unserem Unheil. Du hast mir und meiner Mutter schlecht gedient, so sieh nun auch, wie du uns aus der Not hilfst.“

Brangäne antwortete: „Mein ganzes Leben gehört nur Euch und Eurem Herrn Tristan.“

Da machten die Frauen einen Plan, wie sie den König täuschen wollten.

Mit großem Gepränge empfing Marke Isolde und seinen Neffen Tristan. Die Königin in all ihrer jungen Lieblichkeit gefiel ihm gut, und seine vorigen Reden bedachte er nicht mehr.

„Die Barone haben recht,“ sprach er zu sich. „Warum soll ich mich nicht auch an jungem Leben wärmen und meine Lust haben, wenn ich auch keinen Sohn mehr bekommen mag.“


So verblendete ihn die Schönheit Isoldens, und

er fragte ihr Herz nicht und nahm Tristan sein Liebstes, das er doch von dem Drachen allein gewonnen hatte. Und Marke feierte die Hochzeit mit großer Pracht und ganz Cornwall mit ihm.

Am Abend nach der Hochzeit führten Brangäne und Tristan Isolde in des Königs Kammer. Niemand war sonst mit ihnen. Als das Licht ausgelöscht war, trat Brangäne in des Königs Bett an seines Weibes statt. Schweigend lag die Treue in Markes Armen. Tristan und Isolde wachten in der Nähe. Und der König gewann da, wie man sagt, Messing für Gold, und merkte es nicht, aber auch das Messing war gut und köstlich.

Der König rief Tristan, daß er den Wein bringe, wie es bei Neuvermählten Sitte ist. Da legte sich Isolde leise an des Königs Seite; Brangäne entschlüpfte heimlich, und Tristan kam mit Wein und Licht und segnete den König und die Königin. Dann ging er mit schwerem Herzen hinweg.

So wurde Marke betrogen und nahm abermals Messing für Gold und wußte es nicht.

cheinbar lebten Marke und Isolde in Frieden und Freude. Marke war mit gutem Recht fröhlich. Isolde war die Sonne, die ihm warm und hell machte, er wußte ja nicht, daß die Königin nur mit Trauer um ihn war, daß sie, so oft er auf der Jagd oder sonst fern weilte, zu Tristan eilte und Tristan zu ihr. Beide vergaßen dann, in süße Bitternis getaucht, ihr Schicksal.

Wer will sie schelten? Nur wer in seiner Jugend nie die Macht der alles bezwingenden Liebe erfahren hat, wessen Herz und Blut niemals in alle Taumel

der Sinne unterging, der mag den Liebenden Weisheit und Sitte predigen.

Niemand am Hofe hatte Argwohn. So wurden die Liebenden unbesorgt und kühn. Oft saßen sie beieinander im Saale oder auf dem Rasen im Garten, und Marke und seine Ritter waren auch da. Alle dachten: „Seht, wie fröhlich Tristan und die Königin sind. Er erzählt ihr sicher eine seiner lustigen Mären. Hört, wie ihr Lachen klingt.“

Tristan wußte viele Mären, ernste Geschichten und andere zum Lachen, und er erzählte sie der Königin, aber dazwischen flossen glühende Worte der Liebe, heimliche, kühne Liebesungen mit Worten, die niemand verstand. Allerlei vertraute Zeichen der Liebe trugen die beiden vor allem Volke und niemand wußte es. Aber die Liebe ist ein loderndes Feuer und kann nicht lange verborgen bleiben. Wenn auch die Glut tief im Blut tobt, glühen doch ihre Funken unverborgten aus den Augen und Gebärden, allen Aufmerk-samen sichtbar.

Liebe ist wie eine Quelle, man kann sie nicht im Verborgenen haben und verschließen. Wie bald werden die Liebenden unbesorgt und vergessen in Anschauen versunken die Welt.

So geschah es auch Tristan und Isolde. Zwischen Lust und Pein, bitterer Eifersucht und süßer Vereinigung verging ihnen die Zeit. Aber hinter ihnen stand schon mit wissendem Blick der Neid, sah ihre Schuld und machte sich bereit, sie zu verderben.

Die Barone von Cornwall liebten Tristan nicht, aber einer unter ihnen, Marjodo, der Truchseß des Königs, haßte ihn vor allen, doch verbarg er seine Feindschaft unter glatten Mienen. Mit falschem Herzen

hielt er sich immer nahe bei Tristan und gewann seine Freundschaft. Tristan vertraute ihm und wohnte zu Zeiten mit ihm in einer Kammer. Marjodo aber sann Tag und Nacht auf nichts, als wie er Tristan verderben könne.

Er war einer von den Krebsen, die alles Jugendliche, alles Fröhliche und alles, was hell und glänzend ist, hassen, und die nichts lieber tun, als ein Glück oder einen hellen Tag mit Worten zu vergiften und zu trüben.

In den Nächten, wo König Marke auf der Jagd war, stand Tristan oft heimlich auf und schlich zu Isolde. Marjodo faßte bald Verdacht und ging ihm leise nach. Bis in die Kemenate der Königin verfolgte er ihn, und mit Wut und grimmiger Freude hörte er das Liebesgeflüster der Unbesorgten und lachte, weil er endlich gefunden hatte, wo Tristan verwundbar war.

„Da sieht man wieder,“ dachte er, „was diese heldenhaften schönen Ritter taugen, da sieht man, wie sie Liebe und Vertrauen belohnen. Aber ich will ihn vor allem Volke vernichten und diese Buhlerin, die er da aus Irland gebracht hat, mit ihm.“

Leise schlich Marjodo davon und prüfte, wie er am besten König Marke den Frevel der beiden offenbaren könnte. Gerade Wege waren nicht seine Art. Auch fürchtete er sich vor Tristan. Auf der Jagd machte sich der Verräter nahe an den König, und durch leichte Worte mit verhülltem Sinn und giftigen Widersätzen weckte er des Königs Verdacht.

Marke wollte Wahrheit und Klarheit haben, aber der Schlaue wich ihm aus und fing ihn doch mit immer spitzeren Angeln.

„Ja, das Volk sagt,“ sprach er. „Es geht ein Geschwätz um am Hofe. Ist es denn ein Wunder? Tristan und die Königin sind jung und schön, da schwächt die Verleumdung immer. Auch sind sie ja so viel beieinander, am Tag und selbst in der Nacht, in geschwisterlicher Liebe ohne Zweifel, aber, Herr, das Geschwätz hat tausend giftige Mäuler. Wer sagt den Königen ungestraft die Wahrheit, Herr? Sie werden so leicht zornig. Ich will stille sein.“

„Ja, schweigt!“ rief Marke wütend. Aber heimlich fraß das Gift in ihm, und er beschloß, die Königin zu versuchen.

In einer Nacht, als Marke mit Isolde noch plauderte von diesem und jenem, sprach er: „Ich gelobte vor langem eine Wallfahrt da und da hin, die gedente ich bald zu tun. Nun weiß ich nicht, in wessen Schutz ich Euch lassen soll, daß Ihr wohl behütet seid, während ich ferne bin.“

„Da ist doch kein Zweifel,“ sprach Isolde, und sie verhehlte ihre Freude über des Königs Reise schlecht. „Wer könnte besser alle Eure Dinge verwalten als Tristan, Euer Schweftersohn?“

Da ward der König stumm und voll Grimm, aber Isolde merkte es nicht. Fröhlich ging sie am Morgen zu Brangäne und erzählte ihr von Markes Wallfahrt, und wie er sie gefragt habe, wen er ihr zum Beschützer geben solle.

„Und wen begehrtet Ihr?“ fragte Brangäne.

„Doch niemand als Tristan!“ rief Isolde.

Die kluge Dienerin aber tadelte sie und sprach: „Wie unbedacht sind doch die Liebenden. Wollt Ihr denn Euch und uns alle vernichten? Wie denn, wenn des Königs Wort nur eine List war? Es ist ohnedies

ein Wunder, daß er nicht längst das Spiel Eurer Herzen bemerkt hat. Seid auf der Hut und bedenk't, wie Ihr dem Könige besser antworten könnt."

Marke, der vor dem Gift seiner kranken, schmerzenden Seele keine Ruhe hatte, dem die Eifersucht alle Freuden vergällte, kam nach wenigen Nächten wieder zu Isolde, und während er sie küßte, sprach er:

"Wie traurig, daß ich nun so bald dies alles so lange entbehren soll."

Aber da fing ihn Isolde in der eigenen Schlinge.

"O weh," rief sie und seufzte tief auf, „nun sehe ich, daß Euch diese leidige Wallfahrt doch ernst ist. Ich dachte, es wäre nur ein Scherz, mit dem Ihr mich schrecken wolltet, und ich antwortete Euch wie auf einen Scherz.“ Sie tat so kläglich, daß der König ganz fröhlich wurde.

"Aber was wollt Ihr denn," sprach er, „Ihr habt ja Tristan, meinen höfischen Neffen hier, der wird Euch die Zeit angenehm zerstreuen.“

"Schweig mir von Tristan!" rief Isolde, „hat er nicht meinen Oheim umgebracht? Ja, ich sehe wohl, wie er mit liebbedienenden Augen mir folgt, und ich höre seine glatten Worte, aber ich weiß, das ist nur die Furcht vor meinem Haß. O, ich möchte ihn vernichten und tot sehen, wenn er nicht Euer Neffe wäre.“

So schwor sie falsch und weinte, und alles war wie echt und quoll doch nur aus einem armen, von Liebe und Sorge verängsteten Herzen.

Marke beruhigte die Königin, vertraute ihr und schalt Marjodo.

Der Verräter war zornig, als er so seinen Anschlag mißglückt sah, und ging den König mit schärferen und

deutlicheren Worten an, bis er wieder den Verdacht in ihm geweckt hatte, und Marke versuchte die Königin abermals.

„Ihr habt Euch neulich über Tristan, meinen Neffen beklagt,“ sprach er. „An meinem Hofe soll aber niemand sein, den Ihr nicht gerne seht. So will ich ihn, ehe ich auf die Wallfahrt gehe, die ich wohl dennoch tun muß, fort in seine Heimat schicken, daß Ihr ruhig und vor ihm sicher sein könnt.“

Isolde erschrak sehr, und in der Angst ihres Herzens bemerkte sie nicht des Königs List und sprach: „Das wolle Gott nicht, Herr, daß Ihr Euch um meinetwillen dieses Ritters beraubt. Auch ist er Eurer Schwester einziges Kind. Seht, was tat er alles für Euch, wie könntet Ihr ihn fortschicken? Was liegt daran, ob ich ihm feind bin. Auch weiß ich, die Zeit wird uns versöhnen; denn das sehe ich wohl, daß er ein edler Ritter ist.“

So stärkte und stachelte sie wieder Markes Verdacht, und merkte es nicht. Als sie aber am anderen Morgen Brangäne davon erzählte, schalt die sie wiederum und warnte die Königin.

Abermals stellte Isolde List gegen List. Mit ihren Armen umsing sie in der Nacht den König, hielt ihn dicht an ihrem Herzen und sprach:

„Lieber Herr, war das Euer Ernst mit Tristan? Ich habe es den ganzen Tag wohl bedacht. Es könnte mir nichts Lieberes geschehen. Wenn Ihr hier bliebet, so wollte ich ihn noch ertragen, aber wenn Ihr fort wollt, so nehmt ihn mit oder laßt ihn außer Landes gehen. Das beste wäre, Ihr bliebet daheim oder liebet mich mit Euch gehen.“

So bestriekte sie ihn abermals mit falschen Worten

und allerlei Liebtosungen, daß er an ihre große Liebe glaubte und den Marjodo einen Narren und Verräter schalt.

So sind alle Frauen; wo die Liebe sie treibt, sind sie zu allen Taten der Hölle bereit und alles ist zu ihrem Dienst, den betrogenen Mann zu täuschen. Liebtosungen und süße Worte und selbst die Tränen, die doch ein wahres Zeugnis des Herzens scheinen, sind ihnen willfährig, wenn es einen Betrug um Liebe gilt. Gott selbst gab ihren armen Herzen keine anderen Waffen.



Marjodo ließ nicht ab, dem Könige das Leben und die Lust an Isolde zu vergällen. Auch lebte da noch ein schlauer Mensch von zwerghafter Gestalt und verwachsener Seele, Melot genannt. Der machte aus dem Argwohn und dem Verrat ein Geschäft; den gewann Marjodo, daß er Tristan und die Königin bewachte. Vor Melot konnte die Leidenschaft der Liebenden nicht lange verborgen bleiben. Da traten Marjodo, Melot und vier Barone, die sie zu Mitwissern gemacht hatten, vor den König und sprachen:

„Herr, es ist jetzt genug der Schmach. Wir sehen und hören, wie Tristan und die Königin Euch tausendfältig tranken, aber Ihr seht und hört nichts. Wir aber sind edle Ritter und wollen nicht dulden, daß uns und unserem Herrn Schande widerfährt.“

„Was seht ihr und hört ihr?“ rief Marke zornig.

„Nichts, Herr, was man mit Händen greifen könnte,“ sagten sie. „Aber so ist die Art aller Verliebtheit; alle wissen darum, aber keiner kann sie fassen. Wenn Ihr Wahrheit haben und Euch nicht mit Willen verblenden

wollt, so schickt Tristan fort von Eurem Hofe und trennt ihn von der Königin, da wird sich finden, was an unserem Verdacht ist.“

„Ihr seid Verräter alle miteinander,“ schrie Marke. „Nur darauf ist es abgesehen, daß ihr Tristan entfernen wollt. Fort! und verschont mich mit eurem Geschwätz.“

Aber der König glaubte ihnen doch und vermochte nicht, der bösen Gedanken Herr zu werden. Darum rief er Tristan zu sich und sprach:

„Sieh, man sagt dies und das von dir und Isolde, und ob ich dir gleich schwöre, ich glaube es nicht, so kann ich doch meinen Gedanken nicht gebieten und mein Blut nicht bändigen, die mir Bilder der Schande vor die Seele malen. Ich bitte dich um meinetwillen und um der Königin willen, besuche sie nicht mehr in der Kemenate, auch vermeide sie zu sehen und hier an den Hof zu kommen. Gehe auf die Jagd oder irgend ins Land und warte, bis ich der bösen Geister Herr bin, so will ich dich rufen lassen.“

Tristan tat, wie ihm Marke befohlen hatte. Aber er kam nicht weit. Als er mit Kurwenal durch das Schloßtor von Tintagel hinausritt, wurden ihm die Hände schwer. Um Herz und Atem griff ihn ein wüthender Krampf. Bis an den Markt der Stadt Tintagel kam er und wohnte bei einem Bürger. Von den offenen Fenstern sah er hinüber nach der Burg, wo Isolde in Trauer zurückblieb.

Wie schmerzhaft sind die Träume der Liebenden. Tristan tobte nachts im Kampfe gegen die Verräter, die er nicht kannte und die ihm Isolde entführen wollten. In einem festen Turm verbargen sie ihm die Königin. Außen an die Mauer geschmiegt, hörte

er ihr fernes Rufen. Wie ein Verzweifelter grub er mit seinen Händen, aber die Steine waren fest und kalt.

Isolde lag wach in ihrem Bett und horchte auf die vielen schreckhaften Stimmen der Nacht bis gegen Morgen. Da sangen die Vögel in aller Frühe vor Tag im Garten vor ihrem Fenster, und die Sehnsucht überwältigte die Königin, daß sie wie tot lag. Blut floß vor ihren Augen. Blut und scharfe Sichelu bedeckten den Boden vor ihrem Bett. Wie sollte sie zu Tristan kommen? Ihre Füße waren ja schon blutig. So träumte ihr.

Tristan wurde krank auf den Tod und Isolde siechte dahin, ermattet von aller Sehnsucht. Brangäne sah den Jammer ihrer Herrin und schlich heimlich zu Tristan. Seht, da fanden die beiden eine köstliche List, so köstlich, wie ich allen Liebenden wünsche, die man mit Gewalt trennen will.

Durch die Gärten von Tintagel strömte eine starke Quelle, aus einem Brunnen kam sie, der weit draußen an den Gittern im Schatten hoher Fichten lag.

Lustig floß sie zwischen den hängenden Weiden und Öl bäumen, blühenden Beeten und Gebüsch bis an die Mauern des Schlosses. Dort drang sie, schön in Marmor gefaßt, in das Innere der Burg und strömte kühlend, als ein Bad, durch die Kammern der Königin. An heißen Tagen stiegen die Frauen hinein und erfrischten und kühlten sich von der sommerlichen Glut.

An manchem Abend in der Dämmerung schlich nun Tristan auf weiten Wegen in die Gärten von Tintagel, bis er in den Schatten der Fichten zu dem stillen, klaren Brunnen kam, daraus der Bach seinen Lauf nahm. Von einem Ölbaum schnitt er kleine Rindenstücke, grub heimliche Zeichen hinein und warf sie

in den Bach. Der trug sie eilig und geduldig zwischen den engen Ufern hin zu Isolde. Die Königin saß in ihrer Kammer an dem Wasser und wartete, und wenn sie das Zeichen fand, erkannte sie, daß Tristan gekommen war.

In allen Nächten, wo Marke und die Verräter nicht zugegen waren, schlich Isolde heimlich durch die Gärten und traf ihren Freund. Mit leisem Schrei und ausgebreiteten Armen stürzte Tristan ihr entgegen und trug sie in die Nacht der hohen Bäume, die ihre Schatten über die Liebenden deckten.

„Tristan, Geliebter,“ sprach Isolde, „sieh doch, wie Gott uns lieb hat! Sieh doch, welch schönes Schloß er uns hier gebaut hat.

Von goldenen Nägeln funkelt sein Dach. Tiefblauer Samt bedeckt das Gemach. Horch, still, nur der Bach im Brunnen ist wach.

Was spricht er wohl, Tristan?“

„Er ist so alt, Isolde, und hat viel gesehen im Schatten dieser Fichten, Geschichten von Liebe und Leid, die fallen ihm ein, wenn er uns sieht. Davon spricht er.“

„Zürnt er uns, Tristan?“

„Alles muß uns lieb haben, Isolde. Niemand, nur die Verräter sind wahrer Liebe feind. Aber o weh, Isolde, der dunkle Samt deiner Kammer verbleicht, die goldenen Nägel der Decke vergehn. Sieh, da liegt wieder Tintagel und glüht finster in der rötlichen Frühe.

Isolde, Geliebte, ich weiß ein Schloß, das nie vergeht, da wohnt Liebe immer nah bei Liebe. Ganz von lichtem Gold ist es, sündlos, und heilig durch Liebe. Da wohnt kein Verrat. Niemand darf da die Lieben-

den trennen. Der Duft von Blüten weht immer um dies Haus. Gottes Engel gehen da aus und ein. Silberne Harfen spielen von selbst im Windhauch. O selig, wer diese Burg gewinnt.

Wer treu liebt, Isolde! Wir wollen dahin gehn."

Die Königin eilte mit hastigen Schritten durch die letzten Schatten der Frühe heim, ehe der Tag das ganze Schloß aufweckte. Tristan schlich scheu und getröstet der Stadt zu.

Selige Tage! Viel seligere Nächte!

König Marke sah, wie Isolde aufblühte und dachte: „Da sieht man, wie wenig sie sich aus Tristan macht. Nur der Verdacht kränkte sie. Nun ist das alles überwunden.“

Aber die Verräter dachten: „Tristan und Isolde sind fröhlich. Jetzt ist es Zeit, sie zu fangen.“ Melot umschlich Tristan wie ein Hund ein edles Wild, und es wahrte nicht lange, da fand er alle seine heimlichen Wege. Eilig lief er zu König Marke:

„Herr,“ sprach er, „nun könnt Ihr froh sein, ich will Euch Gewißheit bringen. Gebt Euch morgen den Anschein, als rittet Ihr für viele Tage fort zur Jagd, so sollt Ihr Euer Weib in den Armen Tristans sehen.“

Marke taumelte vor Schmerz. „Es gilt dein Leben, wenn du mich betrügst, du Hund,“ sprach er, „aber ich will nun sehen, was Wahrheit ist.“

Am anderen Tage tat Marke wie Melot ihm geraten hatte. Die Eifersucht trieb ihn.

Als Tristan hörte, daß Marke und der ganze Hof zur Jagd ausgezogen war, ging er in der Nacht fröhlich an den Brunnen unter die Fichten und warf die Rinden, die Boten an Isolde, in den Bach. König Marke aber war längst seitwärts von seinem Jagd-

zuge abgebogen und Melot hatte ihn zu den Fichten geführt.

Seht, da saß der König und der Zwerg im Astwerk des größten Baumes dicht am Brunnen verborgen, und sie sahen Tristan kommen und sahen und hörten alles, was er tat und wie er seufzte. Aber Tristan sah sie nicht. Träumend stand er in dem Schatten des Baumes, den der Mond auf den Boden malte, sah den davoneilenden Spänen nach und beugte sich über die dunkle, stille Tiefe des Brunnens.

Da, wie er in das schwarze glatte Wasser sah, erblickte er in der Spiegelung den König und den Zwerg auf dem Baum und erschrak auf den Tod. Ein flehender Gedanke durchzuckte sein Herz wie ein Gebet. Was sollte geschehen? Dort eilten die Zeichen und riefen die Königin. Bald mußte sie kommen. O Gott, beschütze die Liebenden.

Isolde sah mit Freuden die Boten, die zu Tristan riefen. In den Mantel verhüllt, eilte sie durch die umbuschten Wege des Gartens. Am Brunnen sah sie den Geliebten.

Aber warum kam ihr der Freund nicht entgegen? Warum rief er nicht leise lockend ihren Namen oder piff wie ein liebender Vogel, wie er pflegte? Warum stand er so gesenkten Hauptes im Schatten des Baumes. Ahnung und plötzliche Angst befiel die Königin. Spähend ging sie mit zögernden Schritten näher. Da gewahrte auch sie die Gestalt des Königs im Baum.

„O Gott, bewahre Tristan!“ betete sie, „daß er keine Torheit begeht.“ Und sie trat nicht näher. Eilig begann sie und sprach:

„Was soll das, Herr Tristan, daß Ihr zu so später Stunde mit so dringenden Bitten mich herruft? Was

ist geschehen, und was wollt Ihr? Müßte ich nicht von Eurem zornigen Gemüte eine Gefahr für den König fürchten, ich wäre nicht hierher gekommen.“

„Königin,“ sprach Tristan, „habt Erbarmen mit mir und gewinnt mir die Liebe meines Oheims wieder, die ich um so törichten Geredes willen verloren habe. Seht, ich verließ meine Heimat und meine Herrschaft für ihn, ich schlug den Morold, ich gewann ihm ein schönes Weib aus den Klauen von Drachen, aber er schießt mich fort wie einen lästigen Bettler.“

„Was könnte ich für Euch tun?“ sprach Isolde, „Wenn der König nur wüßte, daß ich hierher gekommen bin, Euch anzuhören, er würde mich töten und verbrennen lassen, so haben die Verräter sein treues Herz vergiftet. Ich wollte Euch gerne alle Freundschaft beweisen; denn Ihr seid der Neffe meines lieben Herrn und ich weiß, sein Herz hängt an Euch. Aber bedenkt, was soll ich sagen, wenn ich für Euch bitte? Wird es nicht seinen schimpflichen Verdacht bestärken, werden nicht die Verräter lachen und böse Worte machen?“

„So ist es denn bestimmt,“ sprach Tristan, und seine Stimme bebte vor Schmerz und von verhaltenen Tränen, „daß diese Hunde erreichen was sie wollen, daß sie mich trennen von meinem Oheim, von diesem Lande und Euch. Lebt wohl. Ihr habt mir zweimal das Leben gerettet, Königin; ist es ein Wunder, wenn ich Euch liebe und verehere, wie es sich geziemt? Möge Gott Euch allezeit alles Gute geben. Ich will mein Pferd rüsten und morgen in der Frühe fortziehen. Gott weiß wohin.“

„So sei Gott mit Euch,“ sprach Isolde. „Es ist mir leid um den König, daß er durch Verräter einen solchen

Ritter und Freund verlieren soll. Aber ich kann nichts für Euch tun. Schon blieb ich zu lange hier. Lebt wohl.“ Und sie ging mit eiligen Schritten davon.

Schluchzend und erschüttert stürzte die Königin in Brangänens Arme und erzählte ihr, was geschehen war.

„Da sieht man doch, daß Gott das Verderben der Liebenden nicht will,“ sprach Brangäne, „er hat seine Hand schützend über Euch gehalten. So seid doch fröhlich!“

Als Tristan vom Brunnen hinweggegangen war, schleuderte der König den Zwerg vom Baum herab, aber Melot raffte sich auf und entsprang eiligst mit drolligen Sprüngen und entfloß aus dem Lande König Markes.

Am anderen Mittag kehrte der König von der Jagd zurück.

„Wie habt Ihr die Zeit verbracht?“ fragte er Isolde.

„Wir haben Lieder zur Laute gesungen, Herr; wir sind fröhlich, wir sind auch traurig gewesen.“

„Warum seid Ihr traurig gewesen? Welches Leid quält Euch?“

„Ach, Herr, zu den Frauen trägt mancher sein Leid und vieles drückt uns, was den Männern leicht scheint. Wir sind zu empfindsam, Herr, und denken zu viel an die schweren Dinge.“

So sprach sie in dunklen Worten, aber sie wußte wohl, wie Marke sie verstand.

„Habt Ihr nichts von Tristan gehört?“ fragte der König wieder, „ich vernahm, daß er sehr traurig sei.“

„So hörte ich auch,“ sprach die Königin. „Brangäne brachte mir Botschaft von ihm, daß er krank liegt und um Eure Gunst fleht, aber ganz ohne Hoffnung ist und

heute oder morgen dies Land verlassen will. Herr, Ihr tränkt ihn und mich mit schimpflichem Verdacht.“

Da demütigte sich der König vor ihr und sprach: „Ich weiß nun gewiß, daß ich Euch und Tristan Unrecht tat und will es gut machen. Laßt Tristan rufen, durch Eure Hand soll Frieden zwischen uns sein.“

„Mit nichten,“ sprach Isolde, „heute würde Frieden sein und morgen wieder Argwohn und Verdacht. Herr, laßt mich aus diesem Spiel und tut mit Tristan, was Ihr wollt“. Aber Marke ruhte nicht, bis sie nach seinem Willen tat.

Tristan kam und der König umarmte ihn und legte auch Isolde in seine Arme und sprach: „Es soll fortan immer Friede und Vertrauen zwischen uns sein. Verdammt seien alle Schwäger.“

Er machte Tristan auch wieder zum Hüter des Schlosses und der Kemenate der Königin. Tristan ging aus und ein bei Isolde wie es ihm gefiel.

Ein lichter Glanz lag über Tintagel, als wäre da die Wohnung des Glücks. Die Liebe durchleuchtete alle Tage und der Frühling blühte herrlich in den Gärten. Wie ein Tag voll Lachen war der Sommer, und der Herbst brachte reife Frucht. Aber der Winter folgte bald, und die Verräter schliefen nicht.





Wie Tristan und Isolde verbannt wurden



arjodo ließ den Liebenden keine Ruhe. Er wußte ja die Wahrheit; wie hätte man ihn täuschen können. Er haßte Tristan und Isolde mit immer wachsender Wut. Seine Hände verkrampften sich, wenn er an sie dachte. Viele Barone des Königs machte er zu Mitwissern. Eines Tages traten alle, die Tristan feind waren, vor den König und sprachen:

„Herr, es ist nun genug des Gaukelspiels. Wir wollen nicht länger mehr mit ansehen, wie Eure Ehe ein Gelächter des Volkes wird, und wie Ihr Eure und unsre Ehre beschmuhen laßt.“

Sie sprachen alle so zornig, und war doch nicht einer unter ihnen, der nicht gerne an Tristans Stelle gewesen wäre. Der Neid und die Wut der Ohnmächtigen verkleiden sich so gerne hinter Ehre, Sitte und Scham. Was wußten die Barone von der schmerzenden Gewalt der Liebe Tristans und der Königin?

„Wir wollen Euren Hof verlassen,“ sprachen sie zu dem König, „und auf unsre Burgen ziehn und Euch Krieg ansagen, wenn Ihr nicht mit Tristan ein Ende macht“.

Marke erschraß, daß er so viele edle Barone verlieren sollte. „Was wollt ihr nur, daß ich tun soll?“ sprach er. „Wann wollt ihr denn einsehen, daß ihr Unschuldige verfolgt, daß ihr herzliche Freundschaft beschmußt und beschimpft? Hier ist keine Rede von Minne.“

Da lachten die Barone und sprachen: „Herr, so laßt uns noch eine Probe machen. Schickt nach Melot, dem Zwerg, er ist schlauer als ein Fuchs, er muß die Wahrheit an den Tag bringen. Er hat uns geschrieben, daß er sein Leben geben will, wenn er Euch nicht die Wahrheit beweise. Laßt ihn kommen und seine Schlingen legen, fängt er das Wild nicht, so wollen wir ihn umbringen und Frieden halten mit Euch und Tristan.“

Der König ließ sich überreden. Melot kam und schlich auf der Fährte des edlen Hirsches. Hört, wie er ihn verriet.

Tristan schlief im Saal des Königs. Auf der einen Seite war das Bett Ioldens neben dem Markes. Auf der anderen Seite lag Tristan. Mehr als eine Speerlänge breit war der Raum dazwischen.

An einem Abend nahm Melot den König beiseite und sprach: „Herr, heute Nacht, wenn Tristan schon zu Bett ist, gebt ihm einen Auftrag, schickt ihn mit einem eiligen Brief zu König Artur nach Karduël und gebietet ihm, vor Tagesanbruch zu reiten. Gegen Mitternacht aber steht auf und geht in die Mette. Herr, dann will ich Euch Tristans heimliche Wege

zeigen. Aber verrätet ihm die Botschaft nicht eher, als bis alle zu Bette sind.“

Marke tat, wie Melot ihm riet, trat an das Bett zu Tristan und gab ihm den Brief.

„Lieber Nefse, wenn du mir zu Willen sein willst, so bringe dies in aller Frühe zu König Artur nach Karduël, aber eile und schone dein Pferd nicht.“

Tristan versprach es, aber die Botschaft gefiel ihm wenig. „Karduël ist weit,“ dachte er. „Wie lange soll ich Isolde nicht sehen?“ Schlaflos lag er auf dem Lager und sah in die Finsternis hinüber nach dem Bette der Königin, aber kein Licht brannte. Er wollte und mußte Abschied nehmen, ehe er fortging. Und schon faßte er den tollsten Plan.

„Nach Mitternacht,“ beschloß er, „wenn der Traum aller Schlafenden fest und unerschütterlich ist, will ich an ihr Bett schleichen, unbekümmert um den König.“

Als die Mitternacht kam, stand Marke auf und ging hinaus. Schon wollte Tristan fröhlich zu Isolde eilen, da sah er, wie Melot heimlich hervorhuschte und sich zwischen den Betten zu schaffen machte. Seines Weizenmehl streute der Verräter aus seinem Mantel über den Boden. Er wollte dem König die Spur des Wildes zeigen.

Tristan durchschaute die List und lächelte:

„Sein gesponnen, trummer Teufel,“ dachte er, „aber ein Narr, wer dir das Maß seiner Süße gäbe.“

Mit einem Blick maß der Held die Entfernung zum Bett Isoldens, und als Melot hinaus war, sprang er mit angespannten Sehnen hinüber.

Nach wenigen Worten und engem Umsfängen nahm Tristan hastig Abschied und sprang auf sein Lager zurück, fröhlich über die gelungene List.

Von Melot beraten, trat Marke rasch herein. Helle Fackeln drangen in den Saal und die Barone alle folgten dem König. Tristan und Isolde lagen wie schlafend in ihren Betten. Aber das Glück verließ da die allzu Verwegenen.

Wenige Tage zuvor schlug ein Eber Tristan in den Schenkel, so daß eine tiefe Wunde entstand. Von der Gewalt des Sprunges zerriß die Ader aufs neue und auf das weiße Mehl fiel eine blutige feuchte Spur. Höhnlachend wiesen die Barone den König darauf hin.

„Seht da, Herr,“ riefen sie, „der Hirsch hat Schweiß gelassen.“

Marke riß die Decken von Isoldens und von Tristans Bett. Da waren hier wie dort die weißen Linnen blutig und Tristans Wunde rann.

Wütend stürzten sich die Verräter auf Tristan, der sich Marke zu Füßen warf.

„Herr,“ sprach er, „es ist nichts geschehen, was Euch kränken müßte, habt Erbarmen mit der Königin. Sie ist schuldlos, sie ist rein. Wenn einer von den Baronen sie zu verklagen wagt, will ich mit allen kämpfen. Vor Gott und allen Heiligen will ich beweisen, daß ihr alle ihr Unrecht tut. Mit mir mag geschehen, was Euch beliebt. An diesem Leben liegt nicht so viel, aber tut der Königin keine Schande.“ So bat er, aber Marke hörte ihn nicht, weiß und starr vor Wut und wilder Verstörung.

Mit Übermacht ergriffen die Barone Tristan, der nicht auf sich, nur auf Isolde achtete, und banden ihn.

Marjodo und Melot machten sich an den König und reizten ihn: „Groß ist die Schmach, Herr, aber größer noch sei die Strafe, so wird niemand wagen, Eurer Ehre zu nahe zu treten.“

Am Morgen sah das Volk von Tintagel seltsame Vorkehrungen. Zwei große Scheiterhaufen wurden vor den Toren der Stadt in aller Eile aufgebaut, und schon lief die Kunde durch alle Gassen: „Marke will Tristan und Isolde verbrennen lassen, weil sie sich in freventlicher Liebe vergangen haben.“ Da war großes Wehklagen in der Stadt, und das Volk versammelte sich auf dem Markte und in den Straßen.

„O weh, Isolde, die schöne junge Königin!“ riefen sie, „und o weh, Tristan, der uns von dem Morold befreite, und alle Zeit gerecht und freundlich war, der unsere Sache vor dem Könige vertrat und auch den Armen und Bürgern das Leben gönnte.“

Ohne Zweifel wollen ihn die Barone nur deshalb vernichten, weil er ihnen im Wege ist. Darum haben sie diesen Bückligen gefunden, der ein Zauberer ist und dem Könige und allen, die sich wollen täuschen lassen, das Herz und den Blick verblendet, daß sie Trugbilder schauen und für wahr halten. Uns aber soll man nicht betrügen. Wer Tristan und Isolde ansieht, wenn sie leuchten wie der helle Mittag, der weiß, daß in ihnen kein Falsch ist. Auf! wir wollen den König um Gnade bitten!“

Aber Marke ließ das Volk vom Schlosse in die Häuser treiben und bedrohte sie: „Wer für Ehebrecher zu bitten wagt, der soll als erster auf dem Scheiterhaufen brennen.“

In der Frühe versammelte der König alle seine Ritter um sich und sprach: „Ihr Herren, ihr sollt Zeuge sein, wie ein König sein Ehebett rein wäscht von Blut. Feuer ist reiner wie Wasser.“

Viele der Edlen waren Tristan und der Königin wohlgesinnt und riefen: „Herr, erst das Gericht, auf


daß wir alle hören und nach dem Recht entscheiden mögen.“

Aber der König verblendete sich mit Gewalt. Das Blut füllte ihm die Augen und er bedrohte alle mit dem Tode, die nicht nach seinem Willen taten. So zerstörte der Schmerz und die tiefe Wunde, die ihm geschlagen war, sein edles Herz. Und er rief, daß man Tristan zuerst bringen und vor aller Augen verbrennen solle.

Die Schergen eilten, Tristan aus dem Turm zu holen. Durch den Burghof führten sie ihn in Fesseln, da drängte Isolde an eins der Fenster und winkte herab, und Tristan lächelte traurig.

„O lieber Herr,“ rief Isolde, „nicht daß ich sterben muß, ist schwer, aber daß Ihr vergehen sollt. Tausend Tode wollte ich leiden, wenn ich Euer Leben damit gewinnen könnte.“

Tristan rief: „Seid nicht traurig, Königin, wenn wir auch durch dies Feuer gehen müssen. Ich kenne Flammen, die sind stärker als die größte Glut von Feuer, die kann niemand auslöschten. Wer kann uns scheiden? Als ich Euch von dem lichten Schlosse erzählte, dachte ich wohl nicht, daß sein Tor so flammend wäre. Aber wir gehen nun schnell hindurch. Dahinter ist Friede.“ Dann schritt er eilig zwischen den Wächtern hinweg.

ine kleine Kapelle stand an dem Weg, wo Tristan vorüberkam, hoch über dem Meere an den Stadtmauern.

„Ihr guten Freunde,“ sprach Tristan zu seinen Begleitern, „ich hatte von je eine sonderliche Liebe zu diesem Kirchlein. Wartet hier draußen und laßt mich eine kurze Weile ein-

treten und allein mit Gott sprechen, zu dem ich nun gehen muß. Es ist ja nur dieser Eingang, dort sind steile Felsen und unerreichbare Tiefe.“ So täuschte er die Wächter, daß sie ihn eintreten ließen.

Im Thor der Kirche war ein Fenster, hoch über dem sandigen Strand. Tristan schwang sich über den Altar und riß es auf.

„Lieber diesen raschen Tod, als die Schmach des Feuers im Angesicht aller Feinde,“ dachte er, und warf sich in die Tiefe hinab. Aber Gott half ihm.

Das haben wir alle oft erfahren, daß Kinder und Verliebte vor allem in Gottes Hand stehen. Blühende Blumen und singende Vögel zerstört er nicht gerne.

Der Wind fing sich in Tristans faltigen Kleidern, und so schlug er ohne große Schmerzen taumelnd auf den tiefen, weichen Sand. Rasch erhob er sich und floh, von den Klippen gedeckt, in den nahen Wald.

Einer hatte Tristans Sprung gesehen, Kurwenal, der seinem Herrn immer voll Vertrauen auf Rettung gefolgt war. Tristans bestes Roß hatte er bereit stehen, Tristans Waffen waren gerüstet. Auf einem Umweg führte Kurwenal alles eiligst in den Wald zu seinem Herrn.

Tristan war nicht fröhlich. „Was soll mir dies Leben!“ rief er. „Nun wird Isolde allein sterben, sterben für mich. Vielleicht hätte sie Gnade gefunden, wenn ich erst tot war.“ Er wollte in die Stadt zurückkehren. Nur mit Mühe hielt ihn Kurwenal.

„Herr, wir wollen lieber auf Rettung denken, das ist besser als der verfluchte Tod,“ sprach er. „Hier ist ein gutes Pferd, hier ist Euer Schwert und ein festes Panzerhemd.“ Nichts konnte Tristan mehr das Herz

stärken als diese Waffen. „Jetzt befreie ich Isolde aus ihren rohen Händen!“ rief er.

„Ihr seid toll, Herr!“ sprach Kurwenal, „tausend Ritter und viel Bürger stehen um den Scheiterhaufen. Laßt uns abwarten, was geschehen wird.“

Im Gebüsch lagen die beiden dicht an der Straße, in der Ferne sahen sie die Scheiterhaufen und das Gewimmel des Volkes.

Die Wächter warteten lange vor der Kapelle, sie wagten nicht, den Betenden zu stören. Zuletzt schlugen sie sanft, dann lauter an die Türe, traten ein, sahen das aufgerissene Fenster und erkannten, daß sie betrogen waren. „Ohne Zweifel!“ dachten sie, „Tristan ist tot, an den Felsen zererschlagen.“

Sie eilten und fanden die Spur im Sand. Tristan war entflohen.

Schnell verbreitete sich der Ruf. Als Marke davon hörte, wurde er weiß vor Wut und ohnmächtigem Haß. Es fehlte nicht viel, daß er die Wächter hätte ins Feuer werfen lassen. Dann aber ließ er Isolde bringen und sprach:

„Ich habe ja sein Leben in meiner Hand, das will ich ihm verbrennen, so mag er als ein Toter davon laufen.“

Marke kannte wohl die Macht und bittere Gewalt der Liebe. Er fühlte sie jetzt am eigenen Leibe und zerfleischte sich.

„Leiden muß ich sie sehen,“ dachte er, „so wird mir besser werden.“

Isolde hörte auch auf ihrem Wege, daß Tristan entflohen war. Da hob sie fröhlich die gefesselten Hände.

„Dank, Herr,“ sprach sie, „daß du mein Opfer annehmen willst. Nun will ich alles gerne leiden.“

Mit harten Stricken banden die Knechte die Königin an den Scheiterhaufen. Marke's Augen waren blutrot, aber er wendete sich nicht ab. Schon wollten die Henker das Feuer anlegen, und ein Schluchzen ging durch das versammelte Volk. In diesem Augenblick wich die Masse der Ritter und Bürger entsetzt auseinander. Eine Schar Aussätziger drängte sich an den Holzstoß. Ihr Führer war Iwein, einst ein Herzog, nun der häßlichste aller Kranken.

„Herr,“ rief er frech, „wir hören, daß du ein so schönes Weib verbrennen willst. Sieh, wir sind ausgestoßen und haben keine Weiber, so gib uns diese. Wir haben unsre Freude und du bist besser gerächt, als mit diesem kurzen Feuer.“

Wie sehr war König Marke verblendet, wie unähnlich seiner selbst geworden.

„Das ist das rechte,“ dachte er; „wo Tristans Mund gelegen, da soll sie nun dieser Siedhe küssen, überall wo Tristan war, soll nun dies Gift sein. So gebe ich ihm mehr als den Tod. An ihren Leib, an ihren Mund, an ihre Augen soll er nicht mehr denken können, alles frißt der Ausatz. So vergifte ich ihm, was er mir durch Betrug in all diesen Jahren genommen hat.“

„Nimm sie hin!“ schrie er laut und eilte schnell mit den Seinen hinweg.

„Gnade, Gnade, Herr,“ rief Isolde, „lieber zehnmal das Feuer.“ Aber Marke war schon weit.

Die Siedhen umringten die Königin und zerrten sie nach dem Walde zu, wo ihre Schlupfwinkel waren. Niemand von den Bürgern wagte den Aussätzigen ihre Beute zu entreißen.

Tristan und Kurwenal lagen am Wege auf der Lauer. Sie hörten das Geschrei des Volkes von fern,

und Kurwenal hatte viel Mühe, Tristan zu beruhigen. „Seht, noch brennen ja die Scheiterhaufen nicht. Der König wird doch sein eigenes Weib nicht mit Feuer umbringen. Sie wird Gnade finden nach dem Schrecken. Wenn er ihr ein Leid tut, so wollen wir Isolde an ganz Tintagel rächen.“

Da kamen die Siechen und stießen Isolde vor sich her. Tristan erschrak auf den Tod vor Ekel, Schmerz und Wut, als er die blasse, stolze Frau in den frechen Händen der Ausfägigen sah. Mit wenigen Sprüngen war er unter ihnen, hieb mit dem Schwert einen Weg und ergriff Isolde. „Armes Schwert, arme Königin!“ rief er.

Die Siechen flohen. Iwein lag tot.

Tristan setzte Isolde in den Sattel seines Pferdes. Dann flohen die drei mit vieler Hast weit waldein, in den großen Forst von Morois, der bis an die Grenzen von Cornwall reichte.

König Marke aber ließ, als er von der Tat Tristans vernahm, einen Bann ausrufen und versprach hundert Mark in Gold demjenigen, der Tristan oder Isolde lebend oder tot brächte.





Im Forst von Morois

Wo sollten die Liebenden Rettung und Hilfe finden? Überall erwartete sie Schande und Gefahr. Darum flohen sie mit Kurwenal immer weiter fort von Menschen, tief in den Forst. Kurwenal nahm auf dem Wege von einem Waldläufer einen guten Bogen und zwei besiederte Pfeile, damit schoß Tristan ein Reh; das brieten sie an einem Feuer und aßen. Jeden Morgen flohen sie weiter; denn sie fürchteten, daß König Marke sie verfolgen würde. Erst an den Grenzen von Cornwall, tief in der Wildnis, wohin nie ein Mensch kam, glaubten sie sich geborgen. Da bauten sie eine Hütte aus Ästen und Steinen und deckten sie mit Moos und Laub. Dann sandte Tristan Kurwenal nach Tintagel zurück, damit der Getreue den Liebenden Kundschaft geben sollte, was Marke und die Verräter gegen sie unternahmen.

Ein leidvolles glückliches Leben begann für die Liebenden. Ruhe hatten sie wenig und ihre Herzen

waren erschreckt von allem, was geschehen war. Wild und die wenigen Früchte, die sie im Walde fanden, waren ihre ärmliche Nahrung. Sie tranken das Wasser der Quellen. Aber sie waren immer fröhlich, vereinigt in ihrer Liebe und von keinem Späher belauscht. Sie brauchten nicht mehr ängstlich auf nahende Tritte zu lauschen; niemand quälte sie. Der Frühling blühte Liebe. Alle Vögel sangen Liebe bei ihren Nestern.

Tristan verstand es, mit flug nachgeahmten Stimmen die Vögel zu locken. Da kamen alle, die leuchtende Goldamsel und die fluge Drossel, kleine, zierliche spielende Meisen, der lustige Fink und ihrer aller Königin, die Nachtigall, da kamen Galander und das schöne Rotkehlchen, alle die kleinen Vögel, die im Walde wohnen, nahe zu der Hütte der Liebenden, saßen auf dem Dach und vor der Hütte und sangen in den lichten Abend hinauf.

Eng umschlungen und von gleicher Liebe erschüttert wie die kleinen, schluchzenden Tiere, hörten Tristan und Isolde ihnen zu. Auch sie sangen das alte, immer neue Lied.

„Tristan, so schön war der Frühling noch nie; so schön sangen die Vögel noch nie; so blühte nie der Wald und die Wiesen; so duftete es noch nie in der Welt.“ So sprach Isolde, wie alle Liebenden, wenn ihre Seelen vereinigt sind.

Wunschlos zogen die schönen Tage dahin. Es war immer schön im Walde, wenn der Himmel klar und ein einziger, leuchtender Edelstein war, oder wenn lustige, weiße Wolken auf ihm hintrieben, oder wenn Regen strömte und rauschend die Bäche bis an die Ränder füllte und der Nebel dampfend über den Wald zog.

Oft saßen die Liebenden hoch auf einem Felsen und sahen weit über die Wälder. Wald wölbte sich an Wald bis in die ferne, verschwimmende Bläue.

„Tristan, jetzt haben wir Flügel,“ sprach Isolde. „Sieh nur, wie unser Schloß licht und hell geworden ist. Alle seine Tore stehen weit offen.“

„Ja, Freundin, die ganze Welt ist das Bett unserer Liebe.“

Am Morgen liefen die Liebenden mit bloßen Füßen durch die tauigen Wiesen und ließen blaue Spuren in dem silbernen Tau der Frühe. Am Mittag suchten sie die kühlen Schatten breitästiger Buchen, oder stiegen in ein kühlendes, klares Bad und trockneten sich in Sonne und Wind. Am Abend saßen sie lange wach, und erzählten einander von den Leiden und Freuden vergangener Zeiten, sangen ein Lied oder sprachen von ihrer Jugend.

„Wie seltsam, Tristan, daß wir uns da noch nicht kannten.“

„Ich habe dich immer gekannt, Isolde.“

Auch saßen sie oft und erzählten einander Geschichten und Sagen von Liebe, die ihnen wert waren.

„Erzähle mir, Tristan!“ bat Isolde, und legte ihren Kopf in seinen Schoß, und Tristan saß und erzählte ihr ernste und lustige Geschichten.

Von Phyllis, die auf ihren Geliebten wartete, der in der Ferne war und nicht heimkehrte. So lange stand sie und wartete, bis sie in einen Maulbeerbaum verwandelt wurde. Wenn der Wind durch den Maulbeerbaum streift, tönt es noch immer wie sehnenndes Seufzen.

Von Griseldis erzählte er, die ihr Gemahl mit argem Verdacht verfolgte, von bösen Verrätern gereizt.

Auf dem Scheiterhaufen wollte er sie verbrennen, aber die Herzogin floh in den Wald und lebte mit ihrem Kinde in Gottes Hut, bis ihr Gemahl seine Schuld erkannte und die Verräter umbrachte.

Von Dido und Aeneas sprach er, und ihrem sorgenvollen Abschied, der der Königin den Tod brachte, und von Bnblis, der Königstochter, die ihren schönen Bruder liebte. Er floh vor ihr und hielt sich verborgen, sie aber folgte ihm durch alle Länder der Welt, bis sie am Ende in einen Vogel verwandelt wurde, der ruhelos über die Gewässer der Erde fliegt und klagt.

„Isolde, zu allen Zeiten lebten die Liebenden voll Leid. Zu allen Zeiten wurde wahre Liebe von Verrätern verfolgt, verleumdet und getötet. Weißt du nicht die Märe von der jungen Herzogin, die ihr Vater in einem Turm sperrte mitten im Meer, aber ihr Geliebter schwamm jede Nacht über den Sund und täuschte die Wächter, bis ein Verräter das Licht, das ihm den Weg wies, auslöschte, da ertrank er. Seine Leiche trugen die Wellen mitleidig zu der Geliebten.“

„Ja, Tristan, die Wellen und die Winde sind den Liebenden gütiger als Vater und Mutter und Brüder. Weißt du die Geschichte von dem reichen Mädchen, das einen armen Jüngling liebte? Ihre stolzen Brüder schlugen ihm das Haupt ab und verscharrten ihn im Walde. Die Arme wartete lange, aber ihr Freund kam nicht mehr in ihren Garten. Da verriet ihr ein gütiger Traum was geschehen war, und sie fand sein Grab und nahm sein Haupt und verbarg es in ihrer Kammer unter einem blühenden Blumenstock. Sie füllte die Blüten mit Tränen und starb bald, wie eine Blume, der man die Wurzeln zerschneiden hat.“

„Freundin,“ sprach Tristan, „die Liebe ist ein großes Leid, aber doch eine größere Freude. Die Liebe ist köstlich und allmächtig und nichts ohne sie. Warum sind ihr die Verräter nur so feind? Sie wollen sich an den Liebenden rächen für ihr eigenes Unglück, ihre betrogenen Herzen, ihr von Liebe nie erwärmtes Leben.

Alles auf Erden lebt ja nur durch Liebe. Wer könnte ihr widerstehn? Sie macht töricht und klug, wie sie will. Weißt du nicht, wie sie einst den größten Weisen zum Narren machte?

Ein mächtiger König war in seiner Jugend sehr in ein hübsches Mädchen verliebt und vernachlässigte alles darüber, die Wissenschaften und die Waffen. Sein Lehrer war der erfahrenste Mann jener Zeit und ein Weiser vor allen, die damals lebten; der schalt den König und fluchte den Frauen, die die Jugend verblenden.

„Das Alter,“ sprach er, „allein ist weise, weil ihm die Weiber nichts antun können, die alle Torheit in die Welt bringen.“

Das hörte die Geliebte des Königs und sann auf eine listige Rache. Alle Morgen sehr früh ging sie in den Garten, wo der Weise schon in seinen Büchern las, und heuchelte Sehnsucht nach Wissenschaft und Belehrung. Mit spielenden Augen begann sie den Weisen anzusehen, bis er von ihrer Anmut ganz betört und toll ward und sie bat: „Ach Schönste, seid mir zu willen!“

„Ja, Herr,“ sprach sie, „aber ich habe ein seltsames Gelüsten. Erst müßt Ihr Euch wie ein Pferd zäumen lassen mit allem Geschirr und mich auf Eurem Rücken durch den Garten tragen, dann will ich alles tun, was Ihr wollt.“ Er war sogleich bereit, ließ alle seine

Weisheit und lief auf Händen und Füßen wie ein Narr.

Als der König, der sich im Garten verborgen hatte, diesen lustigen Ritt sah, und wie das Mädchen den Weisen zum Narren machte, lachte er laut und rief: „Lieber Meister, wie weise ist doch das Alter! Die Liebe vermag ihm nichts zu tun. Es ist ganz weise.“

Lachend lief er mit seiner Freundin hinweg und ließ den Lehrer in großer Scham.“

Solche und andere Mären erzählte Tristan, und Isolde lachte und war fröhlich.

„Liebster, Liebe war groß zu allen Zeiten, aber keine wie die unsere!“

Frühling, Sommer und Herbst vergingen. Der Winter kam kalt mit Sturm und Eis. Eine Höhle in den Felsen hatte Tristan mit Tierfellen behangen. Gewärmt wurde sie von rauchenden Feuern. Aber die Liebenden sahen nur Glanz und Licht. Die Liebe schmückte das dumpfe Haus.

„Hier ist das Schloß der Minne,“ sprach Isolde und lächelte.

Wer von euch kennt dies Schloß nicht?, wo die Wände kristallen sind und die Tore von edlem Erz, daß kein Lärm der Welt hineindringt, wo Treue und innigstes Vertrautsein wie rote und grüne Edelsteine leuchten, wo Smaragde, Amethyste und Karneole, Gold und Silber und die herrlichsten Kleinodien in liebenden Gedanken glänzen; wo die Kiesel sich verwandeln, die Blumen auch im Winter ihren kostbaren Duft spenden, und edler Wein, der berauscht, doch nie ganz trunken macht, aus allen Quellen springt; wo man am Tage den Glanz der Sonne wie ein Loblied klingen hört und nachts den zarttönenden

Tanz der Sterne. Wehe dem Armen, der nie dies Schloß gewinnt. Allenthalben ist es zu finden und nirgend, auf den Dörfern, in den Städten und im flachen Land.

Tristan und Isolde fanden es im Forste von Morois in kalter, winterlicher Höhle.

Aber es ist Zeit, daß ich über die Liebe eine bittere Wahrheit sage, die Tristan im Walde von Morois erfuhr. Der Leib muß entgelten, was die Seele verpraßt. Für ihn sind Gold und Silber der Liebe nur Stein und schlechtes Moos, ihr Wein und gutes Brot nur Wasser und verdorrte Früchte; alle ihre Pracht bezahlt er mit Leid. Wie ein verblendendes, verzehrendes Feuer ist die Liebe in ihm.

Tristan und Isolde wurden von dem Winter und der Not krank und elend, aber keiner verriet es dem anderen. Mit Sehnsucht erwartete Tristan den Frühling, daß Isolde wieder ausblühen möchte von dem Gesang der Vögel und der Wärme der Sonne.





Wie Isolde wieder zu König Marke kam



Nichts auf Erden ist mächtiger als die Zeit. Alles verschlingt sie, dich, mich, uns alle. Alles überwindet sie, Not, Elend und Freude. Alles was von je den Menschen unendlich und unvergänglich schien, alles zermalmt die Zeit, die immer junge, uralte, die selbst Götter verzehrt. Zeit ist mächtiger als Liebe und Haß. Die Zeit ist ein Freund der Weisheit und der Wahrheit. Alle Torheit vergeht vor ihr, alle Lügen zerstreut sie. Die Zeit macht klar, milde und gut, den Wein und die Menschen.

König Marke schämte sich seiner Wut, mit der er sein Weib und seinen Neffen verfolgt hatte. „Nun habe ich Isolde ganz verloren,“ dachte er, „ich habe sie den Siechen gegeben, das war schlimmer als der Tod. Tristan hat sie nun mit Recht gewonnen.“

An einem Morgen, in den ersten Tagen des Frühlings, verfolgte Tristan lange einen Hirsch und konnte ihn nicht einholen. Mit einem guten Bogen, den er

selbst im Winter gemacht hatte, eilte er dem flüchtigen Tiere durch Schluchten und über Höhen nach, aber er kam ihm nie nahe. Ermattet und verdrossen kehrte er am Mittag zurück, totmüde von dem Laufen. Sogleich warf er sich auf sein Lager in den Schatten jung belaubter Bäume und legte sein Schwert neben sich.

Isolde betrachtete ihn lange, wie er ruhig schlief, dann legte sie sich zu ihm, ein wenig abseits, um ihn nicht zu wecken. Die Hitze des Mittags ermüdete auch die Königin; beide schliefen tief und fest.

Verlockt von der Schönheit der Zeit, hatte König Marke in diesen Tagen eine Jagd ausrufen lassen. Mit allen seinen Baronen war er in den Wald von Morois gefahren. Dort wohnten sie in Zelten und verfolgten Hirsche, Rehe und allerlei Wild.

An dem gleichen Morgen wie Tristan jagten auch Marke und ein Jägermeister hitzig auf der Fährte eines Hirsches, der ihnen entrann. Weit blieb der Jagdzug hinter ihnen, aber sie ließen nicht ab, und kamen tief in das Dickicht. Der König war müde; er warf sich auf die Erde und schickte den Jägermeister nach einer Quelle. Der suchte lange und fand schließlich das Brunnlein, aus dem Tristan und Isolde Wasser zu holen pflegten. Es war mit Steinen geschickt gefaßt. Der Jäger wunderte sich, und ein ausgetretener Pfad führte ihn bald an die Hütte der Liebenden. Da sah er Tristan und die Königin in tiefem Schlaf und schlich eilig und furchtsam hinweg, und sagte es dem König. Marke sprang auf und folgte ihm. Mit nachtem Schwert schlich er leise heran.

Ohne Zweifel, er wollte die Liebenden umbringen. Lange genug hatte er dies fressende Leid im Herzen

getragen, daß die, die ihm am liebsten waren und ihn so schmäzlich betrogen hatten, noch ungestraft lebten.

Jetzt stand er bei den Schlafenden und sah erschreckt ihre bleichen, vom Mangel ermatteten Gesichter, ihre ärmlichen Kleider. Dennoch waren beide schön in ihrer Jugend und ihrem unschuldigen Schlaf.

„Das ist nicht die Art brünstiger Verliebter,“ dachte Marke, „so fern voneinander, so durch ein Schwert getrennt zu leben. Vielleicht tat ich ihnen doch unrecht. Ach, ich war so verblendet von Wut, so ganz blind und hörte keinen Rat und kein gutes Wort.“

Leise nahm der König Tristans Schwert und legte das seine an dessen Statt. Dann ging er leise, wie von einem Frevler, hinweg.

Tristan und Isolde wachten auf. Sie hörten noch die Schritte der davoneilenden Männer. Tristan griff nach dem Schwert, da sah er, daß es vertauscht war.

„Auf! Isolde! das ist des Königs Schwert. Er hat uns im Schlaf überrascht. Er ist fort zu den Seinen; er will uns fangen und umbringen lassen. Auf! wir müssen fliehen.“

Aufs neue flüchteten die Liebenden tagelang, kreuz und quer in den Schluchten des endlosen Waldes, verfolgt von schwankenden Gedanken.

Tristan sah, wie Isolde fröhlich alles Leid ertrug, aber wie ihr Leib schwach wurde und taumelte. Ihre Füße wollten sie nicht mehr tragen, und doch konnte sie ihnen keine Ruhe gönnen.

Tristan machte für die Geliebte eine neue Hütte, dann saß er in der Dämmerung und dachte an Tintagel. Dunkle Gedanken umflogen ihn wie die Nachtvögel, die rings im Walde auf Raub auszogen und schreckhaft riefen.

„Ohne Zweifel,“ dachte er, „der König hätte uns töten können, als er mein Schwert nahm, aber er wollte nicht, er gab mir das seine. Wie ein gütiger Vater hat er an mir gehandelt, jetzt, wie so oft, früher als ich noch getreu in seinen Diensten war und ihm keinen Grund zum Argwohn gab. Es ist ihm leid, daß er uns so sehr zürnte; er will Frieden machen. Dürfen wir ihn verschmähen?“

Mein Herz will toll werden, und meine Seele will lieber den Tod gewinnen, als Isolde verlieren, aber darf ein Mann immer nur seinem Herzen den Willen lassen, wie einem ungezogenen Kinde? Ach, die Liebe verzehrt Herz und Leib.

Isolde, die in Samt und Seide gehen sollte und allerlei köstlichen Kleidern, muß arm und verachtet sein. Steine sind ihr Bett. Niemand dient ihr. Über England und Irland könnte sie herrschen. Was tat ich an dir, Geliebte, daß ich dir das alles entriß! Zeigt sich denn ein Held allein mit dem Schwert und den rohen Taten der Hand? Ich hörte von je, daß es schwerer ist, sein eigenes Herz zu bezwingen, als Riesen und Drachen. Ich habe Riesen und Drachen bezwungen; sollte ich denn mein eigenes Herz nicht zwingen können, um Isolde das Leben zu bewahren?

Aber das ist gewiß, ich muß dann fort in die Welt. Nach Tintagel geht für mich kein Weg mehr. Da würde nur neues Leid, neuer Trug und neues Verderben beginnen.“

Auch Isolde lag auf ihrem Lager und schlief nicht. Über den Wald stürmte der Wind und schüttelte die Bäume, die dunklen Wolken des Himmels streiften ihre Kronen. So jagten die dunklen Gedanken über Isoldens Herz.

„Da sitzt Tristan in Sorge,“ dachte sie, „verzweifelt ist er und von allen verlassen. Er, der ein Fürst unter den Rittern, ein Kämpfer und Jäger vor allen und ein fröhlicher Harfenspieler war. Er, der einst über Cornwall Herr sein sollte, und der trotz seiner Jugend so viele Taten vollbrachte, daß er manches Königreich hätte gewinnen können. Alles das gab er um meine Liebe, um ein armes Weib, das ihm mit nichts lohnen kann. Wie frevelhaft, wie eigennützig ist es, daß ich diesen Helden so wehrlos machte und ihm mit meiner Liebe das Leben vergiftete. Ich will ihn überreden, daß er wieder nach Tintagel geht, oder irgend in die Welt, wo man ihn achtet, damit er fröhlich sein kann in einem tatenreichen Leben.“

Ich aber will sehen, wo ich bleiben mag, bei König Marke oder irgend in der Einsamkeit.“

„Ach Gott,“ dachte Tristan, „gib, daß ich einen Weg finde, wie ich Isolde wieder an des Königs Hof und in Ehren bringe, dann will ich gerne sterben oder im Elend in fremden Diensten leben.“

Tristan lag an der Seite Isoldens und hielt sie in seinen Armen. „Königin,“ sprach er, „ich denke oft zurück an Tintagel. Der König will Frieden; ich weiß es. Wie hätte er mir sonst sein Schwert gegeben. Wollen wir Frieden suchen? Ich will nach Bretland oder Spanien oder ins Friesenland gehen und da Dienste annehmen, du aber sollst in Tintagel bleiben, du und mein Herz.“

„Nun sehe ich,“ dachte Isolde, „wie sich Tristan nach Waffen und Taten sehnt.“

„Ja, wie du willst;“ sprach sie, „es wird nun das Beste sein, Frieden zu suchen.“

Der Sturm tobte wilder im Wald, daß die Hütte der Liebenden bebte von seiner Wut. So tobte auch ihr Herz. Sie hielten sich eng umschlungen und weinten.

„Ich weiß nicht, wie ich leben soll ohne dich, Isolde.“

„Ich werde sterben ohne dich, Tristan.“

„Du wirst Königin sein und leben. Vergiß mich nicht. Über Berg und Tal und Meer werden unsere Herzen beieinander sein.“

Nur bei dir ist meine Heimat und mein Himmelreich. Über tausend Meilen Landes fühle ich dich.“


„Ja, Tristan, und ich will dann fröhlich sein, wenn ich von deinen Taten höre. Länder und Schlösser und Kronen sollst du erwerben und ich will stolz auf dich sein.“

„Was liegt an Ländern und Kronen, Isolde!“

„Aber vielleicht ein Weib, Tristan?“

„Nie! Nie! meine Freundin.“

So trösteten sie sich mit leidersticker Stimme. Einer opferte sich um den anderen.

 m Walde von Morois lebte ein Einsiedler, Ogrin mit Namen, der diente Gott in der Einsamkeit und war ein alter und weiser Mensch, zu vielem geschickt. Zu dem ging Tristan und ließ ihn einen Brief an König Marke schreiben:

„Tristan von Bretland entbietet dem Könige, seinem Oheim, Gruß und Ehre. Wundert Euch nicht, Herr, daß ich mit einer Bitte zu Euch komme, Eure Gnade hat mich so kühn gemacht. Ich will einen Vertrag mit Euch schließen, prüft, ob es Euch recht ist, und bedenkt alles, was zuvor geschehen ist, vergeßt die Worte der Verräter.“

Wer brachte Euch Isolde von Irland, wer gewann sie mit List und Kampf und gab sie Euch zum Weibe? Hätte ich sie da nicht als mein eigen behalten können? Warum glaubt Ihr den Lügen der Verleumder mehr als der Vernunft? Ohne Gericht wolltet Ihr uns verderben. Da habe ich für Euch abermals die Königin bewahrt, vor Eurem Zorn und vor den Siechen. Tat ich mehr als Ritterpflicht? Ich brachte sie aus Irland, wie hätte ich sie verlassen können, aber Ihr bedrohtet uns mit Bann und Tod, daß wir in die Einsamkeit flohen. Noch immer liegt Euer Zorn auf uns. Wir sind wie wilde Tiere, die man in der Wildnis jagt.

Herr, die Königin ist krank und elend. Hört meinen Vorschlag. Ich rufe die Verleumder zu ehrlichem Kampf. Ich habe nie die Königin mit verwerflicher, gemeiner Liebe geliebt, noch sie mich. Gegen alle Lügner und Verräter will ich es beweisen und verteidigen wo Ihr wollt. Niemand soll die Unschuld der Königin ungestraft schelten. Gefällt es Euch dann, so nehmt Isolde wieder auf in Euer Schloß, denn sie ist Euer ehelich Weib und eine Königin.

Ich aber will außer Landes gehen, und bin dem Tode verfallen, wenn ich wieder nach Tintagel oder irgendeinen Ort in Cornwall komme. Herr, so ist alle Verleumdung stumm gemacht, und Ihr und die Königin seid in Frieden. Wollt Ihr aber keinen Vertrag, wollt Ihr in Eurem Zorn bleiben, so wissen wir kein Heil als den Tod. Aber hütet Euch vor dem Zorn Gurnuruns und der Seinen, wenn sie erfahren, was Ihr an Isolde getan habt."

Tristan ließ seine Freundin bei dem Einsiedler und machte sich auf den Weg nach Tintagel um Marke den Brief zu bringen.

In der Frühe, vor Tagesaufgang, kam er außen an die Mauern der Stadt. Vor den Wächtern verborgen, kletterte er durch Gräben und Verhaue, und schlich durch die nächtigen Gassen bis an die Gärten der Burg. Da sah er die dunklen Fichten und den freundlichen Brunnen, den Liebesboten, wieder und kam unter die Fenster, dahinter König Marke schlief. Um einen Pfeil rollte er den Brief und schleuderte ihn in das offene Gemach. Der König erwachte und sprang vom Lager.

„Herr,“ rief Tristan, „laßt Eure Antwort an den Einsiedler Ogrin sagen. Lebt wohl!“ Dann entfloß er.

Der König rief: „Tristan, lieber Neffe, warte! was begehrst du?“ Aber Tristan war schon weit hinweg auf dem Weg nach dem Walde.

In der Nacht noch weckte der König seinen Kanzler und ließ ihn den Brief vorlesen.

„Was würdest du tun?“ fragte er den Greis.

„Herr, ich bin ein Geistlicher und den Gesetzen Roms gehorsam.

Was Gott verband, das kann kein Mensch scheiden. Die Königin ist Euer angetraut Gemahl für alle Zeit und Ewigkeit, wie könnt Ihr sie in eines anderen Mannes Händen lassen. Auch glaube ich, Herr, daß sie unschuldig ist. Diese Verleumder haben mir nie gefallen. Tristan und Isolde, mein König, sind Kinder; wir aber sind alt und sollten weise sein. Nehmt die Königin in Euer Haus. Tristan aber schickt hinweg, wie er es anbietet, damit kein neuer Argwohn neues Ärgernis bringt.“

Am Morgen ließ Marke seine Barone zusammenrufen und gab ihnen Tristans Brief.

„Ihr Herren, was ratet ihr? Ist einer unter euch, der Tristan den Kampf anbietet?“

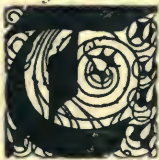
Alle sahen auf Marjodo, aber er versteckte sich unter ihnen.

„Daß ich ein Tor wäre,“ dachte er, „Tristan würde nichts lieber tun, als mich umbringen.“ So schwieg er. Da trat Dinas von Eidan vor, der Tristans ehrlicher Freund war.

„Nun seht Ihr, Herr,“ sprach er, „daß die Geschwägigen schweigen, wenn es gilt, Worte durch Taten zu bestärken. Schon lange gefällt es mir wenig, daß Ihr die Königin ohne Gericht verstoßen und so grausam gehalten habt. Laßt sie zurückkehren, wenn Ihr Frieden haben wollt. Es ist schändlich, Herr, so an einem edlen Weibe zu handeln. Mit Tristan aber tut, wie Euch gefällt.“

„Ist niemand hier,“ rief Marke, „der Tristan und die Königin anklagt und wider ihn in die Schranken tritt?“

Alle schwiegen. Da ließ König Marke eilig einen Brief an Tristan schreiben und nahm seinen Vertrag an.



ristan und Isolde wohnten bei Ogrin, dem Einsiedler. Isolde saß viel zu Füßen des erfahrenen Alten und hörte ihm zu.

„Vater,“ sprach sie, „wißt Ihr, was Liebe ist?“

„Ich weiß es, Kind,“ sprach er, „auch ich war jung. Da sind wir alle in dieser Ohnmacht. Was ist ein Mensch, dem die Liebe befiehlt? Wehrlos und nutzlos für alles Leben ist er, sinnlos und toll und nur auf eins bedacht. Zu keinem tiefen Gedanken, zu keiner großen Tat ist er fähig, nur an Lust denkt er.“

„Vater,“ sprach Isolde, „Ihr kennt die rechte Liebe nicht.“

„So sprechen die Verliebten alle zu denen, die guten Rat wissen, die Vernunft und redliche Tat von den Liebenden verlangen. Aber wenn die Liebe verbraucht ist, dann sehen sie ihre Torheit.“

„Vater, wahre Liebe vergeht nie!“

„Alles vergeht, Kind, alles.“

Isolde lächelte und schüttelte den Kopf, dann fragte sie weiter:

„Vater, sagt mir, ist es eine so große Sünde einen Mann lieben?“

„Nein, Kind, wenn Gott es will.“

„Aber ist es eine Sünde, Vater, wenn das Weib schon einem anderen Manne vertraut ist, als eheliches Gemahl?“

Da entsetzte sich Ogrin und sprach: „Wie kannst du fragen? Es ist eine Todsünde.“

„Gibt es keine Gnade, Vater?“

„Keine, mein Kind, aber warum fragst du? Verwäter verfolgen dich mit arger Verleumdung, vergiß das. Du bist wie ein Morgen im Frühling, du bist licht und kein Makel ist an dir.“

Isolde beugte sich tief zu Boden und verbarg ihr Gesicht.

„Ist keine Gnade, Vater?“

Ogrin sah sie lange an und sprach: „Wer kann sagen, was Gott tut. Alles ist in seiner Hand. Er fügt alles wie er will. Aber es ist besser, Königin, alles zu verlieren, als das Heil der Seele und die Ruhe, in der Gott wohnt.“

Kurwenal brachte Tristan den Brief des Königs. Darin war der Tag und der Ort bestimmt, wo Tristan

Isolde zurückgeben sollte, aber für Tristan stand da kein freundliches Wort. Marke wies ihn aus seinem Lande.

„O Gott,“ dachte Tristan, „liebe Freundin, nun muß ich in den Tod. Wie soll ich leben ohne dich? Aber du wirst froh und in aller Herrlichkeit sein. Alles tue ich um deinetwillen.“

„Alles will ich leiden nur um Tristans willen,“ dachte Isolde.

Als Ogrin sah, wie arm die Königin war und in welcher schlechten Kleidung sie ging, eilte er heimlich nach Bergen und kaufte in der Stadt allerlei köstliches Gewand, Seide und Linnen, und lud es auf einen weißen, gezäumten Zelter. Alle seine Golddenare, die er in einem langen Leben gesammelt hatte, verwandte er für diesen Kauf. Die Händler lachten und spotteten: „Ogrin will auf die Freite, oder will einen köstlichen Nummenschanz machen.“ Er aber nahm alles schweigend und brachte es der Königin. Und als der Tag zur Rückkehr kam, schmückte sich Isolde mit den schönen Röcken, Pelzen und Tüchern, die Ogrin gebracht hatte, mit Purpur und Scharlach und stieg auf das edle Tier.

„Vater,“ sprach sie, „Ihr habt gütiger an mir gehandelt als viele, die mir näher standen als Ihr. Ich will Euch nie vergessen.“



wischen Tintagel und dem Wald von Morois geht eine Furt durch den Strom, dahin sollte nach dem Vertrag Tristan die Königin in Markes Schutz bringen. Dorthin lenkte Tristan den Zelter der Königin durch den Forst. Er ging neben ihr in seinen Lumpen.

„Tristan, lieber Freund,“ sprach Isolde, „eine Bitte

habe ich an dich. Wenn du nun fort bist, bin ich ganz verlassen in diesem Lande, wo ich keine Verwandten und nur wenige Freunde habe. Wer weiß denn sicher, was der König plant, und ob er mich mit ehrlichem Herzen zurückruft, ob sein Zorn verraucht ist, oder ob er mich strafen und mißhandeln will? Darum bleibe hier im Walde bei dem Förster Orri, der dir vertraut ist. Dort hin will ich Pereneis schicken, der soll dir Botschaft sagen, wie es mir ergeht. Und dann schleiche noch einmal in den Garten von Tintagel und laß uns Abschied nehmen, ehe ich dich für immer verlieren muß. Das soll die letzte verbotene Tat sein, zu der uns die Liebe verführt.“

Tristan versprach nach den Worten der Königin zu tun. Er war traurig bis auf den Tod.

Die Wiese an der Furt leuchtete wie ein Festplatz. Alle Barone König Markes waren da in hellen Kleidern versammelt, und das Volk von Tintagel stand mit wehenden Tüchern an der Straße und wartete auf die Königin.

Langsam und mit gesenktem Blick kamen die Liebenden aus dem Tann zur Furt hinunter. Dort trat ihnen König Marke mit Dinas von Sidan entgegen und nahm die Zügel des Selters aus Tristans Hand.

„König,“ sprach Tristan laut, „ich bringe dir Isolde dein Gemahl wieder. Sie ist dein, so wie sie immer war. Noch einmal rufe ich vor allen diesen Baronen meine Feinde. Ist einer unter ihnen, der mich oder die Königin tadeln, so will ich mit ihm fechten in Gottes Schuß. Da wird sich offenbaren, wer ein Verräter ist.“

Niemand antwortete ihm. Darum faßte Dinas von Sidan Mut und sprach zum König:

„Herr, es ist ein Jammer, das Ihr Tristan verlieren sollt. Es wird uns immer eine Schande sein, daß wir solchen Ritter in Lumpen gehen ließen.“

Er führte den König abseits und sprach mit ihm. Einige der Barone, die Tristan nicht wohl wollten, sahen es und machten sich heran.

„Herr,“ sprachen sie, „wir alle sehen nun, daß der Königin Unrecht geschehen ist, aber wenn Tristan wieder an den Hof kommt, so wird von neuem die Verleumdung aufstehen. Laßt ihn eine Weile in der Fremde. Später, wenn die Zeit es will, mag man ihn zurückrufen.“

Tristan schritt schon hinweg. Er gab der Königin die Hand, und das Blut wich beiden aus dem Herzen. Dann wandte er sich.

Da erst sprach König Marke ein Wort zu Tristan: „Wohin willst du in den Lumpen?“ fragte er. „Nimm aus meinem Schatz so viel du willst, ehe du fortgehst.“

„Nicht einen Pfennig, Herr!“ rief Tristan. „Ich hoffe, Lohn genug bei reichen Königen zu finden.“

Dann ging er eilig hinweg dem Meere zu. Isolde folgte ihm mit ihren Blicken, solange sie ihn sehen konnte.

„Er allein hat wie ein Ritter an mir gehandelt,“ sprach sie, „ich habe ihn sehr lieb gewonnen.“


Tristan wohnte fortan bei dem Förster Orri im Wald von Morois. Aber niemand wußte, wohin er gegangen war.





Das Gottesgericht



ie Verräter Marjodo, Melot und die mit ihnen vertrauten Sinnes waren, freuten sich als sie glaubten, daß Tristan außer Landes und ganz unschädlich sei. Aber es war ihnen nicht genug, daß sie Tristan überwunden hatten. Isolde lebte in altem Glanz und alter Macht in Tintagel und begegnete den Verrätern mit Verachtung und erzürnte sie. Marjodo machte sich mit giftigen Reden gegen Tristan an die Königin. Der Tor hoffte, selbst Isolde zu gewinnen.

„Nun ist Tristan fort,“ dachte er, „wer weiß, vielleicht gibt sie auch einem anderen, was sie ihm gegeben hat. Die Kaße, die einmal Vögel fing, läßt es nie mehr.“

Aber Isolde sah ihn nicht an und wandte ihm den Rücken, wenn er hereintrat. Da sann Marjodo wie er auch die Königin vernichten könnte.

Auf einem Jagdzug machte er sich an König Marke, zwei andere Barone, Andret und Denovalin, mit ihm, und sie sprachen:

„Herr, es ist unsere Pflicht, Euch zu warnen. Ohne Gericht wolltet Ihr einst die Königin verbrennen, das war nicht gut, und das Volk und viele Herren zürnten lange. Jetzt ist sie ohne Gericht wieder zurückgerufen und viele meinen, es ist wieder nicht gut. Es ist ein Frevel, als verachtetet Ihr die Gesetze, die von alters her bestimmt sind. Wenn einer seinem Weibe mißtraut, sie aber will ihre Unschuld beweisen und sich des Verdachtes erwehren, so mache sie die Feuerprobe, und alles wird klar ans Licht kommen. Das ist altes gutes Recht in Cornwall. Wenn die Königin sich ihm unterwirft, so wird aller alter und aller neuer Argwohn für immer schweigen müssen.“

Da ward Marke zornig und rief: „Ihr Hunde, nun ist es genug. Zu Unglück und Torheit hat mich eure Verleumdung gebracht. Tristan habe ich um euretwillen aus meinem Lande gejagt. Was wollt ihr noch mehr? Warum schwiegt ihr, als Tristan euch zum Kampf rief? Mit der Zunge seid ihr schärfer und mutiger als mit den Waffen. Ich habe nun genug von eurem Gift. Geht wohin ihr wollt. Wenn ich noch einen von euch an meinem Hofe sehe, will ich ihn mit Hunden jagen lassen.“

„Gut, Herr,“ riefen die Barone, „wir brauchen dich nicht. Unsere Burgen sind fest und widerstehen deinen Hunden.“ Ohne Gruß ritten sie davon.

Marke kam zornig nach Tintagel und saß verdrossen im Gemach. Isolde sah es und erschrak.

„Hilf Gott,“ dachte sie, „Tristan ist entdeckt. Was wird er ihm antun?“ Ohnmächtig sank sie vor des Königs Füße. Marke hob sie erschrocken auf, hielt sie in seinen Armen und tröstete sie.

„Was ist Euch geschehen, Königin?“

„Herr, ich sah Euch so zornig.“

„Ja, ich kam zornig von der Jagd.“

„Aber Herr, wer wird es sich so zu Herzen nehmen, wenn ihm die Torheit der Jäger Verdruß macht.“

„Das ist es ja nicht, Königin, ich erzürnte mich, weil diese Verleumder Euch nie in Ruhe lassen.“

„Was ist es denn, Herr, was sie mir wieder nachzureden wagen?“ fragte die Königin.

„Laßt das und fragt nicht. Ich habe Marjodo, Andret und Denovalin aus meinem Lande gejagt.“

„Herr, wenn Ihr mich lieb habt, so sagt mir's. Ich will wissen, welches Gerücht hinter mir her ist; ich habe sonst keine Ruhe. Sagt mir's.“

Da sagte ihr Marke, womit ihn Marjodo bedrängt hatte. Isolde erschraf, dann aber bedachte sie, wie sie auf diese Weise alle Verleumdung überwinden könne: „Gott ist freundlich und wie ein edler Ritter, er wird sich eines armen bedrängten Weibes erbarmen.“

„Herr,“ sprach sie, „diesmal zürnt ihr den Verrätern mit Unrecht. Das ist ja der Weg, meine Unschuld vor allem Volke zu beweisen, und ich will es tun, aber nicht vor Euch und Euren Baronen allein, die doch nicht aufhören würden, mich zu belästigen.“

Laßt eilig einen Boten zu König Artur schicken und laßt ihn in zehn Tagen mit allen seinen edlen Herren, mit Gavan, Girslet und den anderen an den Strom laden, der sein Land von dem Euren trennt, an die Stelle, die man das weiße Land nennt. Dort will ich, wenn Gott mir hilft, vor ihm und Euch meine Unschuld mit Feuer prüfen und ich will König Artur zum Beschützer meines Eides nehmen.“

Sie drängte den König so lange, und beschwor ihn, bis er ihr in allem zu willien war und ein Konzilium

auf das weiße Land berief. König Artur und seine Ritter sagten der Königin zu, dorthin zu kommen.

Unterdessen sandte Isolde heimlich Pereneis zu Tristan, der bei dem Förster Orri wartete, und ließ ihm alles kund tun, was im Werke war, und welche neue Gefahr sie bedrohte.

„Die Königin läßt Euch sagen, Herr,“ sprach Pereneis, „Ihr sollt an dem bestimmten Tage in den Kleidern eines Pilgers auf dem weißen Land sein, jenseits der Surt. Die Königin wird da in einer Barke hinüberfahren und Euch brauchen. Wenn Ihr Euch in ihrer Nähe haltet, hofft sie, wird alles gut ausgehen.“

Tristan versprach in allem nach dem Willen der Königin zu tun.

An dem Tage, der für das Gericht bestimmt war, kam Marke mit Isolde und allen Baronen an die bezeichnete Stelle. König Artur und seine Ritter erwarteten sie jenseits des Stromes und grüßten mit leuchtenden Bannern. Auch viel Volk drängte von ferne herzu.

Wie ein armer Pilger sah Tristan am Wege, hielt seinen Holzbecher hin und bat mit fläglichem Stimm um Almosen. Isolde stieg mit vielen Rittern in eine Barke und fuhr über den Strom bis nahe an das Land, wo das Wasser seicht und der Boden sumpfig war.

„Ihr Herren,“ sprach sie, „wie soll ich hier auf trockenes Land kommen, ohne meine Kleider in dem Schlamm dieser feuchten Ufer zu beschmutzen? Ich will nicht, daß mich ein Mann von ritterlichem Stande berührt, ehe ich meinen Schwur getan habe. Aber seht da den frommen Pilger, der mag heute mein würdiger Lastträger sein.“

Die Ritter riefen den Bettler an:


„Geh, und sei glücklich, daß du eine Königin tragen darfst. Aber hüte dich, daß deine mageren Beine nicht zusammenbrechen.“

Tristan preßte die Königin fest in seine Arme.

„Liebster,“ sprach sie ganz leise zu ihm, „Liebster, laß dich auf den Sand fallen mit deiner Last.“ Und als sie auf dem Trockenen waren, stolperte Tristan und stürzte hin. Die Königin hielt er fest umschlossen.

Mit Stangen und Steinen eilten die Bootsknechte und Ritter herbei, den Ungeschickten zu strafen, aber Isolde stand schnell und fröhlich auf.

„Laßt ihn,“ bat sie, „er ist ermattet von langer Wanderschaft.“ Und sie gab ihm eine Spange von Gold, die sie an ihrem Kleide trug. Alle lobten die Königin um der edlen Tat willen.

 or den Zelten König Arturs waren die Ritter und Geistlichen versammelt. Die Gebeine und Reliquien der Heiligen standen da in silbernen und goldenen edelsteingeschmückten Truhen. Ritter bewachten sie voll Ehrfurcht und Geistliche lasen ihre Gebete. Auch brannte da ein Kohlenfeuer nahebei und rote Eisenstücke glühten in den Flammen.

Isolde legte alle königliche Pracht ab, die stolzen Mäntel und alle Kleinodien, die schönen Schuhe und Schleier. Barfuß und in einem langen, grauen Gewande stand sie vor den Baronen und allem Volk und sprach:

„König von Cornwall, mein Gemahl, und ihr König von Loger, mein Bürge, all ihr Herren, hört meinen Eid, den ich bei diesen heiligen Bildnissen und Gebeinen tue. Ich schwöre, daß nie ein Mann, vom Weibe

geboren, mich in seinen Armen halten durfte und an meiner Seite lag, als König Marke, mein ehelich Gemahl und“ — dabei lächelte die Königin ein wenig und schalkhaft — „wie ich nicht leugnen kann, der arme Pilger, der mich heute vor euer aller Augen in den Armen hielt. — Ist dieser Eid recht, König Marke?“

„Er ist recht!“ riefen Marke, König Artur und die Ritter. „Möge Gott die Wahrheit an den Tag bringen.“

„Amen,“ sprach Isolde.

Bebend in ihrem Herzen, aber mit festen Schritten, trat die Königin an das Feuer, griff mit beiden Händen in die Glut und trug das flammende Eisen vor allem Volk neun Schritte weit und warf es fort. Dann streckte sie ihre Arme über die Gebeine der Heiligen und wandte die Handflächen den Königen zu. Da sahen alle, daß sie frisch und unverfehrt waren, und zart, wie Blütenblätter der Rose im Frühjahr.

Von lautem Jubel und Dank hallte Strom und Ufer. Alle grüßten ehrerbietig die Königin, und Tristan schlich langsam hinweg.

Die Liebe ist kühn und über die Maßen listig, nichts ist verwegener als sie. Isolde fand einen Betrug, mit dem sie selbst Gott täuschte. Der muß viel Geduld haben, der über die Listen verliebter Frauen nicht zornig werden will.





Entdeckung und Abschied

Als Tristan wieder zu dem Förster Orri kam, legte er Pilgermantel und Pilgerstab ab und war sehr traurig. Er wußte, daß er nun bald alles verlieren mußte, was ihm die Erde lieb machte. Isolde brauchte Tristans Hilfe nicht mehr. Aller Argwohn des Königs war für immer zerstreut und wenn sich der Königin irgendeine Not nahte, so war König Artur ihr mächtiger Schutz.

Tristan wartete auf den letzten Abschied um den Isolde ihn gebeten hatte. Mit allen Sinnen sehnte er ihn herbei, den lieben Leib wieder in seinen Armen zu halten, und doch betete er, daß der Tag so fern wie möglich bleiben möchte, weil dahinter ein graues Elend und ewiges Verlassensein wartete.

Isolde war in gleicher Qual und zögerte lange. Sehnsucht nach Tristan und die Furcht vor der Ver-

gänglichkeit der letzten Freude stritten in ihrem Herzen, bis die Zeit drängte.

„Wie lange noch, und Tristan wird entdeckt sein; er muß aus dem Lande,“ so fürchtete sie.

An einem heißen Sommertag saß Isolde mit Brangäne und Pereneis im Garten. Marke war nicht am Hofe. Da sandte die Königin Pereneis, daß er Tristan holte.

„Ich will an hellem Tage von ihm Abschied nehmen,“ dachte sie, „nicht in dunkler Nacht. Ich will ihn noch einmal mit allen Sinnen umfassen und dann tot sein und nur noch in Träumen und Gedanken leben, in Träumen von Tristan.“

Tristan kam auf heimlichen Wegen, und Brangäne und Pereneis saßen draußen vor dem Tor des Gartens. Noch einmal vergaßen da die Liebenden alles was sie trennte, in unendliches Leid, in unendliche Lust versunken.

„Liebe Freundin,“ sprach Tristan, „eins ist gewiß, wenn der Tod kommt, soll er bei uns fröhliche Aufnahme finden, ich will vor ihm singen und spielen. Nur dies bekümmert mich, Isolde: wenn ich sterbe, möchte ich nichts von dieser Erde sehen, als dich allein, dein Gesicht voll Liebe über mich gebeugt, wie so oft in süßen Stunden. Freundin, wenn ich sterbe — und ich weiß, es währt nicht lange —, so rufe ich dich über Meer und Land.“

„Ich komme, Tristan, wohin du mich ruffst, und sterbe mit dir. Nimm diesen Ring aus grünem Jaspis; er ist mir sehr lieb. Wer mit diesem Ring mich ruft, dem will ich folgen bis an das Ende der Welt, keine Mauer, kein Turm soll mich halten. Aber gib auch mir ein Zeichen, dabei ich immer dein gedenken mag,

laß mir Husdan, deinen treuesten Hund, der immer um dich war. Wenn ich ihn ansehe, will ich weniger traurig sein.“

Tristan nahm den Ring und gab der Königin Husdan.

Von Lust und Leid zu Tod ermattet, lagen die Liebenden in tiefem Schlaf und eng umschlungen.

Wer hat es nicht erfahren, daß das Schicksal ohne Vernunft ist und einzig seinen wilden Launen folgt? Ungerecht ist es und töricht wie ein Kind, es vernichtet am liebsten, was es eben mit großer Mühe gebaut hat. Viele Jahre waren Tristan und Isolde in enger Liebe vertraut gewesen, und König Marke hatte nie die Wahrheit gefangen, auf deren Spur er so lange gejagt, nie war ihm Gewißheit geworden. Nun, da er ganz voll Vertrauen war, da die Liebenden sich zum ewigen Abschied rüsteten, fand er, was er nicht mehr suchte.

Brangäne und Pereneis saßen wachend und von der Mittagshitze betäubt vor der Türe des Gartens, da trat plötzlich Marke vor sie hin und fragte mit freundlichem Wort nach Isolde. Ein Kämmerer, der vorüber kam, sagte ihm:

„Herr, ich sah sie hier in den Garten gehn, ohne Zweifel ruht sie vor der Hize im Schatten der Bäume.“

Mit raschen Schritten trat Marke durch das Tor, um die Königin zu begrüßen, er ging leise, um nicht ihren Schlaf zu stören, und da fand er, was er immer vergeblich gesucht, worum alle so viel Leid erlitten, und was er doch nie hätte sehen sollen. Tristan und Isolde lagen in fester Umarmung, Wange an Wange, Mund an Mund. Sie glühten lieblich im Schlaf. Eine kostbare Decke verhüllte sie.

Wer will die Verzweiflung des Königs beschreiben? Alles Glück fiel zerschellend aus seinen Händen und war dahin. Ach, auch in seinem größten Zorn, selbst als er die Liebenden dem Feuer übergeben wollte, war ihm doch in tiefster Seele ein Schein von Hoffnung geblieben, ein geheimer Zweifel, der dem Bittersten den Stachel nahm. Jetzt lag die Wahrheit nackt und unerbittlich vor seinen Augen.

Oder verblendete ihn der Wahnsinn? War er verzaubert?

Marke eilte davon, um seine Barone zu holen, alle sollten Zeugen sein, damit nie mehr Betrug möglich wäre.

Tristan erwachte und sah, wie Marke aus dem Garten eilte.

„Wach auf, Geliebte,“ rief er, „nun heißt es eilend scheiden. Der König war hier, ohne Zweifel sucht er jetzt Eideshelfer, aber er soll mich nicht mehr finden. Mag er glauben, ein Traum habe ihn genarrt. Lebewohl, Freundin, für immer.“

„Lebewohl, Tristan, möge uns der Tod bald vereinen. Gott muß gnädiger sein, als die Menschen.“

Noch einmal preßte Tristan Isolde an sich, dann entfloß er.

Die Königin lag wie tot vor Gram und wie schlafend. So fanden sie Marke und die Barone.

„Kommt,“ rief der König, „kommt und seht alle meine Schmach. Da sieht man, daß Gott wie ein Handschuh ist, der sich wenden läßt wie man will, er schmiegt sich und biegt sich nach dem Willen jedes Betrügers. Zu allem ist er zu gebrauchen, aber nun will ich mich weder von Gott noch von Menschen täuschen lassen.“

Tobend kam er zu Isolde und sah sie schlafen, zurückgeneigt auf den Rasen und unter der Decke, unter

der er sie mit Tristan gesehen hatte; aber Tristan war nicht da.

„Ohne Zweifel,“ dachten die Barone, „hat den König ein Zauber oder haltlose Eifersucht verblendet, daß er mit offenen Augen Trugbilder sieht. Gewiß Melot, der Geächtete, treibt seinen Spott mit ihm.“

Dinas von Sidan nahm den König bei der Hand und führte ihn hinweg.

„Lieber Herr,“ sprach er, „nun laßt doch endlich Euren törichtsten Wahnsinn ruhen. Ihr habt Geister und Gespenster gesehen; ein Zauber verblendet Euch. Ich habe sichere Kunde, daß Tristan mit einem Schiffe hinweg ist. Wie sollte er in den Garten der Königin kommen. Verschont doch endlich die Arme mit Eurem Argwohn. Habt Ihr noch nicht genug Leid über sie gebracht? Hat sie nicht vor wenigen Tagen die Feuerprobe gewagt, darum lästert und beleidigt Gott nicht. Bedenkt auch, daß König Artur der Beschützer ihres Eides ist. Wollt Ihr Krieg mit König Artur um einer Narrheit willen? Melot ist ein Teufel, der Besitz von Euren Sinnen genommen hat. Gebt diese Sache in meine Hand, Herr, ich bin ohne Leidenschaft und bin in Ehren grau geworden. Ich will Wache halten bei der Königin und sie selbst ins Feuer stoßen, wenn ich eine Falschheit an ihr finde, bis dahin aber habt Geduld und überwindet alle bösen Gedanken.“

Mit solchen und ähnlichen Worten redete Dinas von Sidan zum Guten und beruhigte den König mit ehrlichem Sinn.

„Er wird mich noch dahin bringen,“ dachte Marke, „daß ich meine eigenen Augen Lügen strafe; aber was hilft es, wenn ich tobe und zornig bin. Man wird mich für einen Narren und einen Tyrannen halten. Ich

will abwarten, was geschehen wird.“ So blieb er stille und begegnete hinfort der Königin lange Zeit finster und hart.

Isolde aber war mit allen ihren Sinnen nur bei Tristan. Am Morgen dachte sie: „Wo bist du, Geliebter?“ und am Abend: „Wo gehst du zur Ruhe? auf dem Meer? in Stürmen? oder auf festem Lande?“ Ihr Herz suchte und irrte in der Nacht heimatlos zwischen der Erde und den Sternen, spähte nach Tristan und fand ihn nicht. Auch am Tage hatte Isolde keinen Frieden.

„O Tristan, mein Herr,“ seufzte sie, „warum liebst du mich allein in diesem Herzeleid.“



Tristan war unterdessen in das Land Gälis zu dem jugendlichen Herzog Gilain gekommen. Er floh vor der Liebe und suchte den Tod. Ein schweres, finsternes Leid lag von diesen Tagen an auf ihm, und man sah ihn nie mehr fröhlich. Er suchte Kampf und Streit und schwere Not, um die Sehnsucht, die allein sein Herz füllte, zu besiegen. Mitten in den Sturm des Lebens, wo viele Stimmen laut riefen, trat er, um die eine klare Stimme, die Stimme Isoldens von Irland, zu übertönen, aber es gelang ihm nicht. Finster und trübe waren alle seine Stunden, und jetzt sah man wohl, daß er mit Recht Tristan genannt war.

Gilain versuchte auf alle Weise seinen edlen Gast, der ihm auf jedem Kriegszug beistand, fröhlich zu machen.

Eine schöne See von der Insel Thule, die weit im Nordmeer liegt, sandte dem Herzog vor Zeiten als kostbares Liebeszeichen, das Zauberhündchen Pitifrü. Aus allen Arten von Edelsteinen war dieses Kleinod gefügt. Es leuchtete wie mit eigenem Licht.

Wer die kleinen Silberscheiben am Halse des Hündchens klingen ließ, der vergaß durch einen Zauber alles Leid und seine Seele wurde ganz sorglos und fröhlich wie ein junger fliegender Vogel.

Gilain brachte Pitikrü zu Tristan:

„Herr, so lieb mir dies Spiel ist, nehmt es. Ich will Euch ehren. Ich bin jung und bedarf der Zauberkünste nicht um fröhlich zu sein, aber wer krank ist, soll keine Arznei verschmähen.“

„Nicht für mich, mein Freund,“ sprach Tristan, „aber für eine edle Königin, die viel traurig ist, will ich es gerne nehmen.“ Tristan vertraute Pitikrü den Händen Kurwenals, der brachte es nach vielen Gefahren zu Isolde.

Da sah man wieder Glut auf den Wangen der Königin und ein Lachen in ihren Augen. Ein schönes Kästchen aus weißem Elfenbein ließ sie machen, da hinein setzte sie das Zauberspiel und nahm es immer mit sich.

„Ich habe es so lieb, weil es von Tristan kommt,“ dachte sie, „ich bin so fröhlich, weil ich dabei an ihn denke.“

Aber bald merkte sie, wie Tristan ihrem Gedächtnis entglitt, und wie sein Bild blaß wurde, wenn die Glöckchen klangen, und sie erkannte, daß es ein Zauber war, der sie tröstete.

„Das wolle Gott nicht,“ sprach sie, „daß es mir besser ergehe als meinem Herrn Tristan, daß sein Herz keine Heimat mehr bei mir findet, wenn es mich sucht. Nein, ich goß mir diesen bitter süßen Wein in den Becher, ich will ihn unbetäubt bis zur Neige austrinken.“ Und sie warf die silbernen Glöckchen durch das offene Fenster weit hinunter ins Meer.



Isolde mit den weißen Händen

Tristan konnte Isolde von Irland, Isolde mit den blonden Haaren, die sein einziges Glück war, nicht vergessen. Die Qual seiner Sehnsucht wurde unerträglich.

„Ich muß weiter von ihr fortfliehen,“ dachte er, „wenn ich Frieden haben will. Ich muß Berge und Täler, Wälder, Ströme oder besser das Meer zwischen ihr Herz und mein Herz bringen, vielleicht, daß ich dann Ruhe finde.“

So floh Tristan aus Gälis und kam nach Bretland, in seine Heimat. Rohalt und sein Weib Floräte waren da gestorben, aber ihre Kinder begrüßten Tristan wie ihren Herrn und drängten ihn, bei ihnen zu bleiben. Aber Tristan fand auch in der Heimat keinen Frieden, alle Ruhe war ihm verleidet. Er suchte Sturm und Taten und zog wie ein Abenteurer durch viele Lande; wo Kampf und Krieg war, dahin lockte

es ihn. Sein Ruf erfüllte Gallien, Friesenland und die angrenzenden Länder. Tristan war ein Beschützer aller Edlen und Gefährdeten. Seine Hilfe war den Fürsten ein Heer wert, sein Rat rettete Königreiche. Aber fröhlich wurde Tristan nicht. Heimatlos und zur Trauer verflucht, ritt er landaus, landein. Sehnsüchtig wartete er auf eine Botschaft von Isolde.

Viele fahrende Ritter begrüßte er, die von Tintagel kamen, alle priesen die Königin:

„Sie ist herrlich, sie ist stolz und schön; sie ist königlich vor allen und König Markes geliebte Gemahlin.“

Keiner hatte einen Gruß von ihr für Tristan. Isolde wagte sich niemandem anzuvertrauen.

„Ach Isolde, Geliebte, hast du mein so bald vergessen?“ seufzte Tristan oft, aber dann schalt er sein Herz und tadelte seine Verzweiflung. Irr und elend floh er vor Liebe und Leid, aber er trug beides immer mit sich in seinem Herzen. In schweren Ketten gebunden lag er an den Mauern von Tintagel, obgleich er frei von Land zu Land ritt.

So vergingen die Jahre.

Eines Tages hörte Tristan von der großen Not des Herzogs Jovelin von Arundel, der mit seinen Rittern und Dienern seinem Vasallen, dem Grafen Riol von Nantes, unterlegen war.

Riol wollte die schöne Tochter Herzog Jovelins zum Weibe haben, aber die Jungfrau liebte ihn nicht, darum wies ihr Vater ihn ab. Riol ergrimmete darüber, sammelte seine Knechte und allerlei Abenteurer um sich und empörte sich gegen Jovelin und seinen Sohn Kaëdin. Und da Riol ein verwegener, wilder Mensch war, überwand er den Herzog in vielen Kämpfen und verwüstete sein Land. Die Dörfer

brannten, die Gehöfte lagen wüst, wo er vorüber zog, auch die Burgen widerstanden ihm nicht. Nur eine Feste war noch in den Händen des bedrängten Herzogs, Karke, ein gewaltiges Schloß auf den Felsen am Meer. Dort widerstanden Jovelin, Kaëdin und ihre Getreuen der Belagerung der Feinde.

Als Tristan von dieser Not hörte, machte er sich mit Kurwenal auf, und beide kamen in einer Nacht unbemerkt durch die Feinde und vor die hohen Mauern der Burg. Die Wächter hörten das Nahen von Männern, und die Ritter standen allenthalben in den Mauerthürten und erwarteten einen Überfall. Tristan und Kurwenal hörten das Knirschen der Bogensehnen und riefen:

„Ihr Freunde, fürchtet nichts. Hier ist Tristan von Bretland. Führt mich zu eurem Herzog; ich habe gehört, daß die Vasallen ihm Unrecht tun und will mich in seinen Dienst geben.“

Da ließen sie ihn in die Burg, und Jovelin und Kaëdin empfingen ihn ehrenvoll.

„Herr, wir danken Euch für Eure gute Absicht, aber zu helfen ist uns nicht mehr. Wir haben kaum noch zu essen. Es ist besser, wenn Ihr Eures Weges weiter zieht; wir wollen hier sterben.“

Aber Tristan sprach: „Ich will an eurem Schicksal teil haben, laßt uns miteinander vertraut werden.“

Am Morgen führte Kaëdin Tristan durch die Burg und zeigte ihm ihre Mauern, Zinnen und breiten Wälle, auch wies er ihm die Zelte Riols, die in der Ebene am Meer in der Morgensonne leuchteten. Durch alle Gemächer des Schlosses führte er den Helden, der gekommen war, Hilfe zu bringen, weil er dem Unrecht feind war. Kaëdin verehrte Tristan um dieser

Tat willen sogleich mit allem Ungestüm eines jugendlichen Herzens.

Als die beiden Ritter in das Gemach der Frauen kamen, sahen sie, wie die Herzogin und ihre schöne Tochter saßen, und mit weißen, roten und goldenen Fäden allerlei Gestalten, Blumen und Tiere auf Leinen und in edle Seide stückten. Auch sangen die beiden Frauen dazu ein Spinnerliedchen, von der Königstochter, die den Wassermann freite und die nie mehr selig werden kann.

„Seht hier, liebe Mutter, liebe Schwester,“ sprach Kaëdin, „hier ist Tristan von Bretland, der uns Hilfe bringt. Sieh, Tristan, wie feine Arbeit meine Mutter zu machen versteht, aber weit besser noch gefallen mir die Bänder und Gewänder, die meine Schwester Isolde stückt. Habe ich sie nicht mit Recht Isolde mit den weißen Händen genannt?“

Tristan erschrak, als er hörte, daß die schöne Frau Isolde hieß, und er neigte sich noch einmal vor ihr und sah sie lange voll Gedanken an.

Tristan und Kaëdin kämpften mit Riol von Nantes und taten ihm mit ihren wenigen Leuten viel Schaden, durch Ausfälle und heimlichen Raub. Sie fingen ihm Warenzüge weg. Sie plünderten seine Zelte und ermunterten so ihre Freunde, daß sie manchen Zuzug erhielten; auch brachten sie gute Beute heim.

Auf diesen Fahrten verbanden sich die Herzen Tristans und Kaëdins täglich enger, und sie gelobten einander verschwiegen in ihrem Herzen treue ehrliche Freundschaft.

Nichts ist schöner und dauernder auf der Welt unter den Menschen, als wenn ein Mann redlich an die Seite eines Mannes tritt und beide einander von

Herzen achten und helfen. Kein Liebeswahn, keine Falschheit kommt in solchen Bund; kein Überdruß, keine Eifersucht, kein Mißtrauen kann ihn verletzen. Jeder sucht stolz des Freundes wert zu sein, und wächst um des Freundes willen. Jeder freut sich des anderen und seiner Taten. Alle Widerwärtigkeiten sind leicht und mit einem freundlichen Wort überwunden.

Kaëdin erzählte Tristan viel von seiner Schwester Isolde und pries ihre stille keusche Art; er liebte sie über alles. So lernte auch Tristan Isolde mit den weißen Händen freundlich anschauen. Schon um ihres Namens willen hatte er sie lieb gewonnen. Kaëdin sah mit Freuden, daß Tristan freundlich zu seiner Schwester war.

„Es könnte uns nichts Besseres geschehen,“ sprach er zu seinem Vater, „als daß Tristan Isolde zum Weibe wünschte. Ich bin gewiß, er liebt sie, seid gütig zu ihm.“

Auch Isolde sah, wie Tristan sie mit brennenden Augen betrachtete und ihr Herz neigte sich ihm zu.

„Wie könnte ich seiner wert sein,“ dachte sie, „aber ich wollte ihn mit aller Liebe umfassen. Ich weiß nichts Kostlicheres, als seine Liebe. Aber sei stille, mein Herz. Tristan spielt wohl mit einem Kinde.“ Dann wieder hörte sie, wie Tristan leise den Namen „Isolde“ seufzte und süße Betäubung überwältigte sie.

Ach, Tristan seufzte nur nach Isolde von Irland, die er verloren hatte. Aber Isolde mit den weißen Händen blickte nun wieder kühner nach ihm hin und Tristan nahm ihren Gruß freundlich auf.

„Sie ist so schön,“ dachte er, „warum kann ich nicht bei ihr Ruhe suchen? Warum muß ich mein Herz

an die Verlorene hängen, die weit jenseits des Meeres in einer unzugänglichen Burg wohnt und nicht mehr nach mir aussieht. Gewiß haben die Zauberchellen all ihre Gedanken an mich verwischt und ihre Liebe ausgelöscht. Warum muß ich allein das Vergangene immer neu bedenken?“

So schwankte er, so tobte er in seinem verwundeten Herzen. Er schalt seine Gedanken, die an der Liebe Isoldens von Irland zweifeln wollten, und wurde doch so verirrt und verwirrt in seinen Sinnen, daß er nicht mehr Weg noch Steg wußte, und mit all seiner Torheit schürte er nur die Liebe Isoldens mit den weißen Händen.

„Er ist wie alle Verliebten,“ dachte Kaëdin, „er wagt nicht, sich zu seiner Liebe zu bekennen. Er mißtraut seinem Glück.“ Und er wies seine Schwester an, daß sie Tristan noch freundlicher entgegen kam.

So verwirrten sich die Stricke, die das Schicksal um Tristan legte, immer mehr. Sein Herz fing sich da, wie ein Wild im Garn, obgleich er von Liebe so weit entfernt war. All seine Unruhe war nichts als Sehnsucht nach Isolde der Einzigen, nach Isolde von Irland. Aber Tristan wußte es nicht mehr, so zerstört hatte ihn die lange Trennung. Wie ein verwundetes Wild lief er waldein, achtete der Neße nicht und versang sich in Schuld und Tod.

Um diese Zeit dachte Riolt: „Was liege ich so lange müßig vor dieser Burg und sehe zu, wie die Feinde immer stärker werden, wie sie mich stören und plagen und sich wieder aufraffen durch diesen fremden Ritter.“ Alle seine Macht rüstete er zum Sturm gegen Karke.

Am Morgen, im ersten Schimmer der Frühe, sahen die Wächter der Burg einen glitzernden Ring von

Streitern dicht um den Berg gelagert. Rote Banner flatterten im Morgenwind.

Kaëdin und die Seinen warteten den Sturmangriff nicht ab. Wie hitzige Falken stürzten sie aus den offenen Toren auf den Feind herab. Ein Hagel von Pfeilen wollte sie bedecken, aber ihre Schilde schützten sie. Krachend prallten die Reihen der Ritter mit den vorgestreckten Lanzen aufeinander. Hin und her wankte die Masse der Streiter und keiner wich.

Da klang von neuem der Ruf: „Hier Karke, Jovelin und Isolde!“ Und Tristan, den die Wächter aus dem Schlaf geholt hatten, jagte mit den letzten Streitern von der Burg herab mitten in die Feinde.

Wie wohl wurde dem Helden ums Herz! Ihm war, als könne er allen Schmerz seines Lebens, alles was ihm je Verräter getan hatten, an diesen Empörern rächen. Wie zwei gute Mäher brachen Tristan und Kaëdin sich Bahn unter den Rittern. Wie zwei Schwimmer, von denen jeder zuerst das andere Ufer erreichen will, waren sie in den Wogen des Kampfes.

Kaëdin durchbohrte den besten Freund des Grafen Riol, Rougier von Doloise, mit dem Speer. Riol sah es und wollte ihn rächen, aber Tristan traf Riol ehe er zu Kaëdin durchdrang und verwundete ihn auf den Tod. Da flohen alle Verschwörer oder gaben sich in Tristans und Kaëdins Haft.

Als die siegreichen Ritter mit den Gefangenen fröhlich in die Burg zurückkehrten, sprach Kaëdin zu seinem Vater:

„Es ist kein besserer Ritter auf Erden als Tristan, er allein hat uns errettet und das beste Teil in diesem Kampf getan. Vielleicht wird er uns nun verlassen. Wenn es uns doch gelingen wollte, ihn für alle Zeiten

zu behalten. Mein Herz gehört ihm, und wir alle könnten seinen Schutz wohl brauchen.“

Da sprach Iovelin zu Tristan: „Lieber Herr, was kann ich Euch geben für alles, was Ihr Gutes an uns getan habt? Mein Land und alles, was ich habe, ist Euer Eigen, aber ich will Euch geben, was mir lieber ist als Land und Macht und was Ihr mir vor Kiol so gut bewahrt habt; ich will Euch meine Tochter Isolde zum Weibe geben. Denn — verzeiht es dem Alter, wenn es neugierig Euren Augen folgte — ich sehe, wie Ihr sie liebt. Ich höre, wie Ihr Lieder auf sie singt und ihren Namen seufzt. Nehmt sie aus meiner Hand.“

Seht, da ließ Tristan sich von der Güte des greisen Herzogs bezwingen und wagte nicht, ihm ein tränkendes Wort zu sagen.

„Ich nehme sie, Herr,“ sprach er.

„Nun will es das Schicksal,“ dachte er, „daß ich Ruhe und Treue bei diesem Kinde finden soll, das mich so sehnsüchtig liebt, und das so zierlich, so scheu und fein ist. Nun will ich auf mein vergangenes Leben mit geschlossenen Augen sehen und mit hellem Blick auf das Zukünftige. Besser wäre freilich, ich wäre tot, so hätte das alles ein Ende.“

Nach wenigen Tagen war alles zur Hochzeit gerüstet und Tristan nahm Isolde mit den weißen Händen vor allen ihren Verwandten und Freunden zum Weibe.

Allenthalben war Lachen und Jubel und Scherz, nicht im Herzen Tristans. Bitter büßte er da seine Schwachheit.

Als die Nacht kam, geleiteten die Freunde die Vermählten in die Kammer der Braut, und nach den üblichen Gebräuchen und Scherzworten ließen sie sie allein. Tristan legte sein Gewand ab und da, als er

den engen Ärmel abstreifte, fiel der Ring mit dem Jaspis, den Isolde von Irland ihm als Zeichen immerwährender Treue gegeben hatte, klingend auf den Marmorboden und sprang drei- oder viermal vor Tristan empor. Er hob ihn auf und sah ihn lange in düsterem Sinnen an. Alle Seligkeit der vergangenen Stunden und alle Liebe der verlorenen Zeit überwältigte mit einem Male seine wehrlose Seele. Er gedachte aller Dinge, die er um Isolde gelitten hatte. Ihre Augen sah er und ihre ganze Gestalt leibhaftig; unter den großen Fichten am Brunnen sah er sie und im Forst von Morois, und wie er sie noch zuletzt, erblaßt von Sehnsucht und Liebesmühe, in den Armen gehalten hatte. Alle Eide fielen ihm ein, und der süße Klang ihrer Stimme.

„O weh,“ dachte er, „wohin bin ich verirrt. Nun bin ich ein Verräter geworden dort und hier, dort an meinem Herzen, hier an diesem armen Kinde, das ich niemals lieben kann. Welcher Wahnsinn hat mir Augen und Gedanken verschlossen?“ So schwer preßte ihn sein Herz, daß er laut stöhnte.

Da lehnte sich Isolde, die junge, liebliche, an ihn und sprach: „Lieber, was ist dir, daß du so verstört bist? Was habe ich getan? Warum siehst du mich nicht an, und warum kommst du nicht?“

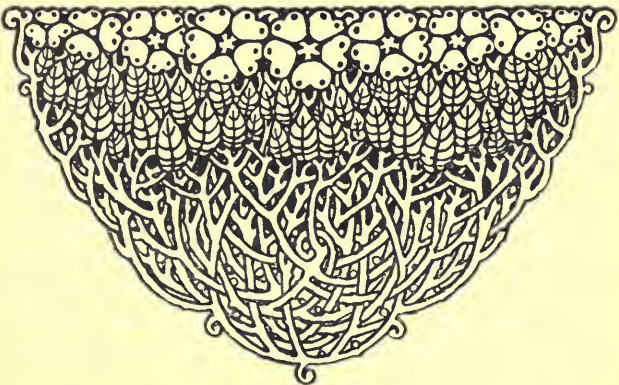
„Liebe Freundin,“ sprach Tristan, „seht, ich muß Euch jetzt eine traurige Botschaft sagen. Mein Herz ist krank. Von Jugend auf quälte mich ein schweres Leid, das preßt mir zu Zeiten die Brust, und überwältigt mich ganz. Kein Lachen und kein Frohsinn kann mich von dieser Schwermut befreien, von der ich meinen Namen habe. Ein weiser Einsiedler aber versprach mir Heilung. Niemand kann sie mir geben, als

Ihr allein. Ein Jahr nach meiner Hochzeit, gebot er, darf ich nicht zu meinem Weibe kommen; so allein kann ich erlöst werden.

Wollt Ihr mir helfen? Oder laßt mich fortziehen und zürnt mir nicht. Ach Freundin, ich handelte nicht recht an Euch, ich betrog Euer Verlangen."

"Nein, Tristan," sprach Isolde, "alles was du willst soll auch mein Wille sein. Aber niemand darf um dies Geheimnis wissen. Ich will neben dir wohnen wie deine Schwester, bis dies Jahr um ist und wir zum zweiten Male Hochzeit feiern können. Seid nur fröhlich, mein liebster Freund."

Am Morgen kam die Herzogin, Isoldens Mutter, und ihre Freundinnen und legten Isolde den Schmuck an, den man jungen Frauen gibt. Isolde ließ es schweigend geschehen und lächelte traurig.





Tristan der Narr



Was ist am schwersten für einen Menschen zu ertragen?

Nicht der Tod, der Stille nach aller Unruhe bringt, auch nicht die Schmerzen des Körpers, ein Mann wird sie überwinden. Aber unerträglich ist auch für den mutigsten Mann die wahnsinnige Sehnsucht der Liebe, die Sehnsucht, die keinen Augenblick einschläft, die Tag und Nacht mit jedem Herzschlag durch alle Adern läuft, die das Herz, den ganzen Leib und alle Sinne umklammert, die tausendmal den Tod wünschen läßt und doch den Tod nicht bringt, weil auch der Tod ihr keinen Frieden geben kann, nur allein die Nähe der Geliebten, Kuß und Umarmung. Schlimmer als Durst in trockener Wüste ist Sehnsucht, sie zerstört die Vernunft und verwildert alles.

Tristan ertrug es nicht mehr. Zu allem war er untauglich geworden.

„Ich muß zu Isolde von Irland,“ dachte er, „ich muß wissen, was sie von mir denkt und ob sie mich vergessen hat oder ob ich allein zum Verräter geworden bin. Ich muß die Wahrheit mit Händen greifen, nicht so mit irrem Sinn tausend törichte Gedanken fassen. Vielleicht vergaß sie mich lange, und ich plage mich hier allein und nutzlos.“

Tristan verabschiedete sich von Kaëdin und von seinem Weibe Isolde und sprach:

„Ich muß jetzt ein Gelübde erfüllen und zu Fuß da und dahin wallfahren. Laßt mich meinen Weg gehen. So schnell ich kann, will ich wieder bei euch sein. Bleibt derweilen in Frieden und denkt an mich, wenn ihr euer Gebet spricht.“

So ging er, in dem einfachen Gewande eines Pilgers, in der Frühe des Morgens von Karke hinweg und in einem Bogen nach dem Meere zu. Dort bestieg er ein Schiff und fuhr mit Kaufleuten hinüber nach Cornwall. Nach wenigen Tagen trieb der Wind das Schiff glücklich in den Hafen von Tintagel.

Hoch über den Masten der Schiffe und den Dächern der Stadt sah Tristan die Burg ragen, darin Isolde lebte, und sein Herz stöhnte und wollte sich nicht mehr halten lassen. Alles Vergangene, Weh und Lust, überfiel ihn tausendfältig.

Wie sollte der arme Pilger der Liebe in die Burg des Königs kommen? Die Wächter saßen unter dem Torbogen und fragten jeden nach Art, Heimat und Weg. Was sollte Tristan ihnen antworten? Hatte er nicht den Tod verdient, daß er trotz seines Eides wieder nach Tintagel gekommen war, um die Ruhe des Königs und der Königin zu stören?

„Wenn ich nur gewiß wäre,“ dachte Tristan bitter,

„daß Isolde nicht ihre Hunde nach mir heßt und mich verleugnet. Wenn ich nur wüßte, ob sie noch in Liebe an mich denkt. Aber, was auch geschieht, ich muß sie sehen, und wenn ich darum sterben soll. Sterbe ich nicht jetzt täglich um ihretwillen? Ja, ich will sie mit einer List prüfen. Ich will mich stellen wie ein Gaukler und ein Narr, der an den Höfen der Könige herumzieht und seine Späße macht. Ach, es wird nicht mehr viel Kunst brauchen, mich närrisch zu machen, und doch sollen die Weisen, die mich für einen Toren halten wollen, selber zu Toren werden. Es soll mehr Weisheit in all meiner Narrheit sein, als in der Klugheit des Königs und der Verräter.“

Tristan traf abseits vom Hafen am Meer einen armen Fischer und sprach ihn an:

„Höre, Lieber, du hast da einen schönen Rock an, so lustig zerrissen ist er, komm, schenke ihn mir. Ich will dir mein Gewand dafür geben.“

Der Fischer lachte über die törichten Worte und sprach: „Gib nur immer her! Ein so gutes Kleid, wie deins, tauscht man nicht alle Tage ein.“

So nahm Tristan das Gewand des Fischers. Sein Haar schor er ganz kurz. Mit rotem Zinnober malte er ein Kreuz auf den fahlen Schädel. Sein Gesicht strich er mit einem reizenden Kraut, seine Augenbrauen malte er mit Schwarz und seine Lippen mit Rot, so daß er ganz entstellt und zerstört ward. Niemand auf der Welt hätte ihn erkennen können. Eine Keule hing er um seinen Hals, dann ging er mit tanzenden Schritten nach der Burg hinauf.

Isolde saß in ihrer Kammer, wie immer voll Trauer um Tristan, seufzend griff sie nach ihrer Harfe und sang das Lied von den Königskindern, die durch

einen tiefen Strom getrennt waren und die vor Sehnsucht und Liebe den Tod fanden.

„Ach, Geliebter,“ sprach Isolde, „wenn ich nur wüßte, wo du bist und ob du fröhlich lebst.“

Tränen füllten ihre Augen. Sie versuchte die Harfe zu zwingen, daß sie den Namen Tristan aussprach. Ach, sie klingt so schön, aber Tristan kann sie nicht rufen.

„Er müßte kommen, wenn du ihn mit deiner wohl-lautenden Stimme riefest,“ sprach die Königin, „ach, meine Stimme hört er wohl schon lange nicht mehr. Armes Herz, er hat dich längst vergessen.“ Und wieder sang die Königin und klagte.

Da trat Kariol herein, ein Graf aus dem Dienst König Markes, ein reicher und eitler Herr, der seit Tristans Verbannung die Königin mit seiner Liebe zu verfolgen wagte.

„Herrin,“ sprach er, „Ihr singt ja wie ein Schwan, der einen Tod verkündet. Ja, ich weiß, es ist mein Tod, um den Ihr klagt; denn ich bin tot von Liebe zu Euch.“

„So möchte ich Euch bald begraben sehen, da ich Euer leeres Geschwäh selbst nach Eurem Tode noch hören muß.“

„Aber zuvor, gnadenreiche Königin, habe ich noch eine lustige Botschaft für Euch, die Euch sehr erfreuen muß. Ich will sehen, ob Ihr mir nicht lieben Dank wißt, wenn ich Euch sage, was ich von Tristan, Eurem Neffen, weiß.“

Isolde erschrak, als sie den Namen Tristans hörte und stand auf.

„Königin, zieht Festkleider an, laßt dies traurige Lied und dies ernste Gewand. Tristan hat in fremdem

Lande ein Weib genommen, vor vielen Monden schon hielt er Hochzeit mit der Tochter Herzog Jovelins zu Karke. Denkt nicht, es sei ein Märchen. Es ist bekannt in ganz Tintagel, sichere Botschafter erzählen es."

Da ging Isolde mit schweren Schritten hinaus, und als sie zu Brangäne kam, sank sie in die Arme der treuen Dienerin und lag wie tot.

"Ach, nun ist immer Nacht in der Welt," sprach sie leise, "und nie, nie mehr ein Lachen und helle Sonne; nun ist alle Treue und alles, was gut war auf Erden, verhüllt und tot."

Tristan der Narr stieg zu der Burg hinan, bis er zu dem Pförtner kam; fest trat er unter den Torweg.

"Heda, du Bursch," riefen die Wächter, "wo willst du hin, du Sohn einer Here?"

"Wißt ihr nicht," sprach der Narr, "daß morgen die Hochzeit des Abtes von Lunders ist, wißt ihr nicht, daß die dickste Äbtissin von Cornwall seine Braut ist und daß alle ihre Verwandten zum Feste geladen sind, alle Krummstäbe und Pfaffen und Nonnen, alle Dickbäuche und Saufkumpane, alle Eulen und Uhus und alle alten Jungfern von ganz England. Seht hier, ich bin ausgesandt, Gäste zur Hochzeit zu rufen, an den Zäunen und in den Königsschlössern, wo ich sie finde. Es wird ein stolzes Fest, ihr Herren, darum laßt mich zu dem König in den Saal. Hier sind viele, an die ich eine Botschaft habe.

Wißt ihr nicht, daß ich ein Herzog bin? Liegt ihr nicht auf den Knien, ihr Hunde? Wißt ihr nicht, daß Isolde, eure Königin, mein Liebchen ist? Sie wird euch übel anfahren, wenn sie sieht, wie ihr mich aufhaltet."

Die Pförtner lachten laut über den Narren: "So
138

kommt nur herein, Herzog, es sei ferne von uns, so edlen Herrn in seinen Geschäften zu stören.“

Als der Narr in den inneren Hof trat, umringten ihn die Troßbuben, die Pagen und Mägde und riefen:

„Seht da ein Narr, ei, ein schöner Narr, ei, ein lustiger Narr!“

Sie gossen nach ihm mit Wasser, sie warfen nach ihm mit Steinen und lachten über seine Sprünge, und wie er die Keule schwang. Es war ein großer Lärm im Hofe.

„Platz da, ihr Gesindel,“ rief der Narr, „was rennt ihr so? Es sind ärgere Narren unter euch und hier im Schloß als irgend in England.“

König Marke saß bei dem Mahl und Isolde an seiner Seite. Ihre Augen waren voll Schmerz, nur mühsam blieb sie aufrecht. Marke sah sie bekümmert an: „Was ist Euch, Freundin?“

„Nichts, Herr, ich bin fröhlich.“

Da hörte der König den Lärm im Hof und man sagte ihm: „Es ist ein fremder Narr draußen, seltsam und lustig.“

„So laßt ihn herein kommen,“ sprach Marke, „die Königin soll zu lachen haben.“

Aber Isolde bat: „Herr, laßt den Tore nicht herein, mir ist nicht gut zumute.“

„Um so mehr bedürft Ihr des Narren, Freundin. Laßt uns herzlich lachen über seine Torheit. Lachen ist gut, gesund und zerstreut dunkle Gedanken.“

Da trat der Narr ein. Isolde lehnte sich zurück und schloß die Augen, so ekelte ihr vor dem Anblick. Tristan trat dicht vor den König.

„Nun, Gesell,“ sprach der König, „was ist dein Begehren? Was willst du in Tintagel?“

„Was ich suche, Herr, das ist bald gesagt. Ich suche Isolde die blonde, Isolde von Irland, meine Herrin und deine. Aber die Wahrheit zu sagen: du hast sie mir gestohlen; sie ist mein und nicht dein. Siehe, ich habe viele Schwestern auf Erden, Brunhild oder Krimhild, welche du willst, nimm die zu dir in dein Bett, daß sie dich wärmen. So viele Frauen gibt es, König; du würdest an so vielen Gefallen finden. Ich liebe nur diese eine, so arm bin ich, gib sie mir. Wer will sonst den Narren freien?“

Der König und die Ritter lachten:

„Du bist ein bescheidener Narr,“ sprach Marke, „aber woher weißt du denn, daß du der Königin gefällst?“

„Herr, das hat sie mir oft geschworen, allein und unter vielen Leuten. Ich habe manche Tat für sie getan, ich bin auch für sie ein Narr geworden.“

„Aber wo willst du sie denn hinführen, wenn ich sie dir gebe? Soll sie mit dir betteln gehn?“

„O nein Herr, Ihr tut mir bitter Unrecht, Herr:

Hoch zwischen Himmel und Erde steht
ein Schloß, Herr, von Gold, das nie vergeht.
Die Sonne gießt da ihr Licht in Kristall.
Der Mond umschimmert es überall.
Die Sterne spielen und zielen hinein —
da soll der Königin Wohnung sein,
in flammenden Rosen, in roter Glut;
die blühen, Herr, aus meinem Blut.“

Da dröhnte der Saal von dem Gelächter der Herren:

„Ein lustiger Narr, ein guter Narr,“ riefen sie, „ein großer Gelehrter und Verfedrechßler.“

„Wer bist du denn, daß du so schöne Schlösser hast?“ fragte König Marke.

„Lieber Herr,“ sprach der Narr, „verleugnet mich nicht. Ihr kennt mich doch alle. Ich bin Tristan von Bretland.“

Bei diesem Namen stand Isolde von ihrem Sitz auf und rief voll Zorn:

„Jagt diesen Narren hinaus! Wer hat ihn hereingelassen? Ich bin es leid, allen zum Gelächter zu dienen.“ Und sie wollte hinweg.

Aber Tristan, der vor ihr auf einem Teppich saß, schob sich ihr in den Weg mit bittend erhobenen Händen:

„Freundin Isolde,“ sprach er, „wie könnt Ihr nur so zornig werden. Ist Euch der Name Tristans so verhaßt, daß Ihr ihn nicht anhören mögt? Einst war Euch Tristan doch lieb, da habt Ihr ihm das Leben gerettet, als er von dem Morold verwundet war, und wieder, als er den Drachen getötet hatte.“

Isolde antwortete: „Mach dich fort, du Narr, und laß dein Geschwätz, das du auf der Gasse aufgelesen hast. Hinaus mit dem Narren!“

Da sprang Tristan auf und schwang seine Keule gegen die Ritter:

„Hinaus mit den Narren!“ rief er, „die Königin mag sie nicht länger sehen. Sie will mit mir allein sein. Ich habe ihr ernsthafteste Dinge zu sagen.“

Marke zog Isolde am Mantel auf den Sitz zurück:

„Eilt nicht fort, Freundin; es ist ein lustiger Narr, laßt uns ihn anhören.“

„So ist es recht, Herr,“ rief der Narr, „den Ochsen am Horn, den Mann beim Wort und das Weib beim Rod.“

Bleibt noch ein wenig, Königin, ich will sehen, ob ich Eure Gedanken, die so früh schlafen gingen, nicht

ein wenig aufwecken kann. Ich sah einst ein Bad im Schloß zu Weisefort und eine schöne Frau, die ein Schwert schwang. Sie wollte den Ritter töten, der in dem Bade saß, aber er log ihr eine Märe von Liebe vor, die nur zu wahr war.“

„Schweig, du giftiger Schwäzer,“ sprach Isolde; warum haben dich die Schiffer, die dich herbrachten, nicht in das Meer geworfen, wo es am tiefsten ist. Was weiß ich von deinen Tollheiten. Du hast dich am Wein übernommen und bist betrunken.“

„Ja, Königin,“ sprach Tristan, „ich bin trunken, Ihr wißt es, trunken von solchem Wein, daß die Trunkenheit nie vergeht. Mein Leben, Königin, mag vergehen, nie meine Trunkenheit. Wir tranken sie beide aus demselben Becher, einst an einem heißen Tage. Mir ist es wie gestern.“

„Habt Ihr das auch vergessen, Königin?“

Als Isolde diese Worte hörte, die sie allein verstand, erschrak sie sehr, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und ging hinaus. Der Narr folgte ihr bis zur Türe:

„Königin Isolde, warum gefällt Euch der arme Narr so wenig, ach, einst hatte ich Weisheit, da war ich ein großer Ritter, da sang ich Balladen zur Harfe und allerlei Liebestram, da schlich ich nachts zu dunklen Sichten und warf Liebeszeichen in den Bach. Da war ich noch Herr der Liebe, Königin, aber jetzt ist die Liebe des armen Narren Herr geworden und hat sein Gehirn verstimmt. Habt Erbarmen mit dem armen Narren, Königin.“

Aber Isolde schob ihn mit einem bösen Blick zur Seite.

Da lachte der Narr laut auf und wandte sich zu den Baronen:

„Ihr Herren,“ rief er, „da seht ihr, wie die Weiber sind. Ihre Liebe hängt an den schönen Kleidern, an den glatten gepuhten Gesichtern und den blanken Schuhen und Beinschienen. Was nützt es, daß ich weise geworden bin, daß ich stark und mächtig geworden bin? Was nützt es, daß ich unsinnig geworden bin und arm und schwach, alles um Isoldens willen?“

Einjt, als ich ein junger Fant war mit süßen Worten und bunten Kleidern, da liebte sie mich und gab mir alles, was ich wollte.

Kauft euch bunte Kleider, ihr Herren, glitzernde Ketten und blanke Helme. Ich will meine alte Weisheit auf den Gassen von Tintagel ausrufen: Die Schneider und Gürtelschmiede sind die wahrhaftigen Götter der Liebe!

Was steht ihr noch da und gafft? Auf die Jagd, ihr Herren! auf die Jagd! Laßt uns Wahrheit und Ehrlichkeit und Treue fangen; sie sind selten geworden in Cornwall, selten wie die Jungfrauen in den Nonnenklöstern.“

„Willst du mit auf die Jagd, Narr?“ fragte König Marke. „Verstehest du Jagdbrauch?“

„Gewiß verstehe ich Jagdbrauch, Herr, mit Hunden und Falken. Ich jage auf der Erde, in Wasser und Luft. Kraniche fang ich mit Hunden, Fische mit Falken und mit einer Angel Wölfe und Bären. Aber heute kann ich nicht mit dir gehen, König Marke; heute mußt du allein gehen. Heute bin ich in eines größeren Königs Dienst, dem muß ich ein edles Wild fangen. Heute spanne ich den Bogen des Todes und schieße schöne Frauen mit den Pfeilen des Liebesgottes. Heute muß ich einen edlen Schwan jagen, morgen die Gänse und Waldhühner.“

Und der Narr sprang auf und wirbelte seine Keule um den Kopf.

„Fort, auf die Jagd ihr Herrn von Cornwall! Ich bin satt, eure fetten Gesichter zu sehen. Fort! habt ihr etwa noch nicht genug Wein getrunken? Seid ihr noch immer nicht satt?“

Als Marke sich genug an dem Narren ergötzt hatte, sprach er:

„Nun, du Narr, geh auf deine Liebesjagd, die Frauen werden leicht Frieden vor dir haben und guten Rat wider dein Werben. Gebe Gott, daß wir mit besserer Beute heimkommen.“

Damit ging er hinaus und ritt mit den Seinen davon.

Tristan blieb bei den Knechten im Hof, saß traurig auf einem Stein und gab ihrem Spott keine Antwort.

Isolde war in ihre Kammer gegangen und klagte vor Brangäne:

„Nun muß zu allem Leid auch noch dieser närrische Hund kommen und mit seinem Geschwätz mich selbst toll machen. Sage mir nur, wie kann er von Tristan wissen und allem, was zwischen uns geschehen ist, und von dem Trank auf dem Schiff, von dem niemand weiß, als Tristan, ich und du? Zauberei und Betrug hat diesem Menschen mein Leben verraten und er ist gekommen, mich zu plagen und ganz zu töten. Oder glaubst du, daß Tristan sich wie ein Schwätzer gerühmt hat, so daß jetzt schon die Narren um meine Liebe wissen? O Brangäne, warum hat er mich so verraten, daß er ein anderes Weib nahm!“

Brangäne sprach: „Glaubt doch nicht diesem Geschwätz, Königin. Aber laßt uns nach dem Narren sehen, vielleicht ist er ein Bote von Tristan.“

„Wie sollte sich Tristan eines solchen widrigen Gesellen bedienen? Verflucht sei er! und die Stunde, die ihn gebar! Aber ich will wissen, woher er seine Weisheit hat, geh und hole ihn.“

Brangäne fand den Narren allein im Hofe sitzen in tiefem Sinnen. Sie rief ihn an und Tristan erkannte Brangänens Stimme, sprang auf und ging ihr entgegen.

„Brangäne, liebe Brangäne,“ sprach er, „du hast so oft geholfen, hilf auch diesmal, habe Mitleid mit mir.“

„Du alberner Narr, welcher Teufel verriet dir meinen Namen und was willst du?“

„Deinen Namen kenne ich schon lange, Schönste. Einst, als ich noch Geist hatte, war er mir sehr vertraut. Einst, als ich noch geliebt ward, hatte er einen guten Klang. Da warst du wie ein gütiger Geist, der die Liebenden schützt. Ich will dich unter die Sterne setzen, Brangäne, hilf mir! Erbarmen! oder hast du auch Tristans Namen verlernt? Bist du auch taub und blind geworden?“

Brangäne ergriff Angst und Abscheu vor dem Narren, der auf sie eindrang.

„Kennst du mich nicht?“ rief er.

„Nein,“ schrie sie und floh; aber der Narr folgte ihr und stürzte mit ihr in das Gemach der Königin.

„Erbarmen,“ rief er, „hört mich! Erbarmen, wenn ich nicht toller als toll werden soll!“

Da trat ihm die Königin entgegen:

„Hinaus, du Narr, wer hieß dich hier eindringen? Was gebärdest du dich wie ein Wahnsinniger? Hinaus!“

Aber er sprang auf sie zu und wollte die Königin umarmen; da stieß ihn Isolde mit aller Macht zurück, ihre Züge waren von Ekel und Scham ganz entstellt.

Tristan taumelte, im tiefsten Herzen verwundet, gegen die Wand, nahe an der Türe.

„O weh,“ sprach er leise, „nun sehe ich, daß ich zu lange gelebt habe, da ich diesen Tag erleben muß, wo Isolde Tristan voll Ekel von ihrer Brust stieß. Warum warf ich das Leben nicht längst hin, wie ein schlechtes Pfennigstück, da ich nun sehen muß, wie Isolde Tristan verachtet. Königin, keine Liebe war größer, als die unsere; warum habt Ihr sie vergiftet? Mein Herz war ganz in Eurer Hand, Königin; warum habt Ihr es fortgeworfen und zertreten? Eine schöne, klare Quelle, daraus ich täglich mein Leben trank, habt Ihr dürr gemacht. Nun ist sie nichts mehr nütze.“

Isolde hörte die verzweifelte, ehrliche Klage. Mit zögernden Schritten kam sie näher.

„Was willst du nur von mir?“ sprach sie. „Warum quälst du mich? Bist du ein Bote von Tristan und was bedeutet dies alles?“

„Ach ja, ich bin ein Bote von Tristan, er konnte keinen schicken, der ihm näher war. Königin, wenn Eure Augen schon blind sind, einst verriet Euch Euer Herz, wenn ich draußen vor der Schwelle stand. Einst erkanntet Ihr mich im Dunkel der Nacht, wenn ich an Euer Lager schlich. Wißt Ihr noch, wie ich zu Euch kam, als der Zwerg, der Verräter, das feine Weizenmehl streute und mein Blut über Euch floß?“

Einst folgtet Ihr, wenn Euch der Bach zu mir rief, heute kennt Ihr meine Stimme nicht mehr.

Wo ist denn Pitikrü und die Zauberglöckchen, die ich Euch sandte? Sie haben mich gut aus Eurem Gedächtnis geläutet. Nun habt Ihr sie wohl auch fortgeworfen?“

Isolde hörte, daß der Narr alles, ihr geheimstes

Leben kannte, aber sie wollte nicht glauben, daß Tristan vor ihr stand. Verzweiflung und Wahnsinn ergriffen sie.

Tristan sah, daß sie ihn nicht erkennen wollte.

„Liebe Herrin,“ sprach er, „ich will Euch nicht weiter beschämen, ich will nicht betteln um das Gut, das einst mein war. Verzeiht, wenn ich nicht so schnell wie Ihr die Tage im Forst von Morois vergessen kann, wo wir einander Geschichten treuer Liebe erzählten. Ach, wie fein habt Ihr mir Treue geschworen, als ich den letzten Abschied nahm, und als Husdan, mein Hund, bei Euch blieb. Wo habt Ihr ihn? Gebt mir ihn wieder. Er war mir treu, und ich habe nicht so viel Treue gefunden, daß ich diese entbehren könnte.“

„Wohl habe ich Husdan noch,“ sprach Isolde, „aber seit Tristan ging, liegt er hinter eisernen Gittern, da er jeden anfällt, der ihm nahe kommt. Ihr wagt Euer Leben, wenn Ihr zu ihm geht.“

Aber der Narr bestand auf seinem Willen.

„Komm und zeige mir das Tier!“ sprach er zu der Dienerin und ging mit ihr hinaus, und als er zu dem Käfig kam, rief er Husdan. Da erkannte der Hund sogleich die Stimme seines Herrn, stürzte gegen die Gitter und bellte und winselte. Tristan nahm ihn heraus und umarmte ihn.

Isolde sah voll Staunen, was der Narr vermochte.

„Er ist ein Zauberer,“ dachte sie.

„Ich nehme dies Tier, das ich Euch als Zeichen meiner Liebe gab, wieder,“ sprach Tristan, „aber hier, nehmt auch das Eure.“ Und er hielt ihr den Ring von Jaspis hin.

Da erkannte Isolde Tristan, und sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und weinte.

„Verflucht bin ich und verachtet für alle Zeit, daß ich Tristan, meinen Herrn, nicht erkannt habe, wo selbst ein Tier ihn erkennen konnte. Verzeihe, mein Freund, nur die große Liebe hat mich verblendet; ich wollte keinem Spötter trauen.“

Tristan nahm die Königin an sein Herz. Ohnmächtig sank sie an ihm nieder, aber er küßte sie und tröstete sie und blieb lange bei ihr.

Die Knechte beherbergten den Narren im Hof. In einem Winkel des Kellers war sein Lager wie das eines Hundes, und alle ergöhten sich an seinen Späßen und an seinen derben Liedern, die er ihnen sang.

Aber zuweilen, wenn alle fern waren, schlich Tristan in das Gemach der Königin. Hier fand er, von aller Narrheit befreit, in seiner wahren Gestalt Trost und Leben.

Es währte nicht lange, da argwöhnten einige Kammerfrauen, die der reiche Karriol bestochen hatte, den Betrug, und erzählten dem Grafen von den Besuchen des Narren. Da stellte Karriol bewaffnete Späher vor die Türe zu den Frauengemächern; als Tristan hinein wollte, stießen sie ihn mit ihren Speeren zurück und riefen:

„Zurück, du Narr, zurück, in dein Hundeloch! Was suchst du hier?“

„Was geht es euch an, ihr breitbeinigen Herren? Macht mir ein wenig Platz. Ich muß der Königin ein Lied singen; sie wartet schon auf mich.“ Und er schwang seine Keule so, daß die Wächter furchtsam auf die Seite wichen.

Noch einmal hielt Tristan die Königin in seinen Armen.

„Freundin,“ sprach er, „unser Spiel ist nun aus.“

Ich muß fliehen; man wird mich bald entdecken, und das wäre unser beider Tod.

Ach, es wäre schön, so an Eurer Seite den Tod zu finden, aber ich habe ein Weib daheim, ich muß ihm beistehen. Es ist ein Kind.

Freundin, ich weiß, ich werde nun nie mehr hierher kommen, aber ich werde es nicht mehr lange tragen und bald den Tod finden. Dann will ich dich rufen, Isolde, über Land und Meer. Wirst du kommen?"

„Ich werde kommen, Tristan, und nichts soll mich aufhalten. Aber komm und schließe mich lieber fest an dich und zerbrich mein Herz an dem deinen. Wir wollen unsre Leiber fortwerfen; sie sind ein schlechtes Haus, nur für die Not gut. Wir wollen in das Schloß des Glücks gehen, von dem du mir einst erzählt hast. Nimm mich mit dorthin, Tristan.“

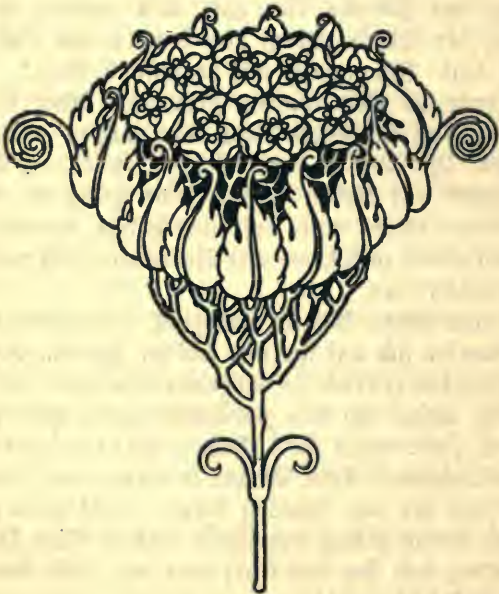
„Wenn die Zeit kommt, Freundin. Noch ist ein bitterer Saß in diesem Kelch, den müssen wir austrinken. Wir wollen nicht flüchten, Isolde, ehe unser Tagewerk auf diesem Schlachtfelde getan ist. Noch eine kleine Weile, dann ruft eine gütige Stimme uns in die Heimat zurück, wo alle Liebenden, selig vereint, sich wiederfinden.“

Tristan nahm Abschied und ging. Die Wächter am Thor warfen sich auf ihn und wollten ihn mit Gewalt binden, aber er trieb sie mit seiner Keule vor sich her.

„Ihr Engel mit den zweischneidigen Schwertern,“ rief er, „was wollt ihr? Geht, lauft, eilt heim nach euren Häusern? Eure Weiber betrügen euch! Geht! was steht ihr vor fremden Türen? Hat nicht jeder Mann Grund genug, vor seiner eigenen Türe Wache zu halten, daß ihm kein Narr über sein Weib kommt? Geht und lebt wohl!“

Mir gab die Königin ein schweres Geschäft. Ich muß wandern nach meinem Schloß von Licht und meine Kammern schmücken für die Königin. Auf! meine Diener und Dienerinnen alle, so will ich sagen, pflegt die Rosen im Garten! schüttet den Wein in die Schalen! richtet das Mahl und das Bad! werft Blumen auf die Schwelle! macht alles bereit. Die Königin ist nicht weit. Isolde will bei Tristan, dem armen Narren, Wohnung nehmen."

Mit weiten Schritten und seltsame kühne Weisen singend, ging der Narr hinweg, nach dem Hafen hinab.





Tristan kam heim nach Karke und lebte wieder neben seinem Weibe, traurig hoffnungslose Tage, verzweifelte Nächte. Am liebsten suchte er mit Kaëdin, der ihm sehr lieb war und ihm von Herzen diente, Abenteuer und Kriegstaten.

Einstmals belagerten sie einen Grafen von Castelfer und bedrängten ihn in seiner Burg. Da wollte es das Schicksal, daß die Freunde in einen Hinterhalt fielen. Der Graf lauerte ihnen in einem Hohlweg auf, seine sieben Brüder, alles gute, verwegene Ritter, waren mit ihm. Wohl gelang es Tristan und Kaëdin alle zu erschlagen, aber Tristan wurde von einem vergifteten Speer tödlich verwundet. Kurwenal ließ in dem Kampf sein Leben um Tristan.

Mit großer Mühe brachte Kaëdin den schwer verwundeten Freund nach Karke zurück; sein Weib Isolde verband ihn und pflegte ihn treulich.

Viele Ärzte kamen auch ihm zu helfen. Kaëdin holte sie von Mesun, von Wisant und Treport, aber sie waren alle Pfuscher und verstanden ihr Handwerk wenig. Machtlos mußten sie es geschehen lassen, daß das Gift Tristan immer mehr überwältigte. Sie versuchten es mit Salben und Getränken, mit Kräutern und Wurzeln, mit Bädern und allerlei Kunstmitteln, sie redeten und schüttelten die Köpfe und schalten einen den anderen unwissend, aber Tristan wurde immer bleicher unter ihren Händen und jagte sie endlich alle fort.

Tristan wußte wohl, wer ihm allein Hilfe bringen konnte, nicht Hilfe zum Leben. Er fühlte, daß seinem Leben niemand mehr helfen konnte. Wenn die Seele sich wehrlos gefangen gibt, überwältigt der Tod den Leib so leicht und zerbricht ihn.

Tristan begrüßte den Tod wie einen guten Freund, nur Isolde wollte er noch sehen, nur in ihren Armen das Leben zurücklassen. Aber wie sollte er sie erreichen? Er konnte kein Schiff mehr besteigen, so schwach war er. Und wenn er auch nach Tintagel gekommen wäre, wie hätte er die Verräter abermals täuschen sollen?

Kaëdin war immer um Tristan und trauerte, daß er den Freund so bald verlieren sollte.

„Ich wollte gerne mein Leben darum geben, daß du bleiben solltest!“ so schwor er aus ehrlichem Herzen.

Da ließ Tristan alle aus seiner Kammer gehen, auch Isolde, sein Weib, und blieb mit Kaëdin allein.

Isolde verwunderte sich, daß Tristan sie hinauswies. Lange genug hatte sie sein seltsames Wesen ertragen.

„Vielleicht,“ dachte sie, „wird alles leicht, hell und

erträglich, wenn ich nur jetzt seine Worte hören kann. Kaëdin ist sein einziger Freund; ihm vertraut er alles.“

Heimlich schlich sie in die Kammer neben Tristans Gemach, preßte sich mit klopfendem Herzen an die Mauer, an der Tristans Bett stand, und horchte.

Tristan richtete sich an der Wand auf und faßte die Hand Kaëdins, der neben ihm auf dem Bette saß.

„Lieber Freund,“ sprach er, „ich weiß wohl ein Mittel wie ich gesund werden könnte, aber nur du kannst es mir verschaffen. Als ich einst von dem Speer des Morold verwundet war und niemand mich heilen konnte, gab mir Isolde von Irland, die jetzt die Gemahlin König Markes ist, Kraft und Gesundheit wieder, auch als ich den Drachen schlug und von dem Gift ohnmächtig war, heilte sie mich, nur sie kann mich auch jetzt befreien. Wenn du mir einen guten Dienst tun willst, so fahre heimlich nach Tintagel und bringe mir die Königin.“

„Lieber Freund,“ sprach Kaëdin, „das ist unmöglich. Sie wird nicht kommen.“

„Sie wird kommen,“ sprach Tristan, „wenn noch irgend Treue unter den Menschen ist. Zeige ihr diesen Ring von Jaspis und Isolde wird dir folgen bis an das Ende der Welt, wenn Liebe noch irgend Macht hat. Denn es hilft nun nicht, und ich muß es dir sagen, daß ich Isolde von Irland, Isolde mit den blonden Haaren liebe, seit ich ein Mann wurde. Sie ist in Wahrheit und vor dem Gesetz Gottes mein Weib, nicht das König Markes. Ich habe nie eine andere geliebt als sie.“

Kaëdin seufzte tief, weil er an seine Schwester dachte, und draußen an der Mauer sank Isolde mit den weißen

Händen tastend auf die Knie nieder und sah ihr Glück ganz zerschlagen am Boden. Scham und Zorn nahmen ihr die Sinne.

„Kaëdin, lieber Freund,“ sprach Tristan, „willst du für mich dieses Opfer bringen und dies Wagnis unternehmen? Sage allen in Karke ein Märchen. Sage, du wollest eine weise Ärztin aus der Normandie holen, damit Isolde, deine Schwester, keinen Verdacht hat. Ach, ich betrog sie, ich leugne es nicht. Zeige mir deine Liebe, Freund, und räche dich nicht. Nur wer selbst wahrhaft liebte, kann wissen, wie wehrlos ein Liebender in den Händen des Lebens werden kann.“

Kaëdin sah, wie Tristan weinte und mutlos klagte, und ertrug es nicht. Freundlich und voll Liebe antwortete er:

„Freund, ich will alles für dich tun. Ich will Isolde bringen, wenn sie mir folgen will. Mit aller Kunst will ich sie überreden.“

„So nimm mein Schiff,“ sprach Tristan, „und eile. Sage der Königin, daß sich mein Herz nach ihr sehnt, und daß ich niemand geliebt habe, als sie allein. Bedenke, daß mir der Tod nahe ist. Ich werde mich in Sehnsucht ermatten, bis du wiederkommst. Von ferne schon will ich erkennen, ob du mit guter oder trauriger Botschaft kommst, darum nimm ein schwarzes und ein weißes Segel mit, und wenn die Königin nicht mit dir geht, so fahre unter dem schwarzen Segel des Todes. Wenn ich das weiße Segel an deinem Mast sehe, will ich fröhlich sein.“

Kaëdin umarmte Tristan und sprach: „Nun sehe ich wohl, wie gewaltig die wahre Liebe ist und wie sie die Menschen quält und vernichtet. Gott bewahre meine Jugend, daß ich sie nie kennen lerne.“

Da lächelte Tristan und sprach: „Sreue nicht; ich sage dir, wenn ich mein Leben von neuem beginnen sollte, ich wollte es wieder Isolde und der Liebe weihen, und alles darum geben. Was ist denn das Leben ohne allmächtige Liebe?“

Kaëdin rüstete Tristans Schiff mit allerlei Kaufmannswaren; er nahm Seidentücher, weitbauchige Krüge und allerlei schönes Geschirr von Tours, edle Weine aus Poitou, köstliche Federarbeiten, Bälle und Spielzeug für Frauen, und vieles noch was das Herz ergötzt, und fuhr mit günstigen Winden nach Tintagel.

Vor einem bewahre Gott euch alle, vor dem Zorn eines gekränkten Weibes, dessen Liebe sich in Gift und Haß verkehrt. Bei einem Feinde, selbst bei dem Wolf und dem Bären, wird ein Mann eher Mitleid finden, als bei einer Frau, deren Liebe er tödlich verletzt hat. Sie ist ja verwundet, wo es am schmerzhaftesten ist, mitten im Herzen und mit dem bittersten Pfeile. Je maßloser ihre Liebe war, um so maßloser wird nun ihr Haß sein, und mit Freuden wird sie dem den Tod geben, dem sie vorher ihr Leben geopfert hätte.

Das alles erfuhr jetzt Tristan, als Isolde sein Weib gehört hatte, wie er sie verriet. Sie hatte ihm gedient all die Zeit mit überschwänglicher Liebe; jetzt sah sie, daß er sie um einer anderen willen betrogen und verschmäht hatte. Alle ihre Hoffnungen waren verwelkt und zertreten. Der Haß beklemmte ihr Herz und ihren Atem.

Mit heuchlerischer Freundlichkeit war sie auch weiter um den Kranken besorgt; sie nahm ihn in ihre Arme und küßte ihn.

„Wann kommt doch wohl die Ärztin, von der Kaëdin sprach? Sie zögert lange.“ So fragte sie Tristan und wartete auf Rache.



Als Kaëdin in Tintagel gelandet war, nahm er einen Habicht auf seine Faust, ein schönes Tuch von seltenem Glanz und einen Becher von edelster Arbeit, gestochen und mit schwarzem Schmelz ausgegossen, und brachte alles König Marke zum Geschenk, damit er ihm und seinen Geschäften Schutz leihe. Auch der Königin brachte er eine goldene Spange.

„Herrin,“ sprach er, „seht diesen Ring!“ und er wies ihr Tristans Ring mit dem Jaspis, „habt Ihr je einen schöneren gesehen? Und doch werdet Ihr gestehen müssen, daß das Gold dieser Spange weit edler ist.“

Isolde sah den Ring Tristans und erkannte ihn. Die Kniee wollten ihr versagen.

„Kommt auf die Seite,“ sprach sie zu dem Kaufmann, „und sagt mir im Vertrauen den Preis. Ich hätte wohl Lust, ihn Euch abzukaufen. Aber der König soll mich nicht eine Verschwenderin schelten.“

Sie traten an ein Fenster, und Kaëdin sagte der Königin Tristans Botschaft.

„Herrin, nehmt den Ring. Tristan sendet ihn Euch und läßt Euch rufen. Er ist von einem giftigen Speer auf den Tod verwundet und bedarf Eurer Hilfe. Betrügt ihn nicht. Niemand auf Erden ist so treuer Liebe wert, wie er, der alles um Euch verlor.“

Isolde sprach leise: „Rüste morgen in der Frühe dein Schiff, ich will mit dir gehen.“

Am anderen Morgen verließ die Königin mit Brangäne das Schloß.

„Ich will auf das Schiff des fremden Kaufmannes gehen,“ sprach sie, „und seine Waren betrachten, vielleicht finde ich dies oder jenes, was mir oder dem Könige Freude macht.“

Als sie nach dem Hafen hinab ging, begegnete ihr Karriol und fragte sie nach ihrem Weg und sie sagte ihm: „Ich gehe auf das Schiff des fremden Kaufmanns, um Seidenstoffe und Goldfäden zu kaufen.“

Karriol wollte mitgehen; Isolde sprach: „Ich brauche Eure Gesellschaft nicht, erspart sie mir.“

Er aber ließ nicht nach und drängte sich auch auf das Schiff. Aber als er über die Planke ging, traf ihn Kaëdin mit einem Bootshaken, so daß er tot in das Wasser taumelte und versank.

„Ein Verräter weniger!“ rief Kaëdin. „So hätte es allen ergehen sollen, die meinem Herrn Tristan und meiner Herrin Isolde feind waren.“

Eilig ließ er alle Segel aufsetzen und entkam mit seinem Schiff und der Königin. Brangäne aber blieb in Tintagel.

Rasch durchschnitt das Schiff das Meer und flog an der Küste der Normandie entlang. Boulogne und Treport blieben hinter ihnen. Schon sahen die Schiffer die Mauern und Türme von Wissant. Karke war nicht mehr ferne, da warf sich ihnen ein widriger Wind in den Weg. Ein Südsturm faßte das Schiff und schleuderte es ins offene Meer hinaus. Die Segel rissen, die Maste stürzten, und das Wasser warf sich brüllend herein. Alle verzagten.

„So muß ich doch ferne von Tristan umkommen,“ klagte Isolde. „Nun stirbt er dort und ich hier. An

seiner Seite wollte ich fröhlich ruhen im Tode. Nun muß ich im wüsten Meer versinken. O Gott, habe Erbarmen!"

Nach fünf Tagen beruhigte sich der Sturm, und die Schiffer rüsteten ihr Schiff aufs neue. Wieder fuhren sie fröhlich dem Strande zu. Hoch am Mast blähte sich das weiße Segel. Ach, es blähte sich nicht mehr. Faul legte sich der Wind nieder und schlief auf dem regungslosen Meer. Unbeweglich stand auch das Schiff in der glänzenden Stille. Isolde hob die Arme nach Tristan. Sie konnte das Land sehen, wo er wohnte, und konnte es nicht erreichen.



Tristan wartete voll Unruhe auf Isolde. Der Tod drängte sich immer näher an ihn, nur die Sehnsucht nach der Geliebten hielt ihn noch fern. Täglich ließ sich Tristan auf einen hohen Felsen an das Meer tragen. Unermüdllich schaute er über das weite Wasser und suchte das Schiff, das ihm Qual oder Heil bringen sollte. Viele Schiffe zogen vorbei mit hellen oder dunklen Segeln, aber Kaëdins Schiff kam nicht.

„Was zögert er so lange? Gewiß mag er mir die traurige Botschaft nicht bringen. Isolde kommt nicht. Bald werde ich das schwarze Segel aufstauen sehen.“ So quälte sich Tristan mit Gedanken und wurde täglich schwächer. Alle Lebenskraft in ihm ermattete mit seiner verlöschenden Hoffnung.

„Nein,“ sprach er, „ich will das schwarze Segel nicht mit eigenen Augen sehen!“ und er ließ sich fortan nicht mehr hinaustragen. Still lag er in seiner Kammer und überdachte Glück und Leid vergangener Tage und erwartete Isolde oder den Tod.

Während er so zwischen Furcht und Hoffnung tödlich schwankte, trat sein Weib Isolde herein.

„Liebster,“ sprach sie, „ich sah dein Schiff auf dem Meer, es ist ferne; denn sie haben schlechten Wind, aber ich erkannte es sogleich. Nun wird Kaëdin bald deine Ärztin bringen und du wirst genesen.“

Tristan richtete sich bebend auf.

„Welches Segel haben sie aufgezo-gen? Sprich! Sahst du es?“

„Ja, Liebster,“ sprach das Weib und sah ihn mit offenen, wie arglosen Augen an: „Ich sah es deutlich; es ist ganz schwarz.“

Da sank Tristan, auf den Tod getroffen von diesem Wort zurück, kehrte sich nach der Wand und sprach:

„So will ich den Tod nicht länger aufhalten.“

Dreimal rief er laut und schmerzvoll: „Isolde, liebe Freundin.“ Dann drückte er sein Haupt in das Bett, streckte die Hände und war tot.

Isolde, sein Weib, erschrak als sie sah, was sie an ihm getan hatte, und schrie laut. Alle Ritter am Hofe kamen und weinten, als sie erfuhren, was geschehen war. Sie legten Tristans Leichnam auf einen köstlichen Teppich und deckten ihn mit weißem Linnen zu. Der Jammer erscholl in der ganzen Stadt. Das Volk lief auf die Gassen und niemand bewahrte seine Ruhe.

Auf dem Meere erhob sich um diese Zeit ein fröhlicher Wind, faßte in die Segel von Kaëdins Schiff und trug es rasch in den Hafen.

Isolde, die Königin, hörte die Glocken an allen Kirchen und Kapellen läuten. Sie sah das Volk auf den Straßen versammelt und trauern und wußte, was geschehen war. Sie stieg an Land und wartete auf niemand. Mit hastigen Schritten eilte sie die Gasse

aufwärts der Burg zu. Das Volk sah verwundert die fremde königliche Frau.

Ein Greis stand im Wege. „Was ist geschehen?“ fragte ihn Isolde.

„Das Schlimmste, Herrin, was diesem Lande geschehen konnte. Tristan von Bretland ist in dieser Stunde gestorben.“

Isolde eilte weiter. Ihre Augen waren groß und schmerzhaft geöffnet und hatten keine Tränen. Ihr Haar wehte lose um Hals und Schultern. Ihre Schleier schleiften in den Gassen. Sie achtete es nicht.

An der Bahre Tristans lag sein Weib, das ihn getötet hatte, und schrie und schluchzte. Da trat die Königin ein und sah erschauernd das blasser, stille Antlitz des Geliebten im gelben Schein der Kerzen leuchten.

Mit ruhiger Hand hob sie die weinende Frau auf: „Laßt ihn,“ sprach sie, „er ist mein. Ich habe ihn mehr geliebt.“

Lange sah sie starr den Geliebten an, dann beugte sie sich über ihn und küßte und umarmte ihn. Ihren Leib preßte sie an den seinen, Mund zu Mund, eine inbrünstig Liebende. Dann seufzte sie tief und schmerzvoll und ohne eine Wort der Klage streckte sich ihr Leib leblos aus. Ihre Seele entfloß und folgte Tristan, der seiner Herrin vorangeeilt war, das Schloß von Licht endlich zu rüsten.

Als König Marke von der Flucht Isoldens gehört hatte, war er ganz vernichtet. „Glück denen, die mir rieten, im Alter noch ein Weib zu nehmen,“ rief er. „Sie haben viel Leid über mich und andere gebracht.“

Bald danach erfuhr er den Tod der Liebenden, und Brangäne warf sich ihm zu Füßen und sprach: „Herr,

ich bin schuld an allem. Töte mich! Ich mag nicht leben.“ Und sie erzählte ihm von dem Liebestrank der Königin von Irland und seinem unseligen Fluche.

Da rüstete Marke ein Schiff, fuhr gen Karke über das Meer und brachte den Leichnam Tristans und der Königin nach Tintagel. Tristan ruhte in einem kostbaren Sarge aus Bernill, Isolde in einem anderen von Chalcedon. So ließ sie der König in der heiligen Kapelle von Tintagel begraben, in zwei Gräbern einander gegenüber, links und rechts von der Wölbung des Chores.

Die alten Dichter aber erzählen, daß in der Nacht nach dem Begräbnis ein Rosenstrauch aus dem Grabe Tristans wuchs; der wölbte sich unter der Decke des Chores entlang, und senkte seine Zweige in das Grab Isoldens. Die festen Steine auf den Gräbern durchbrach er und wurzelte in den Herzen der Liebenden. Den ganzen Raum erfüllte er mit Blüten, Farbe und Duft.

Wer will und kann die Wege wissen, auf denen die Herzen der Liebenden auch nach dem Tode noch zueinander finden und sich vereinigen?



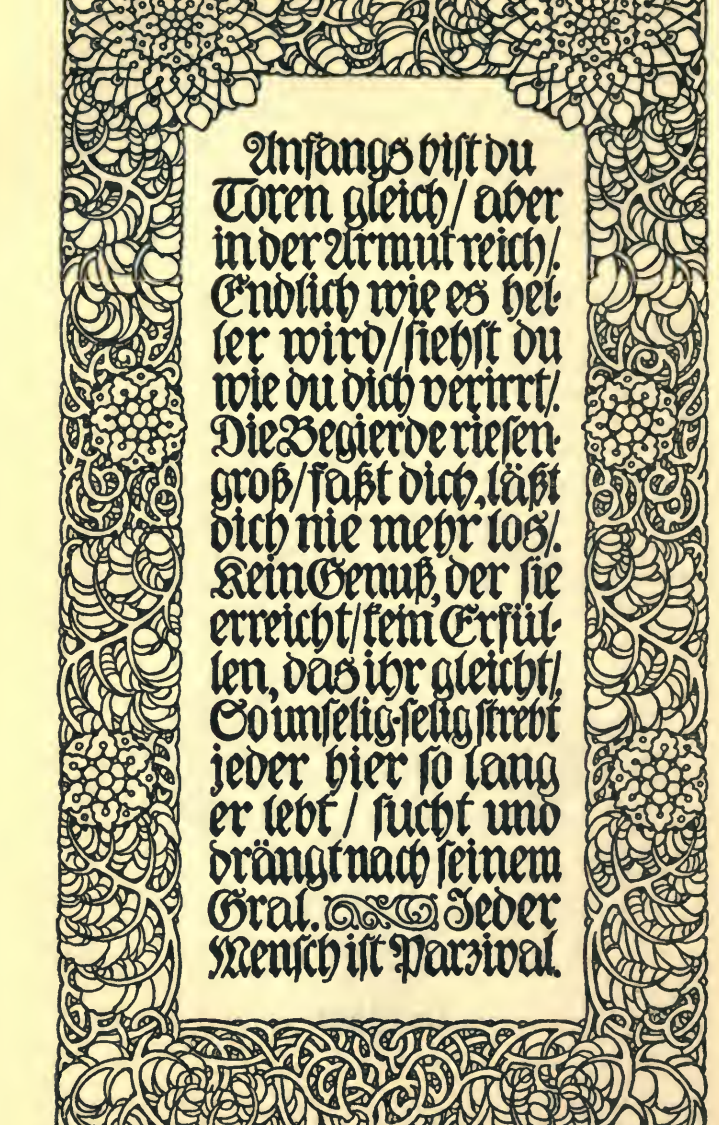


eschlossen ist die Geschichte von Tristan und Isolde, die weise Meister vor vielen Jahrhunderten ihrer Zeit berichtet haben: Thomas von Bretagne, Herr Eilhard von Oberge und am köstlichsten Meister Gottfried von Straßburg. Sie wußten, was liebende Herzen erfreut, was Leid verscheucht und Lust sänftigt, was die Herzen der Menschen stärkt und tröstet.

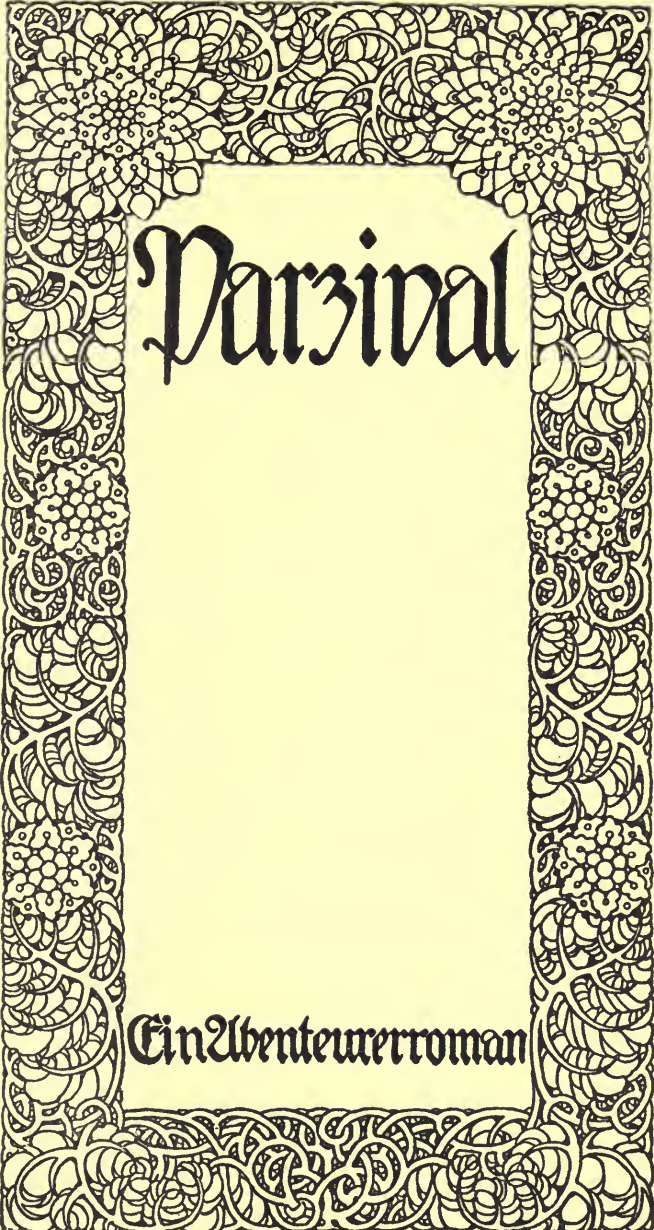
Auch nach jener Zeit haben viele Dichter mit Tristans und Isoldens Schicksalen ihr eigenes Leid betäubt und viele Liebende mit ihnen. Alle haben mit ihrem Blut diese Sage genährt, daß sie vor vielen anderen bunt und köstlich geworden ist. Ihr aber haltet sie nun in prüfenden Händen. Die Weisen werden daraus lernen, die Leidenden werden Trost gewinnen; die Alten werden der Jugend gedenken, und die jungen Mädchen und Knaben träumen kühn von kommender Zeit, aber ganz umfassen werden sie nur die Liebenden in einem seligen, überströmenden Herzen.



Parzival



Anfangs bist du
Toren gleich / aber
in der Armut reich.
Endlich wie es hel-
ler wird / siehst du
wie du dich verirrt.
Die Begierde riesen-
groß / faßt dich, läßt
dich nie mehr los.
Kein Genuß, der sie
erreicht / kein Erfül-
len, das ihr gleicht.
So unselig-selig strebt
jeder hier so lang
er lebt / sucht und
drängt nach seinem
Gral. ¶ Jeder
Mensch ist Parzival.



Parzival

Ein Abenteuerroman



Solange wir jung sind, sind wir alle wie Gefangene und Sklaven der Liebe, und man sagt, daß die Frauen es immer bleiben, weil es ihr Beruf ist, aber für den Mann kommt die Zeit, wo er sich aufrichtet aus allen schönen Träumen der Jugend und die Spiele der Liebe beiseite schiebt, so wie er einst die Kinderspiele verlassen hat, und er sucht das Größere, wozu er berufen ist, seine Arbeit, sein Werk, das ein jeder, der etwas wert ist, in seiner Art tun muß. Ein Mann, der zu einem Werk berufen ist, verläßt, wenn es sein muß, Heimat, Mutter und Geliebte, und sucht einzig sein Ziel, bis er es erreicht hat oder darüber zugrunde geht. Aber die Liebe geht bescheiden hinter ihm, und zu ihrer Zeit hält sie den Ermatteten dennoch gütig in ihren Armen.

Das erleben wir alle, und wie ein Sinnbild dafür ist die Sage von Parzival vor Zeiten erdunken worden. Viele haben seither über sie nachgedacht und an ihr geformt, aber Wolfram von Eschenbach hat sie alle weit übertroffen und Parzivals Schicksale Ewigkeit verliehen, daß sich an seiner Gestalt die Menschen messen und erbauen können. Sein Werk liegt dieser Erzählung zugrunde, wenn sie auch häufig genug von ihm abweicht, wie es die veränderte Zeit und die veränderte Form bedingt. Ich hoffe, man sieht trotzdem in dieser Dichtung, ebenso wie in der von Tristan, nicht nur eine Nacherzählung, sondern eine selbständige neue Schöpfung eines heutigen Dichters, der vieles den Alten verdankt, aber auch von dem Seinen manches hinzugetan hat. Das Recht der Dichter ist zu allen Zeiten gewesen, die alten Stoffe ihrem Empfinden und ihrer Zeit nach neu zu gestalten. — Wer wollte überhaupt hoffen, etwas ganz Neues zu erfinden? Aber die neue Form muß der alten, großen Stoffe würdig sein, das ist die Aufgabe und die Pflicht.



Gamuret und Herzeleide

Niemand auf Erden ist glücklicher als der Abenteurer, der sein Leben für nichts achtet, alles Erworbene fröhlich wieder hingibt und im ewigen Wechsel der Taten und des Genusses seine Freude sucht. Er ist der Liebling, der Sohn des Glücks und tanzt mit auf der goldenen Kugel, auf der Fortuna über die Welt fährt. Uns alle verläßt und plagt die Göttin. Mit dem Abenteurer geht sie selbst auf Abenteuer.

Als König Gandin von Anjou in Frankreich starb, ließ er seinem ältesten Sohne Galoe alles was er besaß, Burgen und Königreich.

Dem jüngsten Sohne, Gamuret, blieb hinfort nichts als seine Rüstung, sein Pferd und sein Mut. Darum verließ Gamuret die Heimat, den Bruder und die schöne Anpflise, seine Geliebte, die die Gattin des alten Königs von Frankreich geworden war, und ritt auf Abenteuer in die Welt. Viele Jahre zog er

von Land zu Land und stritt mit leichtem Herzen und kräftigen Armen in Schlachten und Tjosten um Gold und Ehre. Er befreite belagerte Städte und stürmte gut verteidigte Burgen. Er war der Freund ritterlicher Männer, der Geliebte schöner Frauen. Wo man seine Hilfe brauchte, gab er sie und fragte nicht viel um das Recht. Auch fuhr er über Meer in das Land der Heiden und zu den Mohren. Man sagt, daß er dort ein Königreich gewann und die Hand einer Mohrenkönigin. Aber zuletzt verließ er sie und fuhr mit einem Schiff nach Spanien und durchzog dies Land, um seinen Freund und Vetter, den Herzog Kanlet, zu begrüßen.

Kanlet aber war über das Gebirge nach Kanvoleis gezogen und kämpfte dort um die Hand der jungen Königin Herzeleide.

Kanvoleis ist die Hauptstadt im Königreich Wales und liegt nahe bei Bretland am Meere. Der König von Wales und Morgals war gestorben und hinterließ alle Macht seiner Tochter Herzeleide. Viele Abenteurer, Ritter und benachbarte Könige warben um die Hand der jungen, schönen Frau. Aber ihr Herz gehörte keinem und sie wies alle zurück. Da verwandelte sich manche Liebe in Haß, und die Herren überfielen das wehrlose Land und entrißen der Königin Städte und Burgen. Von dem Schicksal bedrängt, schrieb Herzeleide ein Turnier aus unter allen Königen und Rittern, und versprach ihr Herz und ihre Macht dem, der Sieger im Kampfe bleiben würde. Da kamen die Edlen aus allen Königreichen, aus Frankreich, Brabant, Spanien und Portugal und weit über das Meer aus England, Cornwall und Irland. Alle versuchten ihr Glück, und immer wieder fand der

Sieger einen, der ihn überwand. Zuletzt schwankte die Wage zwischen Kanlet, dem Vetter Gamurets, und Uter Drachenhaupt, dem finsternen König der Briten, der nur um des schönen Landes willen die Hand der Königin begehrte. Kanlet aber liebte Herzeleide.

An dem Morgen des Tages, der zum Kampf zwischen Kanlet und Uter Drachenhaupt bestimmt war, ritt Gamuret, begleitet von einigen Leuten Kanlets, in die Stadt Kanvoleis ein und suchte seinen Vetter. Überall, wo Gamuret auf den Straßen erschien, bewunderte das Volk seine ritterliche Gestalt und seine prächtige Kleidung. Eine golddurchwirkte Decke schmückte sein Roß. Edelsteine glänzten an dem Zaum. Von Silber und Stahl war seine Rüstung. Alle jubelten dem Fremdling zu und wünschten ihm Sieg; denn sie dachten, daß er auch zum Turnier gekommen sei.

Als Gamuret zu dem Zelte Kanlets kam, das mitten in der Stadt auf dem Markte aufgeschlagen war, fand er den Herzog verzagt und traurig.

Kanlet wußte wohl, daß niemand Uter Drachenhaupt zu bestehen wagte.

„Ich werde meinen Tod finden in diesem Streit,“ rief er, „und Herzeleide wird dem Barbaren zufallen. Er wird sie zerbrechen mit seinen rohen Händen. Welcher Teufel hat ihn hierhergeführt!“

Gamuret schalt den Vetter: „Niemand verzagt, ehe er den Kampf versucht hat.“

„Du hast es leicht, weise zu sein,“ rief Kanlet. „Hier ist Verzagen keine Schande, sondern Klugheit. Ohne Speer, mit seinen Händen könnte mich dieser Wilde erwürgen. Aber wie es auch geht, ich will mein

Leben wagen um Herzeleide und werde es verlieren, denn Uter schont niemand.“

„Wer verzweifelt, wird nie siegen; ich will an deiner Stelle mit Uter Drachenhaupt kämpfen,“ sprach Gamuret. „Ich hoffe ihn zu überwinden.“

Das gefiel Kanlet wohl, und Gamuret ritt gegen Uter in die Schranken. Er besiegte den König nach hartem Kampf, und stieß ihn vom Roß, daß er in das Gras fiel. Da begrüßten alle Gamuret als Sieger und sprachen ihm den Preis zu. Aber der Ritter wehrte sie ab:

„Nicht mir gehört er. Ich habe ihn für meinen Vetter Kanlet gewonnen.“

„Mit nichten!“ riefen da alle. „Ihr seid der Herr des Landes und der Königin. Wollt Ihr sie verachten und tödlich kränken?“

Gamuret ritt zornig nach seinem Zelt, das neben dem Kanlets lag, und tat einen Schwur, die Königin zu verschmähen.

„Wie kann ich mein ruheloses Herz in diese Mauern verbannen? Was soll ich in diesem Lande, wo die Jagd die Schlacht ersetzen muß? In den Armen einer Frau alt zu werden, ist nicht mein Schicksal, das weiß ich. Schon fühle ich, wie sich mein Herz wie ein Wild im Käfig sträubt. Es will weiter über die Erde.“

Gamuret stand noch verdrossen im Zelt, da öffnete sich der Vorhang und ein Kaplan trat herein und begrüßte den Ritter:

„Herr, ich erkannte Euch heute im Kampf. Schon lange suchen wir Euch, ich und viele andere fahrende Schüler, die Anpflife von Frankreich ausgesandt hat. Ihr Gemahl ist gestorben; die Königin hat ein Recht

auf Euren Schuß. Sie bietet Euch Land und Liebe. Und noch eine Botschaft habe ich für Euch. Euer Bruder Galoe ist gestorben. Anjou wartet auf seinen Herrn. Was sucht Ihr in Wales und warum eilt Ihr durch die Fremde als hättet Ihr keine Heimat?"

"Du hast recht," sprach Gamuret, "rüste dich, wir wollen noch heute von hier ziehen."

Als der Kaplan hinweg war, öffnete sich das Zelt abermals und Herzeleide, die Königin, trat ein, mit ihren vertrauten Frauen. Sie hatte den Sieg des Ritters erfahren, aber von seinem Widerstand wußte sie nichts. Gamuret sah erstaunt, wie schön die Königin und wie edel und würdig ihr Wesen war.

"Herr," sprach Herzeleide, "das Gericht der Ritter gab mich und mein Land in Eure Hand, so kommt in mein Schloß und wohnt bei mir. Wir wollen Hochzeit feiern und ein fröhliches Fest miteinander haben. Niemand hätte diesen Streit gewinnen können, der mir lieber wäre als Ihr."

"Herrin," sprach Gamuret, "Eure Güte und Lieblichkeit bezwingen mich. Aber Ihr müßt wissen, daß ich ein unstättes, flatterhaftes Herz habe, das noch an keinem Orte Ruhe fand. Bindet Euer Schicksal nicht an das meine, laßt mich ziehen und wählt meinen Vetter Kaylet, der Euch zugetan ist."

Herzeleide dachte: die Bescheidenheit bringt den Ritter zu solchen Worten.

"Herr," sprach sie, "bei mir sollt Ihr Frieden finden. Einmal muß der Mensch sein Haus bauen, irgendwo auf der Erde, und Freunde um sich sammeln und Kinder haben und eine Heimat."

"Herrin, Ihr kennt nicht die Sehnsucht nach Abenteuern. Wen sie einmal ergreift, der findet nirgend

mehr Ruhe und Heimat. Friedlos fährt er von Land zu Land und sucht — wer weiß was? Schlachten und Tat, Beute und Ruhm, und doch mehr als das; alles was er gewann wirft er leichtfertig hin und sucht das Neue. Immer neues Ergreifen und Erringen ist sein Los, und niemals Besitzen.

So fährt er durch das Leben und stirbt irgendwo in der Fremde, die Hand nach einem nahen Ziele ausgestreckt, dem letzten, das er nicht mehr erreicht hat. So werde ich sterben, Königin, nicht in der Heimat, nicht unter Freunden, nicht in Euren Armen.“

Da sprach Herzeleide: „Zu mir brachte Euch das Schicksal, so bleibt auch hier. Bleibt so lange es Euch gefällt, und zieht weiter, wenn Ihr müßt. Aber jetzt lasse ich Euch nicht. Mein Leben ist Euch ganz zu eigen gegeben.“

So überwand sie Gamuret; denn er fühlte, wie lieb er ihr war, und auch sie drang mit Gewalt in sein Herz. Er neigte sich und küßte ihre Hände. Dann ging sie hinweg.

Gamuret und Herzeleide hielten mit großer Pracht Hochzeit, und gaben den Armen Geschenke, den Reichen Feste. Sie fanden da alle Freude aneinander, die ein Mann an einer Frau, eine Frau an einem Manne finden kann. In Herzeleidens Seele stand nur Gamuret und blieb nur Gamuret für alle Zeiten, und auch in seinem Herzen wohnte die schöne Frau, und die Lust an ihrer Jugend und Schönheit verdrängte alle Sehnsucht und alle Abenteuer. Jetzt ist die Welt ganz gut und heilig, so fühlten beide in der Vereinigung.

Vor der prüfenden Zeit besteht der Kaufsch der Liebe schlecht. Wie ein Frühling fährt er in wenig Wochen vorüber und ist bald hinweg. Nur wo die Herzen

nahe verwandt und auf einen Ton gestimmt sind wie Saiten, da ist die Liebe ewig und unzerstörbar.

Gamuret sah bald mit kühleren Augen auf die schöne Frau. Sein Herz kannte im tiefsten Grunde nur Eine Sehnsucht, ein Begehren nach Blicken in weite Ferne, nach Fahrten über Berge und Ströme, nach wildem Wagen und Ringen, nach kühnem Schweben zwischen Leben und Vergehen.

Der Ritter verbarg der Königin seine Gedanken schlecht. Er wurde unruhig und traurig und stöhnte im Schlaf und schlug um sich wie im Kampf. Auch die Nacht brachte seinem tobenden Blute keinen Frieden.

„Geliebte,“ sprach er eines Tages, „ich bin noch zu jung, um stille zu sitzen. Mein Herz duldet es nicht. All deine Treue ist nicht stark genug, meine Sehnsucht zu bezwingen. Ich weiß, wie töricht ich bin und wie sehr ich dich plage, aber laß mich in Freundschaft ziehen, denn es hilft doch zu nichts. Meine Augen müssen fremde Dinge sehen und über die Weite der Länder schauen. Mein Herz ist wie ein gefangener Vogel, der seine Flügel wund schlägt. Das Leben ist mir unerträglich geworden. Laß mich ziehen und meiner Lust folgen. In wenigen Jahren ist meine Jugend dahin, dann will ich in Frieden bei dir bleiben und die sanften Tage und die Schicksale des Alters ertragen.“

Herzeleide wußte keinen Rat seiner Bitte zu widerstehen, obgleich ihr Herz wie tot war.

So nahmen die beiden schmerzvollen Abschied und Gamuret zog hinweg. Er kam durch ganz Frankreich und erreichte das Meer, dort bestieg er ein Schiff und fuhr nach Asien. Er eilte von dannen als wäre er auf einer Flucht.



Herzeleide wartete lange auf Botschaft, aber vergeblich. Als ein halbes Jahr vergangen war, hatte sie in der Nacht einen schweren Traum. Die Erde bebte, und eine gewaltige Hand riß die Königin vom Bette hoch in die Luft. Blitze fuhren über sie, und ein Sturm wehte die Sterne vom Himmel. Da fiel ein Regen wie Blut auf die Erde. Herzeleide schrie auf und erwachte in atemlosem Entsetzen. Eine Dienerin ergriff ihre Hand, und die Königin beruhigte sich und schlief wieder ein. Sogleich überfiel sie ein anderer Traum. Es war ihr, als gebäre sie einen Drachen, der ihren Leib zerriß und sich wütend an ihren Brüsten nährte, und als er groß und gewaltig geworden war, fuhr er hinweg, und sie sah ihn nicht mehr. Ihr Herz zerbrach.

Da wachte Herzeleide abermals mit einem Schrei auf und preßte die Hände auf ihr Herz, und ihr Kind bewegte sich in ihr, denn sie war schwanger. Aus Angst vor den Träumen stand sie vom Bett auf und wartete mit ihren Dienerinnen bis es tagte. Gegen morgen aber kam ein Knappe Gamurets, zerlumpt und dem Tode nahe, und brachte die Botschaft, daß Gamuret gefallen war. Vor Bagdad, im Kampfe um die königliche Stadt, hatte ihn ein vergifteter Pfeil getroffen und ihm den Tod gebracht. Als Herzeleide das hörte, stürzte sie auf den Boden und schrie und war zerrüttet an Geist und Leib. Sie gebar da in Schmerzen einen schönen Knaben. Als das Kind schrie, wie die Neugeborenen pflegen, lächelte Herzeleide aus aller Qual.

Wer je dies Lächeln einer Mutter über den ersten Schrei ihres Kindes gesehen hat, der trat still zur Seite,

wie vor einer überirdischen Zwiesprache und vor einem heiligen Wunder vollkommener Seligkeit. Nichts kann ein menschliches Herz tiefer erschüttern, als dies von Tränen überflutete Lächeln, diese aus tiefster Qual aufstrahlende Freude.

So rettete der Knabe der Königin Geist und Leben.

„Ich will leben, ich muß leben um seinetwillen,“ dachte Herzeleide. „Aber er soll nicht die Wege seines Vaters gehen und soll mich nicht verlassen. Ich will eine immerwährende Freude an ihm haben. Ich will ihn vor dem Tod behüten.“

Sie nannte das Kind Parzival.

Noch ehe der Knabe ein Jahr alt war, gab Herzeleide ihrem Lande einen Pfleger, und verließ mit ihrem Kinde das Schloß und die Stadt und flüchtete mit wenigen Dienern und Dienerinnen in die Einsamkeit, in eine verlassene Gegend ihres Landes, die durch weite Wälder, Ströme und Gebirge von der Welt abgetrennt war. Dort wohnte sie in einem Bauernhof, und ihre Knechte bestellten die Felder.

„Hier,“ sprach sie, „soll mein Sohn aufwachsen, in friedlicher Welt. Er soll nie von Ritterschaft erfahren. Hier will ich ihn behalten und behüten. Was liegt denn an diesen Speertaten und Abenteuern. In meinen Armen soll er glücklich und zufrieden sein, bis er groß und weise genug geworden ist, den Streit zu verachten. Er soll mir wohl und nicht wehe tun, und nicht den Spuren seines Vaters folgen.“

So dachte sie das Schicksal aufzuhalten. Allen ihren Knechten und Frauen verbot sie Worte über Ritter und Ritterart. Niemand in ihrem Hause sprach von dem Wesen der Welt, die hinter den Wäldern lag.

Parzival wuchs heran in der Hut seiner Mutter und ihrer getreuesten Frauen, gehalten wie ein Mädchen, zart und vielbehütet. Aber das Blut seines Vaters war dennoch in ihm und erschütterte ihn.

Wie töricht ist die Liebe einer Mutter, die nur das Ihre bedenkt, die sich gegen das, was unser aller Los ist, sträubt und ihr Kind allein vor den Stürmen des Lebens zu bewahren denkt, denen wir doch alle ausgesetzt sind.

Herzeleide nahm ihrem Sohn alle Waffen, mit denen er dem Schicksal geschickt und geübt hätte begegnen können, und doch ist dies das einzige, was einer für seine Kinder tun kann, daß er sie bewaffnet gegen alle Widerwärtigkeit, daß er sie stark und geschickt macht für Kampf und Leiden.

Parzival war an Gestalt seines Vaters wert. Er war kräftig wie ein junges Pferd, wild und nicht zu bändigen. Aber sein Geist war wehrlos und hilflos wie der eines kleinen Kindes. Verträumt und unschuldig blieb er, und sein Herz stand vor allen offen, selbst als er in die Jahre kam, wo die Jünglinge lernen sich zu verschließen und vor sich und anderen auf der Hut zu sein, wo im Verborgenen ihr Herz fest wird und ihr Geist die edelste Form anstrebt.

Parzivals Geist lag gebunden unter dem Willen seiner Mutter, aber die Träume, die seinem Blut eingeboren waren, konnte sie nicht von ihm fernhalten. Die Sehnsucht überfiel den Knaben, erregte ihn und und quälte ihn. Sie nahm ihm sein Lachen und allen Lebensmut; sie machte ihn weinen und verzweifeln. Er wußte nicht warum. Alles um ihn war genügsam und zufrieden in seinem Kreise. Parzival sah es mit Schmerz. Was schmerzte ihn? Was überfiel ihn mit

so betäubender Gewalt, daß er sich selbst mit Fäusten schlug?

Am stärksten rief ihn die Sehnsucht aus dem Gesang der Vögel. In ihrem Lied schmolz die Seele des Knaben wie in einem Feuer. Der Wohlklang ihrer Kehlen preßte die Tränen aus seinem Herzen, und doch floh er nicht. Stundenlang horchte er in den Gärten und Wäldern ihrem Ruf, folgte er ihrem spielenden Fluge.

Wer kann dem Gesang der Vögel widerstehen? Was wäre die Welt ohne ihn? Weiß einer, ob wir noch leben möchten, wenn nicht die Vögel den Weg des Jahres wie Sänger und Tänzer begleiteten, wenn nicht die Meisen und Ammern den Frühling ins Land riefen, wenn sie nicht lockend vor ihm herflögen und ihn jubelnd und selig zu uns brächten, wenn nicht die Amsel im Überschwang des Glückes ihn pries und die Nachtigall alle Herrlichkeit der blühenden Welt zum tönen brächte? Was wäre die Liebe, wenn wir nicht im Arm und am Herzen der Geliebten dem Gesang der Drossel lauschen dürften, die den Sommerabend mit ihrem Jubel anfüllt, daß die Erde vor Lust aufleuchtet. Die Vögel begrüßen am Morgen die Sonne und die Sterne in der Nacht. Sie sind Gottes Spielleute, die sichtbare Freude der Schöpfung, uns zum Trost und zur Verheißung gemacht. Selbst der Winter ist erträglich um ihretwillen, durch ihre Hoffnung und ihr Vertrauen in aller Not.

Parzival fand die ganze Welt, die man ihm verbarg, in ihrem Gesang und streckte die Arme nach ihr aus, und wußte doch nicht nach welcher Seite und nach welchem Ziele. Staunend, mit brennenden Augen folgte er den Vögeln in ihrem Flug, der sie hoch über

die Wipfel der Wälder trug, bis sie in dem Blau der Weite versanken. Dann zitterte sein Herz vor Krampf und hilflosem Sehnen.

Als Herzeleide den Gram des Knaben sah und erkannte, daß die Vögel ihn plagten und erschütterten, gebot sie ihren Dienern, alle umzubringen, und diese begannen sie mit Schleudern zu schießen und mit Netzen zu fangen und zu töten. Da lief Parzival und holte seine Mutter.

„Komm,“ rief er, „sie erschlagen die Tiere, die mir neben dir das Liebste sind, und die so wohl lautende Dinge wissen. Warum tut man ihnen das? Was ist ihre Schuld?“

„Du hast recht,“ sprach die Mutter, „wie töricht bin ich, daß ich alle Kreatur nach meinem Willen zwingen will. Hat Gott sie doch zu ihrer eigenen Lust geschaffen, und ihnen den Wald und die Sonne gegeben wie mir.“

„Gott?“ sprach der Knabe, und sah seine Mutter voll Staunen an. „Gott hat diese Tiere gemacht und ihnen den Wald und die Sonne geschenkt. Wer ist Gott, Mutter?“

„Gott ist licht wie die Sonne,“ sprach Herzeleide. „Hoch über allen Menschen und Dingen ist er. Er hat dich, mich und uns alle gemacht. Alle Kreatur im Wald und auf den Feldern kommt aus seiner Hand. Er macht die Blumen und die Bäume. Das Getreide läßt er wachsen, die Bäche lenkt er von den Bergen und die Wolken führt er ihren Weg. Alles, alles lebt, ist und bewegt sich in ihm. Alles dient ihm.“

Nur der Böse, der in der Finsternis wohnt, ist ihm feind und will uns von ihm abwendig machen. Hüte dich vor ihm.“

„Aber Mutter, wo wohnt Gott und warum sind wir nicht bei ihm und dienen ihm?“

„Gott ist hier und dort, mein Kind, Gott ist oben und unten. Niemand kann ihn halten. Wer ihm von Herzen dient, bei dem wohnt er.“

„Mutter, ich will Gott dienen; er soll bei mir wohnen, und ich will ganz sein eigen sein.“

Herzeleide freute sich über diese Worte und dachte:

„Ich will meinen Sohn zu einem Geistlichen machen, daß er nicht in die Versuchung fällt, ein Ritter zu werden.“

Sie lehrte Parzival beten und Gott verehren, und er folgte ihr mit kindlichem Herzen und kindlichem Verstande, und betete alles Strahlende an, die helle Sonne und das Licht der Sterne und des Mondes, den Widerschein des Tages im Bach und selbst das flammende Feuer im Feld. Mit ängstlicher Vorsicht wartete er auf Gott, daß er zu ihm treten möchte, sichtbar, greifbar und licht. Er wollte ihn umarmen wie seine Mutter. Die Finsternis haßte er und stieß mit den Fäusten in die Dunkelheit, wenn die Nacht kam und alles Licht verhüllte. So wollte er Gott helfen in seinem Kampf gegen den Bösen.

Immer ungestümer tobte das Blut des Vaters in dem Knaben. Niemand vermochte es zu bändigen. Darum ließ Herzeleide ihn in der Jagd unterweisen, denn sie dachte: so vertobt sich seine Unruhe. Aber sie rüstete ihn nicht nach Ritterart, sondern nach der Bauern Weise. Sie gab ihm einen kurzen Spieß und Bogen und Pfeile. Fortan war Parzival nur selten daheim. Sommer und Winter durchstreifte er das weite, hügelige Land und die Tiefen der Wälder, die endlos waren.

Zuweilen fand er auf der Höhe eines Berges einen freien Blick in die weite, unbekannte Ferne, die mit Strömen und Straßen lockte und grüßte. Parzival streckte die Hände danach aus und wußte nicht, was es war. Er griff nach den fernen Dingen, als müßte er sie heranziehen können. Oft lief er auch den Berg hinab, sie zu holen, aber dann versank er wieder in der weglosen Weite der Wälder, in den Schluchten und Dickichten, die kein Ende nahmen, und müde kehrte er um, nach dem Hause seiner Mutter.



ines Tages wurde einem Ritter in Wales seine schöne Tochter geraubt und auf weglosen Pfaden durch das Gebirge und die Wälder entführt. Der Ritter folgte den Flüchtenden und kam, von einigen Freunden begleitet, in die Gegend, wo Parzival zu jagen pflegte. Der Knabe hörte den Hufschlag der Rosse und stürzte auf den Pfad. Da sah er drei Ritter in blitzenden Rüstungen von Silber und Stahl. Auch das Zaumzeug ihrer Pferde glänzte von den silbernen Schellen, die lustig daran läuteten. Parzival sank am Weg in die Kniee, verneigte sich tief und rief: „Gott sei mir gnädig und gütig und stehe mir bei in allen Nöten!“ So wie die Mutter ihn beten gelehrt hatte.

Die Ritter wunderten sich über den Knaben, der fortfuhr sie anzubeten, und sie waren ergriffen von seiner Schönheit, seiner Gestalt und der Kraft, die darin wohnen mußte. Sie ritten nahe zu ihm, und ihr Führer hieß ihn aufstehen:

„Was soll die Torheit. Du sollst niemand anbeten als Gott allein.“

„So bist du nicht Gott?“ sprach Parzival und

sprang auf. „Aber du leuchtest wie Gott. Seid ihr Gottes Diener, Gottes Engel?“

„Nicht seine Engel, aber seine Diener wohl, so wie jeder ehrliche Ritter Gottes Diener ist. Aber wie kommst du hier in diese Einöde? Sahst du nicht einen Ritter und eine Frau hier vorüberziehen?“

„Ich sah niemand Herr; aber was sind Ritter?“

„Wir sind Ritter, Knabe. Wie töricht bist du.“

„Und was tut ihr, Herr, daß ihr Ritter seid?“

„Wir streiten in Schlachten und Tosten und Burhurd. Wir ziehen auf Abenteuer in die Welt. Wir erwerben Schlösser, Königinnen und Königreiche. Du möchtest wohl auch ein Ritter werden?“

„Ja, Herr, nichts anderes. Aber nicht um Königreiche und alle diese seltsamen Dinge, allein um Gott zu dienen. Ich will meine Mutter bitten, daß sie mich zum Ritter macht.“

Die Ritter lachten über den Ernst des Knaben.

„Deine Mutter kann dich nicht zum Ritter machen. Das kann König Artur allein. Aber verstehst du denn auch mit Waffen umzugehen und ein Pferd zu beherrschen?“

„Das verstehe ich wohl!“ rief Parzival, und schwang den Bauernspieß.

„Ich wollte einen Schwan im Flug treffen und ich fange ein Wildschwein im Lauf. Aber was tragt ihr da für glänzende Ringe um die Brust und allenthalben?“

Der Knabe griff fest an die Rüstung des Ritters und befühlte sie wie hart sie war, und er verwunderte sich.

„Sieh da,“ sprach der Ritter und schlug mit dem Schwert auf die Beinschienen, „wenn mich ein Feind

mit solchen Schlägen trifft, kann er mich nicht verwunden.“

„Wie gut!“ rief Parzival, „da kann Euch der Böse nichts tun. Aber es ist ein Glück, daß die Hirsche noch nicht von diesen Ringen gehört haben. Wie schwer könnte ich sie erlegen.“

Da lachten die Ritter wieder über seine Torheit, und trieben ihre Pferde an und ritten eilend hinweg, den Räuber zu treffen.

Parzival sah ihnen staunend nach und bedachte ihre Worte, und er verließ die Jagd sogleich, lief heim zu seiner Mutter, umarmte sie und rief:

„Mutter, ich will ein Ritter werden!“

Herzeleide erschrak auf den Tod, als sie dies Wort aus dem Munde des Knaben hörte.

„Wer hat dir von Ritterschaft gesagt? Ich will ihn töten lassen!“

Parzival erschrak vor dem entstellten Gesicht seiner Mutter:

„Ist es eine Sünde, Ritter zu sein?“

„Nein,“ sprach sie, „es ist eine Ehre.“

„Ja,“ rief er fröhlich, „sie dienen Gott.“ Und er beschrieb ihr, was er im Walde gesehen und gehört hatte.

„Mutter, gib mir ein Pferd und Waffen. Ich will zu König Artur und Ritterschaft erwerben.“

„Kind, du bist noch so jung. Du kannst weder reiten noch fechten. Du bist nicht geschickt zur Ritterschaft. Sie wird dir den Tod bringen.“

„Nein, Mutter, ich will mir auch so harte Ringe erwerben, dann kann mir niemand ein Leid tun.“

So bestürmte er die Mutter. Sie widerstand ihm lange und versuchte ihn von seinen Gedanken abzu-

bringen, aber vergeblich. Er dachte nichts anderes mehr und vernachlässigte alles.

Zuletzt sah Herzeleide mit schwerem Herzen, daß sie ihn nicht zu halten vermochte, und sie beschloß, ihn durch eine List zu heilen. Sie machte ihm ein Narrenkleid aus buntem Tuch, ein Hemd aus grober Sackleinwand, auch eine Kappe, wie sie die Narren tragen, und ein paar Schuhe aus rauher Kälberhaut. Das alles zog sie ihm an, als wäre es ein Festkleid. Dann nahm sie ein junges, wildes, aber grobes und schlechtes Pferd ohne Wert und Adel und legte ihm zerrissenes Zaumzeug und eine bunte Narrendecke auf, denn sie dachte:

„Wenn der Knabe so wie ein Narr unter die Menschen kommt, wird alles ihn verlachen und verhöhnen, und die Scham wird ihn zu mir zurücktreiben, noch ehe er von rechter Ritterschaft erfahren hat. Auch will ich ihm seinen Namen und sein Geschlecht verschweigen, damit ihn niemand erkennen kann.“

Parzival nahm voll Vertrauen alles, was seine Mutter ihm gab. Als Waffe behielt er seinen Jagdspieß. So machte er sich an einem Morgen fröhlich bereit.

Niemand kann seine Freude beschreiben und das Zittern seines Herzens, als er nun in seinem Torenkleid von seiner Mutter Abschied nahm. Vor Ungeduld sah er sie kaum an. Aber Herzeleide hielt ihn fest umarmt und weinte.

„Weine nicht,“ tröstete er sie, „ich komme bald wieder als ein Ritter in Gottes Dienst, wenn ich erst so liches Gewand erworben habe wie die Männer, die ich im Walde sah.“

Aber Herzeleide dachte nur an Gamuret und sein Schicksal.

„Mein Sohn wird umkommen wie er,“ sprach sie zu sich selbst und verzweifelte.

Parzival eilte hinaus, schwang sich auf das Pferd und hielt den Speiß in der Hand. Als ihn die Mutter so voll Vertrauen und Erwartung sah, rührte er sie. Sie hatte Mitleid mit seiner kindlichen Torheit und gab ihm zuletzt noch manchen Rat:

„Wenn es dir übel geht, mein Sohn, schelte die Menschen nicht. Sei freundlich zu ihnen allen, und grüße alle, die dir begegnen, sonderlich die Frauen. Verehere die Frauen, wo du sie triffst, und diene ihnen ehrlich, gedenke dabei an deine Mutter. Nichts ehrt einen Ritter mehr, als wenn er einen edlen Ring von der Hand schöner Frauen empfängt oder einen Kuß von ihrem Munde. Das ist das größte Lob seines Adels. Mehr noch als die Frauen aber ehre die Alten, die graue Haare haben. Sie haben viel erfahren und kennen die Welt. Nimm ihre Lehre an und bitte sie um Unterweisung, wenn du in Not bist.“

Parzival versprach, ihr zu folgen, aber er hielt sich kaum vor Ungeduld. Noch einmal umarmte ihn Herzeleide und küßte ihn, dann ritt er rasch und ohne Umsehen hinweg und verschwand ihren Blicken im Walde.

Herzeleide stand allein und verlassen. Der Schmerz überwältigte sie, als das Einzige, was sie liebte und von dieser Welt besaß, und um dessentwillen sie alles hingegeben hatte, so von ihr hinwegeilte, fröhlich und ohne Umsehen, wie die Jugend pflegt.

Die Jugend bedenkt nicht die Schmerzen der Mutter, die ihr Kind an das Leben verliert. Alles Vergangene ist dahin, alle liebende Sorgfalt ist vergessen und verachtet. Nur die Zukunft liegt loßend

und übermächtig strahlend vor den Blicken. Aber durch das Herz der Mutter fährt ein Schwert, wenn so das liebste Leben von ihr Abschied nimmt. Sie fühlt, daß sie alt und reif für den Tod geworden ist.

Herzeleide preßte die Hände auf ihr Herz und schrie laut, dann stürzte sie tot zu Boden. Ihre Dienerinnen kamen und hoben sie auf.

Parzival war schon weit hinweg und hörte den Schrei nicht mehr. Er trieb sein Pferd mit den Schuhen und mit dem Speer an und ritt, so schnell es ihn tragen wollte, in die Welt.



A decorative border with intricate floral and scrollwork patterns, framing the title.

Parzival der Tor

Su allen Zeiten schießt das Alter die unerfahrene Jugend am liebsten in Narrenkleidern in die Welt und zäumt ihr das Pferd mit altem, abgetragenen Sattelzeug. Die armen Toren reiten stolz und vertrauend auf die bunten Flitter ihrer Weisheit hinaus, bis sie, von jedem, der ihnen begegnet, verlacht, mit Scham den Betrug erkennen.

Parzival ritt ernst und tief ergriffen von allem, was er sah, in die Weite. Große Gedanken, von stürmischer Gewalt und heiliger Unschuld erfüllt, zogen durch seine Seele. Die Heimat, die Mutter, alles was hinter ihm lag, versank als ein blasser Traum. Farbe und Leben hatte nur das bunte, weite Land, das um ihn lag, die Ferne, die mit immer neuen Wundern sich öffnete, der strahlende Hof König Arturs, den er mit seinen Gedanken umkreiste, und Er, dessen Herrlichkeit die Erde bedeckte, Gott, bei dem der Knabe Dienst suchen wollte.

Tag und Nacht ritt Parzival. Nur wenn die Dunkelheit ihn zwang, hielt er an und schlief auf der Erde.

Wie soll ich alle Torheiten beschreiben, die der Arme auf seinem Wege beging, seit er die Wälder verlassen hatte und zu Menschen gekommen war? Vor jedem, der ihm auf seinen einsamen Wegen begegnete, verneigte er sich tief und grüßte bescheiden den Pfaffen wie den Eseltreiber. Lachend sahen ihm alle nach. Wenn er in ein Dorf oder in einen Bauernhof kam, liefen die Kinder herbei und schrieen: „Ein Narr, ein lustiger Narr!“ und alles versammelte sich um ihn und neckte ihn, aber er verstand es nicht, und begrüßte alle freundlich und fragte nach dem Hofe König Arturs. Dann lachten alle noch lauter, und wiesen ihn der eine hierhin, der andere dorthin, kreuz und quer über die Straßen. Parzival folgte ihnen voll Vertrauen und irrte in dem Lande auf und ab. Niemand sagte ihm seinen Weg, und er nährte sich von Früchten, die er fand, oder von dem Brot, das man ihm gab, damit er seine Narrenstreiche zeigen sollte.

Parzival war immer fröhlich, voll Hoffnung und Vertrauen. Keine Mühe schien ihm schwer oder vergeblich, weil er doch auf dem Wege zu König Artur, zu Ritterschaft und Gottesdienst war.

An einem Mittag traf Parzival bei einer blühenden Waldwiese, nahe an einem Strom, auf ein schönes Zelt, wie es die Ritter bei den Jagden für die Frauen mitnehmen. Das Zelt gehörte Orilus, dem Herrn von Caland, der hier im Walde jagte und gerade mit seinen Knappen einen Hirsch verfolgte. In dem Zelt aber schlief Jeschute, seine Geliebte, auf deren Schönheit die Dichter der Zeit ihre besten Verse machten. Die Fahrenden sangen sie auf den Straßen, und viele

junge Männer träumten darum von Ieschute, die sie nie gesehen hatten. Denn seit sie die Geliebte des Orilus geworden war, hütete er sie mit ängstlichem Neid, nahm sie mit, wohin er auch ging, und verbarg sie allen Blicken.

Parzival staunte über die Pracht des seidenen Zeltcs, das aus golddurchwirkten Stoffen gemacht war, und ritt nahe heran, sprang ab und riß, als er keinen Eingang in den zierlichen Bau fand, die Schnüre, mit denen Orilus das Zelt verschlossen hatte, durch. Da sah er die schöne Herrin Ieschute schlafend auf seidenen Decken liegen, ermattet von der Hitze des Mittags. Leise, staunend trat der Knabe näher heran und sah an ihrer Hand, die müde vom Lager hing, einen edlen Ring glänzen; da gedachte er der letzten Worte seiner Mutter: „Nimm von schönen Frauen Ring und Kleinodien gerne und küsse dafür ihren schönen Mund. Es gibt nichts Besseres auf der Welt.“

In seiner Torheit riß der Knabe mit Gewalt den Ring von der Hand der Schlafenden, die schreiend und erschrocken aufwachte. Er aber umarmte sie und küßte sie auf den Mund. Dann blieb er auf den Knien vor der zornigen Frau, und verwunderte sich, daß sie ihn schalt und bedrohte:

„Hüte dich!“ rief sie, „und fürchte dich, wenn Orilus, mein Gatte, zurückkommt, wird er dich bestrafen und ohne Zweifel erschlagen!“

„Ich fürchte niemand,“ sprach Parzival: „Wo ist der, der mich erschlagen will, daß ich ihn mit meinem Spieß umbringe.“

Ieschute lachte laut.

„Du bist ein Narr, Knabe, und weißt nicht, welchen Helden du verachtest. Gib mir den Ring und mach,
190

daß du fortkommst, ehe mein Freund zurückkehrt. Wie kommst du in diese Einsamkeit? Dein Gesicht ist schön, deine Augen sind unschuldig, warum gingst du unter die Räuber und ergriffst dies schändliche Handwerk?"

"Ich komme von meiner Mutter," sprach Parzival, "und ich will zu König Artur, aber niemand kann mir den Weg sagen. Meine Mutter hieß mich, von schönen Frauen Ring und Kleinodien nehmen und ihren Mund küssen. Wie sollte ich wider meiner Mutter Rat handeln?"

Jeschute sah nun, wie närrisch der Knabe war, und seine Schönheit rührte sie.

"So behalte den Ring," sprach sie, "denn deine Art gefällt mir. Aber was willst du bei König Artur?"

"Ich will ein Ritter werden."

"Ja, Knabe," sprach Jeschute, die von der Schönheit Parzivals ganz bestrickt wurde, "wenn du ein Ritter bist, dann will ich dich wiederssehen. Aber jetzt eile, ehe Orilus heimkehrt. Folge immer dem Lauf dieses Stromes, bis er an das Meer kommt, dort findest du Nantes, die Stadt, wo König Artur Hof hält, seit er über das Meer aus England gekommen ist."

Parzival sprang auf, und ohne die Dame zu grüßen und ohne Abschied zu nehmen, bestieg er sein Pferd und ritt eilig hinweg, stromabwärts.

Jeschute büßte hart für Parzivals kindische Tat. Als Orilus mit seinen Knappen von der Jagd zurückkam und die Hufspur sah und die zerrissenen Zeltsehnüre, und als ihm Jeschute von dem Narren, der ihr den Ring geraubt, erzählte, glaubte er ihr nicht, und tobte und schalt die Schöne. In seinem Zorn verstieß er sie und schwur, ihr feind zu bleiben, bis er den Narren gefunden und erschlagen habe. Er

machte sich sogleich auf die Spur Parzivals; denn er war sicher, einen Ritter, der ihn mit Jeschute beleidigt, und nicht einen törichten Knaben zu finden.

Parzival aber war schon weit hinweg. Ohne Umsehen und ohne Rast folgte er dem Strome, und ließ sich durch nichts aufhalten, bis er die Türme und die Burg einer großen Stadt aufstauen sah. Er fragte einen Bauern auf dem Felde nach ihrem Namen, und als der sagte: „Es ist Nantes, wo König Artur Hof hält,“ gab er ihm voll Freude den kostbaren Ring Jeschutens, von dessen Wert er nichts wußte.

„Hier, nimm das, ich habe nichts anderes, sonst wollte ich dir mehr geben.“



Als Parzival vor die Tore der Stadt kam, jagte ihm auf dem Weg ein Ritter in roter Rüstung entgegen, der einen goldenen Becher in der Hand trug. Parzival ritt ihm in den Weg und grüßte ihn, und der Ritter hielt sein Pferd an und lachte über den bunten Narren und seinen seltsamen Aufzug.

„Wo willst du hin, Sohn des Teufels, mit deinem Sauspieß?“

„Nach Nantes, Herr, zu König Artur,“ sprach Parzival, und bewunderte gierig die rote Rüstung.

„Du bist der Rechte!“ rief der Ritter. „Du sollst mein Bote an König Artur sein. Sieh hier den Becher habe ich vom Tisch des Königs genommen, gerade als er beim Mahle saß. Der Wein floß der schönen Königin Ginevra über die Kleider. Das soll mich wenig kümmern. Mach dich auf und reite in das Schloß, und sage dem König und allen Rittern der Tafelrunde, daß ich hier auf sie warte und den Becher und meine Ehre bis auf den Tod verteidigen will.“

Der König will mich um mein Erbe betrügen, aber er soll sehen, daß ich kein Kind mehr bin. Geh stracks in den Saal und laß dich nicht aufhalten.“

So kam Parzival mit einer Botschaft in die Stadt. Die Bürger liefen lachend auf die Straße, als sie ihn sahen, und spotteten.

„Seht da, ein neuer Ritter der Tafelrunde! König Artur wird Ehre mit ihm einlegen.“

Parzival freute sich, daß sie ihn wie einen Ritter begrüßten, und verneigte sich. Als er vor das Schloß kam und durch die Pforte ritt, erstaunte er über die Masse der glänzenden Pferde, der Ritter und Knappen, die sich im Hofe bewegten und drängten. Er machte sich an einen Knappen und sprach: „Ich sehe hier so manchen Artur, welcher ist der rechte, der Ritter machen kann?“

Der Knappe Iweinete lachte: „Was willst denn du bei Artur?“

„Er soll mich zum Ritter machen; auch habe ich eine Botschaft an ihn, von einem Manne in roten Ringen, den ich vor der Stadt traf.“

„Das ist Ither, der Vetter des Königs,“ rief der Knappe. „Er hat wieder irgendeine Tollheit begangen. Auch hat er da einen schönen Boten gefunden. Komm, ich will dich in den Saal führen. Der König wird sich freuen, dich zu sehen.“

Parzival kam in den Saal; da war ein tobender Lärm von fröhlichen Rittern und Frauen, die an den Tischen saßen, und Artur und Ginevra, die Königin, saßen mitten unter ihnen. Parzival trat keck dicht vor den König. Alle verstummten, sahen den seltsamen Fremdling an und bewunderten seine Schönheit, die von so närrischen Kleidern verhüllt war. Die

Damen der Königin sicherten. Parzival aber sah niemand an als den König und begrüßte ihn:

„Herr, ich habe eine Botschaft an Euch von einem Ritter, der vor dem Tore wartet. Ihr sollt den Becher wiederholen, den er genommen hat.“

Artur sprach: „Ither, mein Nefse, ist ein Tollkopf. Er wird sein hitziges Blut beruhigen und mir den Becher und sich selbst wiederbringen, auch ohne Gewalt.“

„Nein, Herr,“ sprach Parzival, „er zürnt Euch und tobt sehr. Er will gewiß Euch und alle Ritter, die um Euch sind, totschiagen. Aber macht mich nur zum Ritter, so will ich ihn schon zum Frieden bringen.“

Das ganze Hofgesinde lachte laut auf, daß der Narr ein Ritter werden wollte. Auch König Artur lächelte.

„Ich will dich gern zum Ritter machen, wenn du bewiesen hast, daß du Ritterschaft wert bist. Warte ein Jahr in meinem Dienst, so wollen wir sehen.“

Parzival wurde zornig.

„Herr, ich habe keine Zeit lange zu warten und in Eurem Dienst zu bleiben. Ich muß Gott dienen; meine Mutter will es so; Ihr müßt mich sogleich zum Ritter machen. Auch brauche ich eine Rüstung von harten Ringen, wie die, die der rote Ritter vor dem Tore trägt.“

„So gehe zu ihm,“ sprach Artur, „und bitte ihn. Vielleicht gewinnst du die Rüstung als Botenlohn.“

„Ja, Herr, wenn Ihr es wollt, so will ich sie von ihm nehmen, und wenn er nicht will, so bezwinge ich ihn mit Gewalt.“

Da lachte der König und alle, die im Saal waren, laut und fröhlich.

Nur Keie, der Seneschall, stand finster und bedrohte die Pagen und die Dienerinnen der Königin.

„Da sieht man wieder der Weiber und der Kinder Art. Nichts erfreut ihr Herz mehr, als ein Narr mit hübscher Nase und flächsernem Haar. Alle Sitte vergessen sie.“ Er wandte sich zum König: „Herr, tut den Narren von Euch. Es ist unwürdig, daß er hier in den Saal kam. Mag er sich an Iher versuchen, der wird ihm schon Beulen in seine Kappe schlagen, obgleich er selbst auch ein Narr ist.“

Aber Parzival trat noch näher an den König und ergriff ihn am Gewand. „Herr, ich lasse Euch nicht. Ihr müßt mich zum Ritter machen und mir die rote Rüstung geben, ich will sie schon gewinnen.“

„Wenn du die Rüstung gewinnst,“ sprach Artur, „so hast du Ritterschaft erworben und brauchst mich nicht mehr. Aber wer bist du denn, daß dich so nach Ritterschaft verlangt?“

„Ich bin meiner Mutter Sohn, Herr.“

„Das ist neu,“ sprach der König, „und wie nennt dich deine Mutter?“

„Liebes Kind, gutes Kind, so ruft mich meine Mutter.“

Jetzt wollte das Gelächter und Gefächeln kein Ende nehmen, und Kuneware von Caland, die schönste und jüngste Dienerin der Königin, lachte so laut und klingend, daß Herr Keie wütend mit dem Stab nach ihr schlug und sie in den Rücken traf. Parzival sah es und dachte an die Worte seiner Mutter, daß ein Ritter die Frauen schützen und ehren soll. Er bedrohte Keie zornig mit dem Speer.

„Das sollst du büßen!“ rief er, „daß du diese schöne Frau geschlagen und ihr die Freude verdorben

hast. Jetzt muß ich erst Ritterschaft und die Rüstung erwerben, dann will ich dich strafen."

Er wandte sich, um hinwegzugehen und mit Ither zu kämpfen. König Artur aber hielt ihn an:

"Knabe, laß von deiner Torheit. Denn ich sehe wohl, daß du mehr wert bist, als dein Kleid. Deine Jugend und deine Schönheit gefallen mir. Bleibe in meinem Dienst."

"Nein, Herr, ich will die Rüstung und Ritterschaft gewinnen."

"Der Ritter wird dich erschlagen!"

Da lachte auch Parzival.

"Das sagt nicht, Herr, wenn er nicht gutwillig alles gibt, will ich ihn erlegen wie einen Hirsch. Ich verstehe mich gut auf die Jagd."

Damit lief er ohne Abschied hinaus und sprang auf sein Pferd.

"Nun will ich bald Ritter sein," dachte er, "wenn ich mir selbst die Ritterschaft erwerben kann!" Und er ritt vor das Tor.

"Niemand will zu dir kommen!" rief er dem roten Ritter zu. "Sie alle wollen Frieden mit dir und laden dich zu ihrem Mahle in die Stadt. Ich sah wohl, sie haben dich lieb. Gehe wieder zu ihnen und feire mit ihnen, aber dein Pferd und deine Rüstung lasse hier. König Artur hat sie mir geschenkt. In deinen Ringen wohnt die Ritterschaft, die ich erwerben muß."

Ither lachte über den Narren:

"Du machst hübsche Späße. Aber geh da aus dem Weg. Ich will sehen, was man zu meiner Rückkehr sagen wird. Ich will ihnen die Wahrheit sagen und mich nicht mehr narren lassen."

„Halt!“ rief Parzival, „so entkommst du nicht. Wie kannst du mir versagen, was der König mir gegeben hat.“

Er griff dem Pferd des Ritters in den Zaum und wollte es aufhalten.

Da ergrimte Ither, drehte die Lanze um und stieß den Schaft mit solcher Wucht dem Knaben gegen die Brust, daß er hinterwärts von seinem schlechten Sattel fiel und auf den Boden stürzte.

Ither lachte laut. „Hier hast du deinen Botenlohn,“ rief er.

Aber schon sprang Parzival auf und fiel den Ritter an wie ein wildes Tier und stieß nach ihm mit dem Speiß, so regellos, kräftig und wütend, daß alle Kraft und Geschicklichkeit Ither nichts half. Der Knabe traf ihn auf den Tod und erschlug ihn da wie ein Wild, das man auf der Jagd fällt. Dann beugte er sich über ihn, löste die Rüstung und die Beinschienen von dem Toten und zog alles selbst an. Auch nahm er ihm Schwert, Lanze, Schild und Pferd.

Einige Knappen waren von der Stadt dem Narren nachgeritten, um zu sehen, wie Ither ihn heimschicken würde; die sahen von fern den Kampf und des Ritters Niederlage. Als Zweinet, der Ither sehr zugetan war, sah, wie sein Herr auf den Boden stürzte und tot lag, kam er eilend herbei, und als er den Leichnam fand, verzweifelte er und klagte laut:

„Kein Mensch hat ihn je besiegen können. Kein Ritter war ihm gleich, wenn er noch so gut gerüstet war. Ihr aber erstecht ihn mit einem Speiß wie einen Hirsch. Womit beleidigte er Euch? Sicher seid Ihr der Teufel oder einer der bösen Geister, die, wie man sagt, auf der Erde herumirren und Unheil bringen. König

Artur und alle Ritter werden Euch verdammen und Euch fluchen, wenn Ihr in die Stadt kommt."

"Ich will nicht in diese Stadt," sprach Parzival. "Ich will nicht König Artur dienen. Nun bin ich ein Ritter geworden und suche Gottes Dienst. Weißt du, wo Gottes Stadt ist?"

Der Page starrte ihn voll Schrecken an.

"Nein," sprach er und dachte: "Vielleicht ist es ein Engel, der meinen Herrn für Sünden strafte. Aber sollte er dann nicht wissen, wo Gott wohnt?"

Um Parzival zu prüfen, wies er mit der Hand eine Straße nach dem Gebirge hin: "Dort kommt man zu Gott. Versucht es, ob Ihr ihn da findet."

"Ja," sprach Parzival fröhlich, und ritt eilig auf dieser Straße hinweg, dem fernen Gebirge zu.

Am Hofe bei König Artur war große Trauer, als die Botschaft von der Tat in die Stadt kam. Alle, sonderlich die Frauen, klagten sehr und weinten um Ither und verfluchten den Fremdling, der ihn erschlagen hatte.

"Ohne Zweifel," sprachen alle, "war er ein Zauberer, der sich verstellte. Gott wird ihn nicht entkommen lassen."



Parzival und Gurnemanz

Parzival ritt durch die Einöde des hohen Gebirges und suchte Gott. Überall erwartete er ihn zu finden. Wenn die hohen Wälder stöhnten, wenn die Wasserfälle brausten, wenn die Steine donnernd in die Tiefe sprangen, immer glaubte er:

„Jetzt kommt Gott. Von den lichten, schneebedeckten Höhen, die an die Wolken rühren, wird er herabfahren, um den Suchenden in seinen Dienst zu nehmen.“

Aber Gott kam nicht, Parzival fand ihn nirgend. Allerorten hörte er seine Stimme, aber er sah ihn nicht; nur das Wehen seines Mantels überm Abgrund, das Leuchten, das aus dem blauen Himmel von ihm ausging, sah er.

Parzival durchquerte das ganze breite Gebirge und fragte die Hirten, die er traf, nach Gottes Wohnung.

„Weit jenseits des Gebirges,“ sprachen sie, „liegt eine Stadt, da haben die Städter Gott eine herrliche

Wohnung gebaut. Wir sind zu arm und verehren ihn hier unter den hohen Bäumen oder auf den Gipfeln der Berge.“

Parzival richtete seinen Weg nach jener Stadt, und als er über das Gebirge gekommen war und von den Höhen niederstieg, kamen ihm wärmere Winde entgegen, und ein heiteres, weites, fruchtbares Land voll Dörfer und Flecken lag vor ihm ausgebreitet. Gegen Abend, als er ganz herabgestiegen war, näherte er sich einem glänzenden vielgewundenen Fluß und einer Burg, die über dem Thal, dicht an dem herabsteigenden Wege lag. Die festen Türme der Burg, ihre Wälle und wassergefüllten Gräben zeigten, daß sie eines reichen und mächtigen Mannes Schloß war.

Als Parzival vor der aufgezogenen Zugbrücke vorüberritt, sah er im Schatten einer hohen Linde an der Straße einen greisen Menschen sitzen. Der betrachtete erstaunt den fremden Ritter, der in so seltsamem Aufzug von den mühsamen Pfaden des Gebirges herabkam. Parzival trug seine Rüstung ungeschickt und nicht nach der Ritter Weise. Das Schwert hielt er offen in der Hand, als ritte er mitten in einer Schlacht; den Schild hatte er quer über den Rücken gehängt, als wäre er auf der Flucht. Alles an ihm war verworren und zeugte von seinem Unverstand. Aber seine Gestalt und seine Schönheit verrieten, wie edel er war. Darum stand der Greis auf und begrüßte ihn.

„Herr, wo kommt Ihr her? Und wo wollt Ihr hin? Es ist Abend, reitet nicht vorüber. Ich bin Gurnemanz; dies ist meine Burg. Bleibt bei mir über Nacht.“

„Ich komme vom Hofe König Arturs. Da gewann ich von einem Ritter Rüstung und Ritterschaft. Jetzt aber bin ich auf dem Wege zu Gott, bei dem ich Dienst suchen will. Meine Mutter riet mir, von den Männern mit grauen Haaren Rat und Hilfe zu nehmen, so sagt mir, wo Gott wohnt. Ich suche ihn schon lange im Gebirge und finde ihn nicht.“

Gurnemanz erstaunte über die Worte, die ihm sinnlos schienen, und er dachte, der Geist dieses schönen Jünglings ist verwirrt von Mühsal oder irgendeinem Schicksal.

„Kehrt bei mir ein,“ sprach er, „und legt Rüstung und Schwert ab. Wir wollen sehen, wie Euch zu raten ist, wenn Ihr in der Nacht geruht habt.“

So kam Parzival zu Gurnemanz, dem Herrn der Burg Graharß, und wohnte bei ihm. Todmüde sank er an dem Abend auf das Bett, das man ihm bot. Knappen brachten ihn zur Ruhe und zogen ihm die Rüstung aus, da fanden sie darunter das Narrenge wand, nahmen es und brachten es erstaunt zu ihrem Herrn.

Am Morgen kam Gurnemanz selbst an das Lager des Fremden und ließ ihm ein würdiges, schönes Gewand geben, wie es die Ritter im Frieden zu Hause tragen. Er fragte ihn abermals nach Weg und Schicksal, und erkannte bald, daß Parzival in allem, was jeder Mensch und sonderlich ein Ritter wissen soll, noch unerfahren wie ein Kind war. Auch erfuhr er, daß Parzival Ither erschlagen hatte. Er trauerte um den Helden, dessen Ruhm ihm vertraut war, und wunderte sich, daß der Knabe ihn überwinden konnte. Dann rief er den Mägden, die kamen und badeten Parzival, und zogen ihm das gute Gewand an. Da

sah man erst seine ganze Schönheit und es war, als wäre eine Sonne aufgegangen im Hause der Trauer.

„Drei Söhne habe ich verloren in den Kämpfen um mein Land,“ sprach Gurnemanz, „sie alle lehren mir wieder in diesem schönen Fremdling. Ich will sein Vater und sein Lehrmeister sein, und ihn in allem unterweisen, was ein Ritter wissen muß.“

„Ja, Herr,“ sprach Parzival, „sagt mir alles, aber vor allem, wo Gott wohnt.“

Gurnemanz unterwies Parzival wie seinen eigenen Sohn und erfreute sich an seiner Unschuld und seinem Ernst. Parzival folgte mit entflammtem Eifer der Lehre seines Meisters.

„Nichts Besseres hätte mir meine Mutter raten können, als von denen in grauen Haaren zu lernen,“ sprach er.

Bald wußte er die Waffen richtig zu gebrauchen und lernte alle Ritterkunst. Sie lag ja verborgen in seinem Blute, und er übertraf alle, mit denen er zu Fuß oder im Sattel sich maß. Mancher Speer zersplitterte, und mancher Ritter wurde unsanft auf die Erde gesetzt. Alle gaben Parzival im Kampfspiel den Preis.

Gurnemanz unterwies seinen Schützling nicht nur in der Kunst der Waffen und aller Geschicklichkeit, die ein Ritter haben muß.

„Mehr noch als Kraft und Mut,“ sprach er, „ziert den Ritter Adel der Seele und der Sitte. Mein Sohn, du bist in aller Sitte unerfahren und töricht wie ein Kind, das schadet dir und macht dich zum Gespött der Knechte. Du fragst tausend Dinge in deiner Unschuld und plauderst alles aus, was dir in den Sinn kommt.

Das ist die Art der Narren und Schwächer. Dem Ritter ziemt Schweigen und Stillesein. Das viele Wortemachen ist albern und nichtsnuzig. Auch sprich nicht immer wie ein kleines Kind von deiner Mutter. Ehre sie, das ist gut, aber bewahre sie still in deinem Herzen. Nichts ist verächtlicher als ein Mann, der Herz und Mund nicht verschlossen halten kann. Wer nicht versteht seine eigenen Geheimnisse zu bewahren, verrät auch die der anderen und taugt niemandem zum Freunde. Eine Tat ist mehr als tausend Worte, aber die Worte lähmen manche Tat.

Schweigen können ist das Geheimnis edler Sitte. Sieh alles an, begegne allem freundlich, was gut ist; vermeide das Böse, aber mache nicht viel Worte darüber, so bist du den Guten angenehm und beschmuzest dich nicht mit den Bösen. Wer schweigt, sagt keine Torheit und verletzt niemand. Wer aber viel schwätzt, redet auch viel Torheit und plagt manchen, selbst wenn er weise redet.

Ich bin alt geworden und habe in vielen Ländern Ritterdienste getan, und habe viele Helden gesehen und zu Freunden gehabt, ich fand nichts Besseres für einen Mann, als schweigen und seine Zunge bezwingen."

"Ja, Herr," sprach Parzival, "ich will in allem nach Euren Worten tun."

Gurnemanz gab ihm noch mehr Lehren, weise, wohlgeprüfte Ratschläge, wie das Alter pflegt; Parzival nahm sie alle gläubig an. Er stellte sein Herz und seinen Geist in so feste Zucht wie seinen Leib, und wurde ernst, bedachtsam und verschlossen, wie viele Jünglinge in den Jahren, wo sie zuerst das Leben begreifen.



Gurnemanz hatte eine schöne Tochter, Liasse, die war ihm allein von allen Kindern geblieben. Liasse war zart und zierlich, schön und unschuldig. Sie war wie eine Blume, die wohlbehütet in einem warmen Raum wächst. Ihr Gesicht war schmal und hatte eine feine, seidene Haut. Ihre Augen waren groß und glänzend. Ihre Gestalt glich den Rosenknospen, ehe sie ganz aufspringen. Ihr Haar war blond und wie zarte Seide. Sie war in allem eine Augenweide, und alle waren ihr zugetan. Auch Parzival sah sie gerne und verehrte sie. Liasse aber liebte Parzival und hing mit allem Überschwang ihres Herzens an dem jungen Ritter, den Sonne und Wind gebräunt hatten. „Parzival ist die Welt,“ dachte sie, „die Welt draußen hinter den Mauern. Ich will mit ihm auf Abenteuer ziehen. Ich will nie, nie von ihm lassen.“

Ihre Liebe wuchs mit jedem Tag und leuchtete unverborgten aus ihren Augen. Gurnemanz erkannte ihre Neigung bald und dachte:

„Mir könnte nichts Lieberes geschehen, als daß Parzival und Liasse Liebe zueinander faßten. Alle meine Söhne sollten mir in diesem einen wiedergegeben werden.“

Nur einer sah Liassens Liebe nicht: Parzival. Ihre Schönheit ergriff sein Herz, ihre Freundlichkeit rührte ihn, und der Wilde war zart und behutsam mit ihr wie mit einer Blume oder einem edlen, zerbrechlichen Gefäß. Aber von der Liebe wußte er noch nichts. Er küßte Liasse wie eine Freundin und Schwester, zart, freundlich und unberauscht. Liasse aber verging im Rausch der Liebe und wurde krank von der Sehnsucht nach dem Geliebten.

Eines Tages sprach Gurnemanz zu Parzival:

„Noch eins vergaß ich dir zu sagen, was einem Ritter nicht unbekannt sein darf. Die größte Freude, die das Leben uns geben kann und die kein Ritter verschmähen soll, ist die Minne und über der Minne die Liebe. Schönen Frauen sollst du dienen, wo du sie antriffst. Auch sollst du gerne Freundschaft und alles Gute von ihnen nehmen. Du sollst sie preisen und beschützen und zu ihrer Ehre in Kampf und Trost reiten. Sie werden dich darum verehren und küssen und dir das Leben angenehm machen. Das ist die Minne.

Aber Eine von allen Frauen soll dein Herz ganz besitzen und mit dir verbunden sein, als wäret ihr eins. Wie die Sonne Wärme und Licht zugleich gibt, so soll ein Mann mit seiner Geliebten eins sein und leuchten und wärmen, als wären sie Eine Sonne. Nichts soll sie voneinander trennen. Selbst im Tod sollen sie noch verbunden bleiben. Das ist die Liebe.

Vergiß das nicht und verschmähe es nicht, wenn die Liebe dir entgegenkommt. Sie ist das größte Gut der Welt, und ohne die Liebe lohnt es nicht, auf Erden zu sein. Das habe ich auch erfahren.

Sie kommt oft leise und steht unbemerkt neben dir. Laß sie nicht vorübergehen. Mancher verlor so sein Glück und hätte hernach gerne sein ganzes Leben darum gegeben.“

„Ja,“ sprach Parzival, „ich will nach Euren Worten tun und wohl achtgeben.“

Er verstand nicht, daß Gurnemanz auf Liasse zielte. Er dachte nicht an Mädchenliebe und Ruhe im Arm schöner Frauen. Sein Blut schlief noch. Wenn aber Blut einmal zur Liebe wach wird, braucht es die Lehren des Alters nicht.

Parzival dachte nur an Kampf und Streit und die Probe der Kräfte. Er dachte an weite Fahrt in die Welt, und vor allem an eins, das ihn Gurnemanz nicht lehren konnte, an Gott und Gottes Dienst.

„Gottes Dienst,“ sprach Gurnemanz ärgerlich, „ziemt den Pfaffen, nicht den Rittern. Wir knien im Feld und beten zu Gott, daß er uns hilft im Kampf, das ist genug und gefällt Gott am besten. Die Mönche und Priester mögen ihr Leben damit zubringen, in Kirchen und Kapellen zu wohnen und immer Gott zu dienen. Es ist viel Faulheit dabei und sie machen mir zu viel Worte. Laß du davon.“

Aber Parzival glaubte hierin seiner Mutter mehr als Gurnemanz und dachte: Gott ist licht. Irgendwo muß er zu finden sein. Ich werde ihn suchen.

„Ich hörte aber,“ sprach er zu seinem Lehrmeister, „daß auch die Ritter Gott dienen.“

„Ja,“ sprach Gurnemanz, „freilich dienen wir Gott, mit Schwert und Spieß.“

Aber Parzival beruhigte sich nicht und ließ nicht von dem Traum, der groß und deutlich vor seiner Seele stand. Eine starke Stimme war in ihm, die ihm keine Ruhe ließ und ihn rief und antrieb, das zu suchen und wirklich zu ergreifen, was licht und unsaßbar in seiner Sehnsucht wohnte. Der Ruf dieser Stimme trieb ihn ohne alles Besinnen vorwärts, aus allem Frieden, allem behaglichen Glück ins Ungewisse und Abenteuerliche.

„Herr,“ sprach er eines Tages zu Gurnemanz, „Ihr habt viel Gutes an mir getan, zürnt mir nicht und laßt mich ziehen. Ich will sehen, wie ich Gott dienen kann.“

Gurnemanz erschrak und schalt ihn:

„Wer wird wie ein Narr Träumen nachlaufen und dabei sein Leben und seine Freunde verlieren. Bleibe bei mir. Ich will dich wie einen Sohn halten und mein Land soll deines werden, wenn ich sterbe. Auch will ich dir Liasse zum Weibe geben.“

„Herr, wie könnte ich Liasse zum Weibe nehmen? Ich bin kaum der ersten Torheit entwachsen, mir fehlt Verstand und alle Kenntniss der Welt. Nein, laßt mich jetzt, so will ich bald wiederkommen und mit Liasse zusammen leben. Ja, Herr, sie ist mir lieb. Aber laßt mich ziehen. Wenn ich die Welt gesehen habe, werde ich das Stillestehen und ein friedliches Leben leichter ertragen.“

Gurnemanz fügte sich mit schwerem Herzen und führte seine Tochter zu Parzival. Sie umarmten sich und küßten sich, und er gelobte ihr Liebe und treues Gedenken.

„Nimm mich mit,“ bat sie und umarmte ihn.

„Jetzt nicht,“ sprach er, „hernach, wenn ich dich ganz gewonnen habe.“

Dann rüstete er sich und ritt von Graharß hinweg, Liasse und Gurnemanz sahen ihm mit Tränen nach, wie er stolz, den aufgereckten Speer im Arme, die Straße nach Süden ritt.





Parzival und Kondwiramur

Parzival ritt wieder durch weite Landschaften, durch Wälder, bebautes Land und über Gebirge und Flüsse, immer nach Süden, dem Meere zu. In den ersten Tagen schwebte Liasse und ihre zarte Gestalt oft vor seinen Augen. An Gurnemanz dachte er, und an alle väterliche Güte, die er ihm geschenkt hatte. Auch seine Mutter grüßte Parzival mit rückwärts gewandtem Blick über Land und Berge. Er wußte nicht, daß sein Gruß keine Heimat mehr fand.

Nicht lange dachte Parzival an das Vergangene, fröhlich schaute er auf das Gegenwärtige und das Zukünftige. Begierig wartete er auf das Wunder, das sich ihm irgendwo offenbaren sollte, wenn nicht heute, so sicher morgen.

Denken und handeln wir nicht alle so, solange wir leben? Immer greifen wir nach dem Zukünftigen, in dem sich alles Herrliche offenbaren soll. Das Heute nehmen wir fröhlich hin, des Gestern gedenken wir

gerne: unsere größte Liebe gehört doch dem Morgen, das alle köstlichen Schätze unter einem Schleier verhüllt uns darbietet. Morgen kommt alles Glück, mit dem das Leben erst vollkommen wird!

Aus morgen wird täglich heute ohne Erfüllung, aber unerschrocken blicken wir vertrauend auf den nächsten Tag.

So eilen wir durch das Leben, stets die Hände ausgestreckt nach dem Mantel eines entfliehenden Traumes. Selig, wer so lebt!

Wohl hörte ich oft die Guten glücklich preisen, die zu Hause sitzen und genügsam verzehren, was ihnen von selbst zuläuft. Sie werden geboren, leben und sterben im ruhigen Gleichmaß ebener Tage. Heute, gestern und morgen sind ihnen gleich und Anfang und Ende unterscheidet nichts.

Aber ich liebe mehr die Mutigen, die keine Ruhe kennen, nur Wettlauf, Sturm und Sehnsucht. Ihr Blut stürmt jeden Tag durch Glück und Unglück, und alle Töne der großen Harfe Leben rütteln an ihrem Herzen. Überschwang des Glücks und des Leids erschüttert sie oft an einem Tag und die Melodie der Welt ist einzig so wunderbar durch sie und ihren Willen alles Leben zu erdulden, wie es auch ist. Nur durch den Mut dieser Verwegenen, dieser Glücks- und Unglücksjäger, stürmt die Welt weiter. In ihnen ist das Leben ein Tanz und ein fröhlicher Krieg.

Ihr Glück und ihr Traum ist freilich ungreifbar, unhaltbar, immer entgleitend, und erst am Ende, wenn sie zusammenbrechen, bleibt das Entfliehende stehen, wendet sich, breitet lächelnd die Arme und sagt: „Nun lauft noch ein wenig, gerade hier wollte ich haltmachen und Euch erwarten.“ Aber diese Jagd nach

immer enteilendem Ziel, diese Sehnsucht ohne Frieden, ist der bewegende Geist des Lebens, das sich lohnt, und so muß dies von den Besten ertragen und zu ertragen gelernt werden.

Parzival kam an das Meer und wurde tief ergriffen von seiner gewaltigen Schönheit.

„Ja,“ dachte er, „nahe am Meer muß wohl Gott wohnen. Hier ist alles Glanz und Licht. Hier dröhnt die Luft von seiner Stimme. Über die glänzenden Wasser fährt Gott fern aus der Tiefe des Himmels hierher an den nahen Strand und begrüßt die Seinen.“

Darum ritt Parzival weiter am Strand entlang.

Nach wenigen Tagen kam er an einen großen Strom, der da in das Meer floß. Jenseits des Wassers standen die Türme und Mauern einer festen Stadt, und das Abendlicht spiegelte sie zitternd in den breiten, ziehenden Fluten. Parzival suchte eine Brücke, um nach der Stadt hinüberzukommen; da sah er, daß alle abgebrochen waren. Werkleute waren beschäftigt, den letzten Steg einzureißen. Parzival sprengte eilig heran über die wankenden Balken hinweg. Als das die Werkleute sahen, flohen sie, und auch die Reiter, die bei ihnen waren, denn sie glaubten, ein ganzes Heer folge dem Verwegenen. Als sie aber erkannten, daß Parzival allein und ohne Feindschaft kam, kehrten sie um, und als sie sahen, wie freundlich er sie grüßte, empfingen sie ihn fröhlich, und einige von ihnen führten ihn in die Stadt und zu der Burg hinauf.

„Wir wollen Euch zu unserer Königin Kondwiramur bringen,“ sprachen sie, „sie wird Euch freundlich aufnehmen. Denn die Stadt ist in großer Not, und wir sehen wohl, daß Ihr uns kräftige Hilfe bringen könnt.“

Parzival fragte nicht: „In welcher Not?“ Schwei-

gend ritt er mit ihnen, bis sie vor das Schloß kamen; dort begegnete ihnen Khot, der Oheim der Königin, und empfing den fremden Ritter freundlich.

„Wohin wollt Ihr, Herr, und woher kommt Ihr?“

„Ich komme von Graharß,“ sprach Parzival, „und von Gurnemanz, meinem Lehrmeister. Jetzt suche ich Abenteuer.“

Da begrüßte ihn der Herzog noch freundlicher.

„Ihr hättet keinen besseren Lehrmeister finden können. Ich kenne Gurnemanz wohl, einst, als wir beide noch jung waren, hielten wir gute Freundschaft und haben oft um die Gunst schöner Frauen gestritten. Aber nun ist die Reihe an Euch, und wir sind alt geworden. Der Schüler, das sehe ich, wird des Meisters wert sein. Aber laßt uns hineingehen und die Königin begrüßen.“

„Ja,“ sprach Parzival, „ich will gerne über Nacht bei Euch bleiben.“

Als sie in das Schloß kamen, ließ Khot dem Gast die Rüstung abnehmen, und die Knappen wuschen ihm den Rost von Gesicht und Händen. Dann gingen die beiden zu Kondwiramur.

Zu allen Zeiten haben sich die Dichter vergeblich bemüht, die Geheimnisse der Liebe zu ergründen und zu verraten, nicht der Liebe, die, der Freundschaft ähnlich, langsam wurzelt, Knospen treibt, aufblüht und Früchte trägt wie ein Baum, sondern jener seltenen Liebe, die wie ein Wunder in einem Augenblick groß und mächtig da ist. Eben war hier noch dürres Land. Jetzt fällt ein Blick wie ein Saatkorn darauf. Das Korn zerspringt, Wurzeln umklammern das ganze Herz, und eine Blüte schießt auf, so farbig und wild, wie nur in Zaubergärten wachsen.

Oder diese Liebe ist wie ein Feuer, das plötzlich in ein friedliches Haus fällt. Alles versinkt mit einem Male in einer riesigen Flamme, die dennoch nichts verzehrt. Nur schöner, goldener leben und blühen alle Dinge in ihr.

Als Kondwiramur blaß und von Trauer verstört, aber strahlend von jener tiefen, seltenen Schönheit, in der Seele und Leib gleich vollkommen sind, in den Saal trat und Parzival ansah, da fiel die Liebe mit ihrer größten Gewalt die beiden an und überwältigte sie.

Nichts Schöneres sah ich auf der Welt, als das erste, schamhafte Aufflammen junger Liebe, dies tiefe Ergriffensein junger Menschen, das so plötzlich und unerwartet kommt, und das sie bei aller Scham nicht zu verbergen verstehen.

Der Herzog Khot sah lächelnd die Verlegenheit der beiden und sprach zu Kondwiramur:

„Aber so sage doch ein Wort, der Ritter verdient es. Oder willst du auch vor ihm in den Burggraben springen?“

Da errötete die Königin noch mehr, und ihre Augen kämpften gegen Tränen.

„Herr,“ sprach sie, „seid willkommen. Es ist sehr öde hier im Schloß, und Ihr werdet wenig Freude finden. Aber alles, was ich tun kann, soll für Euch sein.“

„Herrin,“ sprach Parzival, „ich habe heute nicht gefunden, was ich suchte, aber daß ich den Weg zu Eurem Schloß fand, soll mich nicht weniger froh machen.“

„Woher kommt Ihr?“ fragte sie.

„Von Graharß, Herrin.“

„Von Graharß?“ rief sie fröhlich. „Einst war ich

auch dort, als mein Vater noch lebte. Ich war sehr jung. Da begleitete ich ihn auf einer Fahrt, und wohnte lange bei Gurnemanz und seinen Söhnen und der kleinen Liasse. Aber die Söhne sind nun tot, und was treibt meine Freundin?"

Da tauchte noch einmal Liassens liebliches Bild vor Parzivals Augen auf, dann versank es, ganz verzehrt von dem Feuer, das von Kondwiramurs schöner, gegenwärtiger Gestalt ausging.

„Sie ist fröhlich,“ antwortete er der Königin, „und traurig, wenn sie an ihre Brüder denkt.“

„Und fröhlich?“ fragte die Königin lächelnd, „fröhlich, wenn sie an Euch denkt?“

„Nein, Herrin. Sie ist noch ein Kind. Wie sollte sie nicht oft fröhlich sein.“

Knappen trugen unterdessen Speise und Trank herein, und die Königin gab Parzival von allem und verlor sich immer mehr hilflos in die Gewalt der Liebe. Parzival saß schweigend, von ihren Blicken erwärmt und fröhlich gemacht.

Knot aber erzählte von den Taten und Liebestreichen, die er mit Gurnemanz zusammen vollführt hatte, und verlor sich, wie das Alter liebt, im Anblick der Torheiten seiner Jugend, die heute sein Glück ausmachten.

Parzival und Kondwiramur hörten ihn nicht. Schweigend versanken sie im gegenwärtigen Leben, das sie mit seinen stärksten Wellen umspielte und zu einander trieb. Parzival sah nur Kondwiramur, Kondwiramur sah nur Parzival.

Nach einer Weile stand die Königin auf, da ihr Herz sie zu überwältigen drohte, und sprach: „Verzeiht, wenn ich so bald fliehe, aber ich bin müde vom Tage.

Auch Euch soll man bald in die Kammer führen, Ihr werdet der Ruhe bedürfen. Morgen werde ich Euch wiedersehen.“

„Ja,“ sprach Parzival, „aber morgen muß ich schon weiter, wenn Ihr mir Urlaub gebt.“

Da verneigte sich die Königin und ging stumm hinaus, und als sie in ihre Kammer kam, ließ sie alle ihre Frauen hinweggehen, und fiel weinend auf das Lager.

Der Seneschall führte auch Parzival in seine Kammer, die abseits, am Ende der geräumigen Gänge der Burg lag. Parzival schickte die Knappen hinaus, die ihn auskleiden sollten, stand in Gedanken versunken mitten im Gemach und blickte in die flackernden Flammen der hohen Kerzen, die in den Leuchtern brannten. Aus jeder Flamme sah ihn die schöne, königliche Frau an, die so plötzlich mit aller Gewalt sein Herz erfüllt hatte, und der Schein des Feuers umhüllte ihr Gesicht wie das einer Heiligen.

„Ja, ich will den Worten meines Meisters folgen,“ dachte Parzival. „Oft kommt die Liebe heimlich und steht plötzlich hinter dir. Ich will sie nicht vorübergehen lassen. Ich will mich dieser schönen, edlen Frau zu eigen geben für alle Zeit.“

Ohne Zweifel, das ist die Liebe, die mich ganz erschüttert und, ich weiß nicht, lachen oder weinen macht. Nichts kann tiefer ein Herz aufwühlen, nichts kann süßer und weher zugleich sein.

Warum ist aber die Königin so traurig?“

Nun bedachte er, daß er sie nicht gefragt hatte, was sie und ihre Stadt beunruhigte und bedrohte.

„Vielleicht werde ich es morgen erfahren und ich will gerne helfen, wenn sie es mir sagen will. Fremdes

Leid soll man nicht ohne große Not anrühren. Aber diese Königin soll nicht traurig sein und ich will gern eine Weile bei ihr bleiben und sie zum Weibe nehmen. Das soll mich nicht aufhalten, Gottes Wohnung zu finden.“

Kondwiramur lag unterdessen auf ihrem Lager und wühlte in verzweifelten Gedanken:

„Ich habe so oft Gott vergeblich gebeten, mir Rettung in aller Not zu schicken,“ dachte sie. „Schon wollte ich mir den Tod geben, da mir das Elend bis an die Kehle stieg. Und nun kommt dieser Ritter, für den mich Gott ohne Zweifel bewahrt hat. Alles will ich ihm freudig geben, mein Herz, mein Leben und mein Königreich. Er aber will schon morgen hinweg, wer weiß wohin? Am Abend aber steht der Feind vor den Thoren dieser Stadt und überwältigt sie und mich. Ich werde nicht lebend in seine Hände fallen. Warum zeigte Gott mir so nahe Rettung, wenn er doch zuletzt nicht retten will?“

Aber wie töricht bin ich! Weiß ich denn warum der Ritter mich verschmäht, warum er kühl meiner Trauer zusieht, ohne ein Wort des Trostes? Vielleicht gewann ihn schon Liasse, vielleicht eine andere Frau, denn er verdient, daß sich die besten ihm zu eigen geben.“

Auf den Knien lag die Königin, und die Stürme der Verzweiflung, der Liebe und der Hoffnung fuhren gleich stark über sie.

„Wo finde ich Rat, daß ich weiß, ob mir Tod oder Leben beschieden ist?“ sprach sie laut zu sich selbst.

„Wo anders, als bei dem Ritter, in dessen Hand beides gegeben ist. Die Not ist so groß geworden, daß auch ein seltsamer Weg erlaubt ist. Ich will zu ihm gehen und sehen, was geschehen wird. Wenn ich

auch vor ihm erröthen muß, er wird mir gerne verzeihen, wenn er mich lieben kann. Wenn er mich höhniſch anſieht und fortſchickt, wird noch in dieſer Nacht der Tod alle Scham von mir nehmen.“

Die Königin ſtand auf und trocknete ihre Tränen.

„Ich bin doch keine Magd, die ſich fürchten müßte, das Ungewöhnliche zu thun.“

Sie nahm ihren Leuchter und ging mit leiſen Schritten hinaus über die Gänge, behutſam an den Thüren der Schlafenden entlang, bis ſie zu Parzivals Kammer kam. Dort zögerte ſie aufatmend eine Weile, dann öffnete ſie leiſe und trat ein.

Parzival hatte ſich, müde von ſeiner Fahrt, auf das Bett gelegt und ſchlief. Kondwiramur betrachtete ihn lange, dann füllten Tränen ihre Augen und fielen auf Parzivals Hände, daß er erwachte. Als er die Königin ſah, die ihn aus Tränen anſchaute, richtete er ſich raſch auf und ſprach:

„Herrin, was tut Ihr? Warum weint Ihr?“

„Freund,“ ſprach ſie, „verzeiht einem ſchwachen Weibe, das keine andere Hilfe mehr weiß, wenn es Euch mit Tränen quält. Morgen wollt Ihr hinweg, vielleicht noch ehe der Tag kommt. Ihr wißt nicht, daß Ihr mich und dieſe Stadt dem Verderben zurücläßt. Seht, ich habe Gott ſo oft um Rettung aus meiner Not gebeten, und nun ſetzte ich alle meine Hoffnung auf Euch. Ich weiß, Gott hat Euch zu mir geſandt. Ich weiß, daß es Ritter gibt, die in ſeinem Dienſt den unſchuldig Bedrängten Hilfe bringen.“

„Worin ſoll ich Euch helfen, Königin? Welche Gefahr bedroht Euch, die Euch ſo verzweifelt macht?“

Da ſetzte ſich Kondwiramur auf das Bett zu Parzival und ſprach:

„Es ist die Liebe, die mir solche Gefahr bringt, die Liebe eines widerwärtigen Menschen, der mich zu seinem Weibe will, aber ich hasse und verachte ihn.

Von Kind an war ich verlobt mit Schentaflur, Gurnemanz jüngstem Sohne. Unsere Väter hatten es so verabredet, und es gefiel uns. Aber als mein Vater starb, begehrte mich Kingrun, der Herzog von Isferterre. Ich sandte ihn mit Hohn heim und rief meinen Verlobten, um Hochzeit zu halten, aber unterwegs erschlug Kingrun ihn und sammelte ein Heer und brachte mein ganzes Königreich in seine Gewalt. Nur diese Stadt behielt ich. Aber schon ist der Herzog mit einem großen Heerzug unterwegs, und sie wollen auch Belrapeire stürmen und mich in ihre Hand bringen. Darum haben die Städter die Brücken abgerissen, aber sie sind furchtsam und werden den Feind nicht lange aufhalten. Wie sollen sie ohne Führer lange widerstehen? Mein Oheim ist alt und müde. Niemand ist da, der meinen Beschützern Mut macht, der sie geschickt zu leiten versteht. Herr, bleibt Ihr hier und helft mir.

Wenn Ihr nicht wollt, so will ich den Morgen nicht mehr sehen. Ich will von dem Turm in den Burggraben springen.“

„Herrin,“ sprach Parzival, „ich will Euch gerne beistehen gegen die Verräter. Ich will nicht eher ruhen, als bis Ihr Frieden vor ihnen habt. Kein Ritter soll eine Frau in Not verlassen, auch wenn sie ihm nicht so lieb ist, wie Ihr mir seid.“

„Ja, Herr,“ sprach sie, „auch Ihr seid mir lieb geworden, seit ich Euch sah. Darum sagte ich auch, Gott hat Euch zu mir gesandt.“

„Er hätte mich nicht besser führen können, Herrin.“

Er ergriff ihre Hände und hielt sie fest in den seinen. So saßen sie beieinander und vergaßen alles Leid.

Wer dem Geplauder von Liebenden lauscht, der wundert sich bald, wie wenig Sinn ihre Worte haben und wie viel, was uns nichtig erscheint, sie erfreut und hell auflachen macht. Es sind ja nicht die Worte, die sie berauschen, es ist der Anblick, die Nähe und die Stimme des Geliebten. Liebende sind wie Vögel im Frühling. Ihre Sprache ist Gesang und Gezwitzcher, sinnlos für jeden Verständigen, aber für den Verliebten Wohl laut und köstliche Melodie.

Parzival und die Königin verplauderten die Nacht, selig eingehüllt in ihre Liebe, die rein und unschuldig und immer farbiger aufblühte.

Sie hielten sich bei den Händen wie Kinder und waren fröhlich wie Kinder, bis die Frühe mit ihrem bläulichen Schein die Fenster füllte. Erste Vogelrufe lockten sehnsüchtig den kommenden Tag.

Da eilte die Königin leise hinweg und kam in ihre Kammer.

„O Gott,“ rief ihr Herz fröhlich, „nun gib mir viele Feinde. Mein Geliebter wird sie alle überwinden.“



In diese Zeit riefen die Hörner mit jähem Schrei von allen Mauern in die Stadt, zum Zeichen, daß der Feind herannahte. Schon war er über den Strom gekommen. Die Glocken stürmten auf allen Türmen.

Parzival sprang vom Lager auf, rief den Knappen und wappnete sich fröhlich zum Streit.

Tagelang tobte der Kampf vor Belrapeire. Mit aller Kraft und aller Kunst stürmten die Belagerer Mauern und Tore, mit Mauerbrechern, Steinschneidern und Igeln. Aber die Städter wehrten sich mit Waffen

und Feuer und frischem Mut. Parzival war überall unter ihnen, gab ihnen die besten Ratschläge und brachte die kräftigste Hilfe. Der Herzog Kingrun fluchte, wenn er vernahm, wie viele ihr Leben vor der Stadt einbüßten, und wenn er immer wieder am Abend besiegt in sein Zelt kam.

„So hat noch nie ein Weib seine Jungferschaft verteidigt,“ rief er, „aber ich will die Kaze schon zahm machen. Sie soll mir noch aus der Hand fressen.“

Aber all sein Toben und die Kraft, die er täglich wider die Stadt warf, half wenig. Sein Heer verzagte und die Städter wurden täglich kühner.

„Diesen Wollhändlern hilft irgendein Teufel,“ sprachen die Abenteurer in Kingruns Lager, „wie hätten sie uns sonst so lange widerstehen können.“ Und manche schwuren: „Ja, wir haben ihn selbst gesehen in flammender Rüstung. Überall ist er, wo man ihn nicht gerne sieht. Laßt uns abziehen, wir werden der Stadt kein Leid tun.“

Kingrun wollte aber Kondwiramur nicht aufgeben und sandte einen Herold in die Stadt und ließ den roten Ritter zum Zweikampf fordern.

„Wer von uns beiden siegt, der ist dem andern untertan und sein ganzer Anhang mit ihm. Fallt Ihr, so ist die Stadt und die Königin mein eigen. Falle ich, steht mein Heer und alles, was ich habe, in Eurer Gewalt.“

Kingrun war sicher, daß niemand ihn überwinden würde. Er stand in der Fülle der Kraft und war ein verwegener Held. Nur in Waffen war er fröhlich. Viel Unheil hatte er schon über manche Mutter gebracht, und mancher edle Ritter lag von ihm erschlagen. Darum lachte er verächtlich, als am Morgen

des Kampfes Parzival, der den Kopf noch unbedeckt hatte, ihm entgegenritt.

„Das ist ja ein Knabe!“ rief er. „Bin ich ein Schulmeister, der kleine Buben prügelt?“

Parzival verschloß schweigend und zornig Helm und Harnenier. Dann stürmten die Helden gegeneinander, und der Anprall war so gewaltig, daß ihren Pferden die Sattelgurten zerrissen und beide aus dem Sattel stürzten. Aber sie gewannen stehend den Boden und sprangen mit neuer Wut gegeneinander. Die Schläge der Schwerter fuhren da auf die Helme, wie Steine aus einer Schleuder. Der Herzog fing hitzig an, dann erlahmte er; Parzival aber schwang immer schneller sein Schwert, und immer gewaltiger hämmerten seine Schläge auf Helm und Nacken des Herzogs, bis er taumelte und fiel. Parzival sprang über ihn und setzte die Schwertspitze an seinen Hals, so daß Kingrun um Frieden bat und sich in die Gnade seines Feindes gab: „Ich will tun, was Ihr wollt.“

Da ließ Parzival ihn aufstehen und gebot ihm: „Schicke deine Freunde, die diese Stadt bedrängten, heim, und gib der Königin alles wieder, was du ihr nahmst, und ewigen Frieden dazu. Du selbst aber gehe zu meinem Meister Gurnemanz nach Graharß. In seiner Hand liegt dein Leben. Er soll erkennen, daß er keinem Unwürdigen seine Kunst gelehrt hat.“

„Herr,“ sprach Kingrun, „lieber bringt mich gleich um. Gurnemanz ist mein Todfeind. Ich erschlug seinen Sohn. Wie sollte ich ihm unter die Augen treten!“

„So mache dich auf gen Nantes, an den Hof König Arturs, und gib dich in den Dienst einer schönen Jungfrau, die um meinetwillen von dem Seneschall des Königs geschlagen wurde. Beschütze sie, bis ich selbst

220

dorthin komme. Das wird kein schwerer Dienst sein," sprach Parzival lächelnd, „und du wirst dort leichter die Königin vergessen, der du so viel Leid angetan hast.“



er Herzog erfüllte alles, was er gelobt hatte und entließ sein Heer.

„Freunde," sprach er, „so ist das Glück! wetterwendisch und närrisch wie ein Weib! Heute verläßt es mich. Vielleicht werde ich bald wieder Gnade finden.“

Dann machte er sich auf den Weg nach Nantes, und als er dorthin kam, trat er vor Herrn Keie und fragte ihn:

„Wo ist die Jungfrau, die Ihr um eines Ritters willen geschlagen habt?" Keie sprach: „Was geht es Euch an? Ich weiß nichts davon.“

„Doch," sprach Kingrun, „ein Ritter in roter Rüstung sagte es mir.“

„So ist es jener Teufel, der Ither erschlug und mit seiner Rüstung entfloh. Wo fandet Ihr ihn? Hättet Ihr ihn erschlagen und uns alle an ihm gerächt.“

„Da fehlte viel," sprach Kingrun. „Er unterwarf mich und ich bin hier in seiner Haft und soll der Jungfrau dienen, die Ihr um seinetwillen geschlagen habt.“

„Es ist Kuneware von Caland," sprach Keie. „Ich schlug sie, weil sie über den Tölpel unwürdig lachte. Er ist ein Narr, wie konnte er Euch besiegen?"

„Ein Narr, das ist möglich, aber einen besseren Ritter sah ich nie. Man sagt auch, daß die Königin von Belrapeire, die ich liebe, ihn zum Manne nimmt. Und ich glaube es.“

„Ja," sprach Keie, „es ist die Art der Weiber.

Narren und Eseltreiber sind ihnen am liebsten. Darum tröstet Euch. Wir wollen hier abwarten, was werden will. In wenig Wochen wird König Artur ausziehen und den Abenteurer suchen, um ihn zu strafen für alles, was er uns getan hat.“

So blieb Kingrun bei König Artur und fand freundliche Aufnahme bei dem König und allen Rittern, sonderlich aber bei Kuneware von Caland, in deren Dienst ihn Parzival gestellt hatte.



Als Parzival von seinem Siege nach der Stadt zurückkam, erscholl auf allen Straßen sein Ruhm.

„Heil unserem Könige!“ riefen die Bürger, „der uns von allen Feinden befreit hat.“

Sie begleiteten ihn bis an das Schloß. Kondwiramur erwartete mit fester Zuversicht den Ausgang des Kampfes, und als sie das fröhliche Geschrei in den Straßen herankommen hörte, eilte sie hinab, traf den Geliebten und umarmte ihn vor allem Volk. Da schlug die Freude wie eine feurige Lohe über die ganze Stadt.

„Nun begehre ich nichts mehr, als daß du immer bei mir bist,“ sprach die Königin zu Parzival.

„Ja, Freundin,“ sprach er, „das wollte ich auch, aber noch ist es dazu nicht Zeit. Meine Mutter hat mich ausgesandt, damit ich in Gottes Dienst trete. Das ist die Krone aller Ritterschaft. Wie dürfte ich nun haltmachen, wenn es mir irgendwo gefällt und es mir wohl sein lassen? Nicht eher kann ich mit dir fröhlich sein, als bis ich Gott gefunden habe. Er verbirgt sich vor mir, ich weiß es, aber ich will ihn finden, und keine Mühe soll mich abschrecken. Der

ist nicht wert, ein Ritter zu sein, der von seinem Ziel abläßt, wenn es ihm nicht gleich entgegenkommt.“

Kondwiramur sah ihn mit verstörten Augen an:

„Aber was suchst du denn?“

„Gottes Wohnung,“ sprach er, „und Gottes Dienst.“

Da nahm sie ihn bei der Hand und ging mit ihm über die Straße durch die offene Pforte des Domes, der bei dem Schlosse stand, und als sie in die Dämmerung der heiligen Räume trat, wies sie mit der Hand um sich: „Sieh, hier ist, was du suchst, Gottes Haus. Hier offenbart sich Gott den Priestern. Hier wollen wir uns vor Gott verbinden, und hier wollen wir Gott dienen an seinen Tagen.“

„Nein, Königin,“ sprach Parzival, „hier ist Dämmerung und Nacht. So ist Gott nicht. Dies ist ein schönes Haus, gut für Träume, aber nicht für die Klarheit Gottes.“

Noch sah ich Gott nicht, aber ich kenne ihn wohl und oft fühlte ich ihn so nah, daß ich ihn fast ergriffen hätte, am Meer und im Gebirge. Er wird sich nicht lange mehr vor mir verbergen. Dann kehre ich um und komme zu dir, und wir wollen miteinander leben. Jetzt laß mich ziehen.“

„Nein,“ sprach sie, „wie kannst du mich verlassen?“

„Deine Feinde sind geschlagen, und rings um dich ist Frieden geworden. Niemand wird dir mehr ein Leid antun. Es ist ja nicht lange, bis ich wieder bei dir bin.“

„Nein,“ sprach sie abermals, „ich lasse dich nicht. Du mußt hier bleiben.“

„Freundin,“ sprach Parzival, „ich habe meine Mutter verlassen, um Gott zu finden. Das wäre kein Ritter, der sein Ziel aufgäbe, weil es ihm und seiner Freundin

angenehm scheint. Du sollst mich nicht verführen, gegen Ritterart zu tun.“

Da kniete die Königin vor dem Altar auf den Steinen nieder und rüttelte mit heißem Flehen an Gottes Güte, daß er sich dem Freunde jezt und hier offenbaren möchte. Parzival aber ging hinaus, und ehe noch die Königin ihm folgte, nahm er sein Pferd und ritt hinweg. Schweigend und trauernd traten die Bürger auf die Seiten der Gassen, als er vorüberkam und aus dem Tore ritt.

Erst als die Nacht kam, erhob sich die Königin vom Altare und ging mit unsicheren Schritten über die Straße nach dem Schlosse hinauf. Niemand wagte sie zu trösten.





Parzival kommt nach Montsalvasch

Parzival war nicht fröhlich; sein Herz war schmerzend wie eine Wunde, als er von Belrapeire hinwegritt und die Stadt hinter ihm versank. Langsam, in finsterem Sinnen ritt er weiter am Meer entlang seiner Sehnsucht nach.

„Niemand,“ dachte er, „auch nicht mein Herz und kein Leid soll mich aufhalten auf meinem Wege. Wäre das ein würdiges Ziel, mit der Geliebten glücklich zu sein, den Frieden zu kosten und zu vergessen, daß mehr, viel mehr zu tun ist? Warum ist denn die Stimme so mächtig in mir, die mich Gott suchen heißt? Mein Herz weiß, wie herrlich es ist, ihm zu dienen. Woher wäre denn diese Begierde, wenn nicht Gott wäre, der sie an sich zieht.“

So sann er und wußte nicht, daß Gott kein Wild ist, das man mit Gewalt und Unruhe erjagt. Aber die Stimme seines Blutes trieb ihn, die den Edlen immer recht führt mit ihrer dunklen Gewalt. Alle, die vom

Schicksal berufen sind, kennen diese Stimme, die sie aus allem Frieden aufscheucht und ruhelos durch das Leben treibt, damit sie leiden, kämpfen und wachsen für ihr Amt, das sie erfüllen sollen. Dieser wird ein Held, der ein Dichter und jener ein König, der Kriege zu führen versteht, ein anderer denkt Gedanken, in denen sich der Sinn des Lebens offenbart, aber alle sind verdammt zur Unruhe, zu ewigem Suchen und Schmerz zu bringen allen, die ihnen beistehen und helfen wollen. Sie tragen schwere Schuld und büßen schwer, das Leben schleift sie hart, wie man Edelsteine schleift, einen am anderen, bis sie in sich glänzend und licht geworden sind. Sie sind alle Toren und bedenken ihr Glück und das Glück derer, die ihnen die Liebsten sein sollten, wenig, aber durch ihre Torheit wird alles Große und Ungewöhnliche getan.

Wenn alle weise wären, wie das Alter will, würden alle Taten auf Erden verständig, kühl, arm und klein sein, ohne Überschwang und große Seligkeit.

Parzival ritt am Meer entlang und verirrte sich immer mehr in den Wegen und Wäldern und in dunklen, lichtlosen Gedanken. Gott offenbarte sich ihm nicht, wenn er noch so trotzig pochte.

Zuweilen traf er Ritter auf ihren Fahrten, die hielt er an und zwang sie zum Kampf. Und wenn er sie besiegt hatte, gebot er ihnen bei ihrer Ehre:

„Sagt mir, wo Gott wohnt und wer Gott ist!“

Keiner wußte ihm eine Antwort zu geben, obgleich sie alle viele Worte machten, und Gott verehrten und sich verneigten, wenn sie seinen Namen sprachen.

„Niemand hat Gott je gesehen,“ sagten sie. „Niemand kann wissen, wo Gottes Wohnung ist. Oben im lichten Himmel wohnt er, fern von allen Menschen.

Niemand kann in seinen Dienst treten, außer, wenn er ein Priester wird. Aber das ist keines echten Ritters Art. Vielleicht später einmal, wenn wir alt und müde geworden sind.“

Da ließ Parzival sie ziehen und ritt weiter, mit immer schwereren Gedanken beladen.

„Jage ich denn einem Traume nach? Warum muß ich allein irrefahren auf Gottes Spur, und nun weiß ich nicht einmal mehr, ob ich ihn finden werde und nicht alles umsonst tue.“

Dann aber gewann wieder die fröhliche Kraft seiner Jugend die Überhand, und er sprach zu sich selbst:

„Wenn auch alle diese Ritter Gott nicht kennen, warum sollte ich ihn nicht dennoch schauen und ergreifen? Er ruft mich, ich weiß es. Er lockt mich, ich fühle es. Eher will ich den Tod finden, ehe ich ablasse, ihn zu suchen, und ich will nicht eher Frieden haben, als bis ich erkannte, was an ihm Wahrheit oder Traum ist.“

In solchen Gedanken schwankend, ritt er durch eine weglose Wildnis. Sein Pferd stieg vom Meere in die Wälder hinauf, gegen ein Gebirge hin. Er ließ ihm seinen Lauf, wohin es wollte. Gegen Abend kam er in einem felsigen Tal an einen kleinen, glänzenden See, mitten im Gebirge, und er sah einen Fischer, einen alten, bleichen Menschen in kostbaren Kleidern, der saß in der Einöde einsam am Strande und fischte. Als Parzival näher ritt und den Fischer begrüßte, erhob er sich und verneigte sich:

„Herr,“ sprach er lächelnd zu Parzival, „kommt Ihr endlich? Lange habt Ihr auf Euch warten lassen, aber ich sehe, daß ich Euch dennoch freundlich aufnehmen muß. Bleibt zur Nacht bei mir auf meinem

Schlosse, das nicht fern von hier liegt. Wendet Euer Tier diesen Pfad hinauf. Ich folge Euch bald nach. Meine Diener werden Euch unterdessen gut aufnehmen und in die Burg einlassen. Ich bleibe noch eine Weile hier bei den Fischen."

Er wandte sich und warf die Angel wieder ins Wasser.

Parzival verwunderte sich und dachte: „Wie kommt dieser Fischer dazu, mich zu erwarten, und wie kommt er zu einer Burg und zu solchen Kleidern?“

Aber er fragte nicht, sondern ritt den Weg hinan, den der Fischer gewiesen hatte. Nach einer Weile öffnete sich der Wald und das Gebirge, und nahe, hoch über Schluchten und Wäldern sah er eine Burg im Abendlicht. Die war schöner und gewaltiger als alles, was er zuvor gesehen hatte, und leuchtete aus allen Fenstern. Auf ihren Zinnen standen Wächter und sahen weit in das abendliche Land.

Eine breite Straße führte zu der Burg, aber kein Mensch zog darauf. Parzival hörte keinen Lärm, wie er sonst aus den Burgen dringt, kein Zeichen fröhlicher Ritterschaft. Stumm lag die Feste über den wilden, unendlichen Wäldern. Als Parzival nahe an die Burg kam, sah er, daß sie von einem tiefen Abgrund umgeben war und niemand an das Burgtor heran konnte. Ein Pfortner rief herüber: „Was sucht Ihr hier?“ Parzival antwortete: „Der Fischer hat mich gesandt.“

Da senkte sich eine breite Zugbrücke herab und bedeckte den Abgrund, und Parzival kam mit seinem Pferde in den Burghof. Knappen und Ritter eilten ihm entgegen und begrüßten ihn freundlich, aber alle waren ernst und schweigsam. Wie ein schwarzer

Schleier lag schwere Trauer über ihnen. Einige führten Parzival in ein Gemach und nahmen ihm die Rüstung ab, wuschen ihn von dem Rost und dem Staub des Weges und gaben ihm einen kostbaren Mantel. Dann führten sie ihn in einen großen Saal. Als er eintrat, sah er den Fischer schon dort auf einem Tragbett von königlicher Pracht liegen, und der ganze Saal war erfüllt von Rittern und Knappen in edlen kostbaren Kleidern, die alle mit dem gleichen Zeichen, einer fliegenden Taube, geschmückt waren. Auch hier lag über allen Gesichtern Trauer und Dunkelheit.

Der Greis, der ihrer aller König schien, winkte Parzival heran und ließ ihm einen Sitz geben nahe an seinem Lager, und alle setzten sich an lange Tafeln. Knappen eilten an den Wänden entlang und entzündeten einen Kranz von Kerzen, der um das ganze Gemach ging, daß die Dämmerung aufstrahlte und der Saal aufleuchtete von Gold und edlen Geräten, die auf den Tischen standen. Alles war wie zu einem großen Festmahl versammelt, aber die Gesichter der Gäste waren wie für eine Totenfeier, ernst und voll Schmerz. Parzival saß still und verdrossen unter ihnen, von seinem eigenen Schicksal mit dunklen Gedanken gequält.

Als alle sich niedergelassen hatten, trat ein Knappe herein, der trug hoch erhoben durch den ganzen Saal eine Lanze, die von frischem Blut tropfte. Alle Ritter sahen sie an und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Der Greis aber auf seinem Lager verbarg sein Gesicht in die Falten des Mantels, bis die Lanze wieder hinausgebracht war.

Danach öffnete sich die Türe wieder, und eine junge, edle Frau, schön wie ein Morgen vor Tag, trat herein

und hielt in den erhobenen Händen eine strahlende lichte Schale, davon ein Schein wie Sonne ausging, als wären die Kerzen verblaßt und versunken in ihrem Glanz, als käme alles Licht im weiten Saal allein von ihr. Die schöne Frau trug die Schale durch den ganzen Raum und stellte sie vor das Lager des greisen Königs. Ein Widerschein von überirdischem Licht füllte alle Augen, die die Schale trafen, bis der Greis einen dunklen Schleier darüber breitete. Da war aller Jammer größer denn zuvor. Und die Jungfrau trug die Schale so verhüllt hinweg.

Als sie hinausgegangen war, brachten Knappen das Mahl herein, Wildbret und Fische. Alle saßen still, und von keiner Freude erhellt. Auch Parzival saß stumm und nahm von den Speisen.

„Eine seltsame Burg,“ dachte er, „und seltsame Sitten haben sie. Aber was geht es mich an? Soviel sehe ich, hier kann ich weder Rat noch Hilfe finden. Sie wissen sich selber nicht zu helfen. Sie tragen ein schweres Leid, das sehe ich wohl, und gedenken mit Schmerzen vergangener Freuden, darum schweigen sie. Schweigen und ertragen ist gut. Wer könnte dem helfen, der traurig ist? Wer kann mir helfen? Ach, ich bin auch beladen und verirrt, mehr als diese Ritter.“

So sann Parzival. Seine Seele war ganz dunkel. Er wußte für sich selbst keine Hilfe, wie hätte er anderen helfen können? Sein Herz war hart und fest gehämmert von jugendlichem Trotz und verschlossen gegen alle zarten Bewegungen, die dem Edlen nicht fehlen sollen. Aber der muß viel erfahren und sehr weise werden, der, fest und hart gegen sein eigenes Schicksal, dennoch milde das Schicksal fremder Menschen umfaßt.

Nach dem Mahle brachten Knappen ein gutes Schwert herbei, und der König reichte es Parzival: „Herr, nehmt dies zum Gastgeschenk und verzeiht, daß wir Euch nicht fröhlicher bewirtet haben. Jetzt werdet Ihr müde sein. Es ist Zeit zum Schlaf.“

Parzival nahm das Schwert und prüfte es:

„Herr, es ist gut, ich danke Euch und will Euch Ehre damit bringen.“

Dann stand er auf. Knappen brachten ihn in seine Kammer, und er legte sich auf sein Lager und schlief ein.


Sein Schlaf war schwer und von Träumen geplagt. Ein dunkles drückendes Weh hielt sein Herz umflammt und quälte ihn. Die Gestalt seiner Mutter beugte sich weinend über ihn. Neben ihr stand voll Trauer Kondwiramur. Das Rasseln von Schwertern fuhr durch seinen Traum und Rosseswiehern und Krachen von Speeren. Feinde bestürmten ihn wie eine Burg. Viele Wunden und harte Schläge trafen ihn.

Als Parzival aufwachte, graute die Frühe. Er rief nach den Knappen, aber das Schloß war still, und als niemand kam, dachte er: „Man schläft hier lange,“ legte sich aufs Bett und fiel von neuem in einen unruhigen geplagten Schlummer. Als er wieder aufwachte, war es schon heller Tag. Da sprang er sogleich aus dem Bett und sah, daß seine Waffen und seine Rüstung schon bereit lagen. Wieder rief er laut, aber niemand kam. Er wappnete sich und ging hinaus über die Gänge. Alles war still und leer. Er trat in den Saal und fand auch da keinen Menschen. Er lief durch die Kammern und rief, nichts antwortete ihm. Als er auf den Burghof schaute, sah er sein Pferd an einer Treppensäule angebunden, in Sattel und Zaum.

Auch stand sein Schild daneben angelehnt. Er eilte hinab und fand den Burghof aufgewühlt von Hufen, wie von einem Aufbruch vieler Reiter. Das Burgtor stand geöffnet und die Zugbrücke war herabgelassen. Da schwang sich Parzival zornig in den Sattel und ritt hinaus; aber als er kaum hinaus war, wurde die Brücke hinter ihm so eilig hochgerissen, daß sein Pferd fast gestürzt wäre. Ein Knappe schaute aus dem Pförtnerhaus und rief: „Ihr Narr, macht, daß Ihr fortkommt, ehrlos und verflucht für alle Zeit. Hart-herzig seid Ihr und böse wie ein Teufel. Euer Glück habt Ihr verschert und das unsere dazu.“

„Was bedeutet das?“ rief Parzival, „erkläre mir.“

Aber der Knappe war schon fort und niemand gab mehr Antwort. Parzival wandte sich und dachte: „Was schert mich dies Geschwätz,“ und er folgte der Spur der Schar, die vor ihm die Burg auf dieser Straße verlassen hatte. Immer mehr bogen die Spuren einzelner Reiter ab, bis auch die letzten sich in der Wildnis verloren. Da sah Parzival auf und fand sich wieder in weglosem Wald und wußte nicht, wohin sein Tier ihn trug, noch in welcher Gegend er war. Bedrückt und ganz verstört ließ er dem Pferde seinen Lauf.

egen Mittag, als Parzival über eine helle Waldwiese ritt, hörte er lautes Jammern und eine weinende Stimme, und als er dem Tone folgte, fand er eine schöne Frau verzweifelt am Boden kauern bei einem Ritter, der in frischem Blute lag. Zwei Pferde standen wie trauernd neben ihr.

Parzival ritt nahe heran.

„Was ist Euch geschehen, Herrin, kann ich Euch beistehen?“

Sie sah aus Tränen zu ihm auf:

„Herr, mir kann niemand mehr beistehen. Hier liegt mein Leben erschlagen. Ich habe ihn getötet.“

„Wie,“ sprach Parzival, „Ihr habt diesen Ritter erschlagen?“

„Nicht mit Schwert und Speer, das tat ein anderer. Aber ich habe ihn in den Tod geschickt. Nun will ich selbst sterben.“

„Wer erschlug ihn, Herrin, ich will Euch rächen, wenn ich kann.“

„Orilus von Caland erschlug ihn. Einen Drachen trägt er im Wappen, er ist selbst ein Drache geworden, der verderbenbringend durch das Land fährt, seit er Jeschute, seine Gemahlin, verstoßen hat.“

„Warum erschlug er Euren Freund? Und warum klagt Ihr Euch selbst an, Herrin?“

„Weil ich ihn in den Tod schickte. Wir wohnen auf einer Burg in diesem Walde, wo viele edle Ritter und Frauen alle zu Einem Dienst versammelt sind. Vor wenig Tagen saßen wir am Mittag auf der Burgmauer und blickten hinüber nach dem nahen Wald. Da brach plötzlich ein Hund, ein edles Tier, aus dem Gebüsch und hegte ein Reh dicht unter der Mauer entlang, und wir sahen, daß der Hund ein köstlich Halsband mit edlen Steinen trug und eine silberne Schnur nachschleifte.“

Dreißig Meilen um jene Burg steht weder Haus noch Hütte, darum wunderten wir uns über das Tier, wie es in die Wildnis kam, und ich sprach zu meinem Freunde:

Die Braute ist ihrem Herrn entflohen und findet nie mehr aus dem Walde zurück, zeige mir deine Liebe, fange sie und bringe mir das Halsband, das sie trug.

Er machte sich sogleich auf, nahm sein Pferd und ritt gerüstet hinweg. Ich will nicht eher wiederkommen, rief er, als bis ich dies seltsame Wild erjagt habe.

Drei Tage vergingen, und er kam nicht zurück. Da ließen mir Angst und Ungeduld keine Ruhe, und ich machte mich auch auf und schalt und strafte mich. Ich weiß nicht, was mich führte, aber ich ritt geradewegs hierher, und als ich ankam, fand ich einen wütenden Kampf, und ehe ich noch nahe war, taumelte mein Freund von dem Speer des Feindes getroffen aus dem Sattel. Als ich ihn aufhob, starb er, gestern gegen Abend. Nun rufe ich den Tod, aber er verschmäht mich. Herr, rächt mich, wenn Ihr meinem Feinde begegnet.“

Parzival, der inzwischen den Toten betrachtete, sah, daß er und auch die Frau auf ihrem Gewande als Zeichen die Taube trugen, wie alle Ritter und Frauen, die er im Schlosse gesehen hatte.

„Also gehört auch diese,“ dachte er, „zu der seltsamen Gesellschaft, und ich werde von ihr erfahren, wie es um die unfreundlichen Sitten jener Burg steht.“

„Herrin,“ sprach er, „wo ist die Burg, von der Ihr sagt, daß sie allein hier in endlosen Wäldern steht? Wie finde ich hin?“

„Herr, nie findet Ihr hin, wenn Euch Gott nicht führt. Ich will Euch sagen, welcher Burg Ihr nahe seid; aber erreichen werdet Ihr sie nicht.“

Dies ist der Wald von Montsalvasch, tief in ihm versunken steht auf dem Berge die Burg, in der der Gral von edler Ritterschaft bewahrt wird. Auch mein Freund war ein Gralritter.“

„Was ist das, der Gral?“ fragte Parzival.

Da sah ihn die Frau erstaunt an: „Ihr seid der
234

erste Ritter, den ich sehe, der nicht weiß, was der Gral ist, der Gral, die Vollkommenheit aller Ritterschaft, dem alle Ritter dienen wollen.“

„Nein,“ sprach Parzival, „davon vernahm ich nie.“

„Der Gral, Herr, ist eine Schale von einem hellen Edelsteine, der sonst nirgends auf Erden ist. Gott selbst hat ihn gemacht, als er noch unter den Menschen ging. Mit seinen Jüngern und Freunden aß er aus dieser Schale bei seinem letzten Abendmahl. Danach, als Gott von ihnen genommen war, hat er den Gral bei ihnen gelassen als ein sichtbares Zeichen seiner Güte. In das Land, wo Gott vor Zeiten lebte, kamen hernach die Ungläubigen, da flüchteten die Bewahrer des Grals zu Schiffe hier in diese Wildnis, sie sammelten Ritter um sich, die den Gral beschützen sollten, und setzten an ihre Spitze einen König, der über alle Welt regiert, damit Recht und Gerechtigkeit auf Erden Macht und Hilfe haben. Nur wenige sind zum Gral berufen und ihr König sendet sie aus allenthalben, daß sie den Unterdrückten Freiheit, den Verfolgten Frieden, allen Geplagten Hilfe bringen. Der Gral gibt ihnen Kraft und Sieg. Sein heiliger Glanz ist auf allen Wegen mit ihnen. Wer den Gral mit gläubigen Augen ansieht, wird schön und königlich von Angesicht, sein Herz ist edel und lauter. Wer den Gral sehen darf, entgeht lange dem Tode.

So war es seit undenklichen Zeiten bis auf den Tag, wo Ungerechtigkeit alle Macht des Grales zerstört hat.“

„Wie geschah das, Herrin? Wer konnte ihm ein Leid antun?“

„Niemand, als der König, der ihn bewahrte selbst. Anfortas erbt das Gralkönigtum von seinem Vater

Titurel. Anfortas war noch jung, als er das König-
tum empfing, aber edel und kühn war er und würdig,
Gralkönig zu sein, bis zu dem Tage, wo ihn die Liebe
zu der Herzogin Orgeluse ganz bezwang.“

„Darf denn ein Gralritter nicht lieben, Herrin?“

„Doch, Herr, ohne Liebe ist kein Leben vollkommen;
aber sie lieben mit einer tiefen, heiligen Liebe, die
all ihr Tun und Denken durchdringt, ohne sie sinnlos
zu berauschen. Nur mit dem Tode findet ihre Liebe
ein Ende. Aber Anfortas war von Wollust sinnlos.
Lüstern und eitel wurde er durch eine unwürdige
Frau. All seinen Wert warf er fort um ihretwillen,
die nicht viel wert war, aber sehr schön. Er vernach-
lässigte alles um ihretwillen, und mit ihm wurden
auch die Gralritter lässig und fielen in Wohlleben,
Trägheit und Wollust, die immer nahe zusammen sind.
Zulezt kam das Verderben. Anfortas fand in Orge-
lusens Armen einen Nebenbuhler und erstach ihn auf
der Stelle mit einem Speer, der da stand. Zur Ge-
rechtigkeit war er eingesezt und beging selbst die ärgste
Tat, ohne Sinn, verblendet von entzündetem Blute.“

Von der Zeit an ist die Macht des Grals gebrochen.
Mein Freund wäre nicht tot, wenn der Gral noch
Gewalt hätte, aber er hilft seinen Rittern nicht mehr.
Noch leuchtet die Schale wohl, aber ohne Kraft. Mont-
salvasch ist ein Haus der Trauer geworden. Sie
können sich selbst nicht helfen, die einst so vielen an-
deren geholfen haben.“

Parzival erkannte nun und verstand alles, was er
gesehen hatte.

„Gibt es keine Rettung mehr, Herrin?“

„Ein Trost ist nahe, aber der hilft mir nun nicht
mehr. Dem Gral aber soll bald Erlösung werden.“

Eine seltsame Botschaft ward den Gralrittern schon vor langer Zeit. Nicht eher soll die Macht des Grals erneut werden, als bis ein Kind und ein Held, ein Ritter und ein Tor Gralkönig geworden ist.

Viele Jahre sind vergangen. Anfortas ist alt, matt und grau geworden. Aber jetzt wissen wir, daß das Heil nahe ist. Schon glänzt der Gral heller mit jedem Tag. Schon glühte in Flammenschrift auf seinem Rand der Name und das Geschlecht des Retters. Ich selber kenne ihn wohl und bin ihm nahe verwandt. Gralboten warten auf ihn und begleiten ihn auf seinem Weg, aber er weiß es nicht.“

„Warum,“ sprach Parzival, „weisen und führen sie ihn nicht?“

„Nein, Herr, so will es die Botschaft. Unbewußt muß er die Burg finden, unbewußt die Gralkrone ergreifen. Wer den Gral sucht, findet ihn nie. Er aber soll ihn ungesucht finden, ohne daß er von ihm weiß. Und doch darf niemand ihm vom Gral sagen, wenn er nicht selbst nach ihm fragt. Geht er ohne Frage hinweg, so bleibt ihm der Gral ewig verloren.“

„Ewig verloren?“ sprach Parzival. „Warum ewig verloren?“

„Weil nur der helfen kann, der heiliger Güte voll ist, der den Leidenden gerne hilft und sie tröstet. Aber das müßte ein Herz von Stein sein, das bei dem Jammer des Königs und der Ritter ungerührt bliebe.“

„Was ist es denn so Herrliches, Herrin, Gralkönig und Gralritter zu sein?“

„Wie fragt Ihr töricht! Wer dem Gral dient, der dient Gott. Gott spricht mit ihm und gibt seiner Seele Klarheit und Frieden. Stets ist er zu allem Guten bereit; das Böse besiegt er und übt Gerechtigkeit.“

„Sie dienen Gott, Herrin? Wie die Priester?“

„Nein, nicht mit Worten; mit ihrem ganzen Leben und allen ihren Sinnen und Gedanken. Herr, kenntet Ihr Montsalvasch und die Herrlichkeit des Grals, die Seligkeit, die er gibt, Ihr würdet nicht fragen: Was ist es, Gralkönig zu sein? Ihr wäret zufrieden, sein unterster Diener zu bleiben. Aber nichts kann Euch dahin helfen, als wenn Gott Euch berufen hat von Geburt an und früher.“

„Ja,“ sprach Parzival, in Gedanken an alles, was er gesehen und gehört hatte, versunken, „herrlich ist dies Schloß und alles in ihm. Nun begreife ich, warum sie so traurig sind, da ihre Seligkeit verdunkelt ist. Nur die schöne Frau lächelte, die die helle Schale trug.“

„Wie, Herr? Wovon spricht Ihr? Wart Ihr im Schlosse?“

„Ja, Herrin, und ich sah da manch Wunder, das mich erstaunte. Erklärt mir das.“

Da stand die Frau auf und trat ihm ganz nahe.

„Herr, Ihr wart im Schlosse? Fragtet Ihr?“

„Nein, Herrin, ich war selbst verstört. Ihr Leidtragen ärgerte mich, und den Aufdringlichen hat niemand gern.“

Die Frau hatte sich ganz zu ihm hingebeugt und sah ihm ins Gesicht.

Dann schlug sie die Hände vor die Augen und sank neben ihrem Freunde weinend nieder.

„Nun ist auch des Grales Heil verspielt. Nun weiß ich auch, wer du bist, und sehe, daß du Fluch über dich und dein ganzes Geschlecht gebracht hast! Als du noch ein kleines Kind warst, kannte ich dich schon. Ich bin Sigune, deiner Mutter Herzeleide nahe verwandt. An ihrem Hofe in Kanvoleis lebte ich lange

bei ihr, und sah alles Leid, das sie von deinem Vater Gamuret von Anjou erlebte, bis er tot war. Dann ging sie in die Einsamkeit und ich kam zu meinem Freunde nach Montsalvasch. Wie frohlockte ich, als der Gral deinen Namen nannte.“

„Wenn Ihr ihn wißt, so sagt ihn endlich!“

„Du bist Parzival. Einst mir so lieb, nun so verhaßt. Fort, verlaß mich, und bleibe meinem Freunde nicht nahe. Was kümmert dich fremdes Elend, da du doch kein Mitleid kennst. In allem bist du wie dein Vater.“

Da sprach Parzival zornig: „Warum taten die Ritter in der Burg ihren Mund nicht auf und beriethen mich?“

„Ja,“ sprach sie, „das ist das Rechte. Wem man zum Guten rät, der tut es gerne, wenn er seinen Vorteil dabei sieht. Das ist nichts Sonderliches. Das tun viele andere auch und man brauchte nicht auf dich zu warten. Aber nun zieh weiter. Nirgend sollst du Frieden finden.“

Parzival stand noch eine lange Weile und sann allem nach, was ihm nun widerfahren war, und die Gestalt seines Vaters und seiner Mutter tauchten fern vor ihm auf.

„Mein Vater, sagtet Ihr, brachte meiner Mutter viel Herzeleid. Wie geschah das?“

„Nein,“ sprach sie, „ich will mit dir nicht länger reden. Er war ein Abenteurer, der nur an sich dachte, wie du. In allem bist du ihm gleich. Möchtest du auch sein Ende finden.“

Da schwang er sich auf sein Pferd und ritt langsam hinweg, und bedachte alles, was sie ihm gesagt hatte. Leise und zärtlich sprach er den Namen seines Vaters und seiner Mutter aus.

„Herzeleide hieß meine Mutter, Gamuret war mein Vater. Er brachte meiner Mutter viel Schmerz. Wer weiß denn, was ihn trieb und plagte? Ich will nun wieder zu meiner Mutter und nicht mehr Träumen nachlaufen.“

Das Haus, in dem er ein Kind gewesen war, stieg vor Parzivals Blicken auf, und alles, Obstgärten, Felder und Wälder, darin er gespielt hatte, stand licht und greifbar vor seinen Augen. Aller Friede, alles Glück der Jugend überwältigte ihn, und er streckte die Arme sehnsüchtig danach aus.


„Das alles will ich wiedergewinnen,“ rief er, und Tränen verhüllten seinen Blick.

So verzagte Parzival an sich und seinem Schicksal und wandte die Arme nach fernem Frieden und einstigem Glück, das er schon lange verloren hatte.





Parzival und die Tafelrunde

s war schon spät im Herbst, in der Zeit, wo das Wild in den Wäldern am besten ist, als König Artur und alle, die an seinem Hofe waren, Ritter und Frauen, in den Wald Broceliande auf die Jagd zogen. Alle Herrn der Tafelrunde waren um den König versammelt, der wilde Segramore, Lanzelot, der schöne Freund der Königin Ginevra, ferner Iwein, der finstere Keie und vor allem Gawan, der so jung, schön und stolz war, daß ihn alle liebten, die ihn je gesehen haben.

„König Arturs Tafelrunde ist die Krone weltlicher Ritterschaft, aber Gawan ist die glänzende Krone der Tafelrunde.“ So rühmten alle Sänger. Von den Taten der Helden, die um König Artur waren, wissen viele Lieder, aber von Gawan erzählen sie lieber als von allen anderen. Sein Name schon machte alle hell und fröhlich.

Gawan wußte alle Kunst der Waffen, er sang

Lieder und spielte auf der Laute. Keiner wahrte die edelste Sitte so wie er. Darum liebten ihn alle Frauen und wollten ihn in ihren Armen halten. Gawan sah niemand gerne traurig, und tröstete alle verliebten Mädchen. Aber er war gewandt und ließ sich von keiner festhalten. Er küßte, welche er wollte, und wenn er die Schönste um die Schöneren verließ, bewahrte sie ihm dennoch ein treues Gedenken in allem Zorn.

Als die Knechte mit den Wagen und den Zelten für das Jagdlager schon lange hinweg waren, versammelten sich die Ritter und Frauen auf ihren Pferden im Burghof.

Kingrun, den Parzival in den Dienst Kunewares von Laland gestellt hatte, war auch mit und hielt dicht an der Seite seiner Herrin, die sich ihm ganz zu eigen gegeben hatte.

„Wollte nur der rote Ritter kommen,“ sprach sie oft zu ihm, „ich wollte ihm von Herzen danken, daß er dich zu mir gesandt hat. Danach wollen wir hinwegziehen in dein Königreich.“

Als der bunte Zug sich geordnet hatte, stieg auch König Artur in den Sattel und rief:

„Ihr Herren, eine fröhliche Jagd! Aber nicht auf Wild allein. Ihr wißt, daß wir weit das Land durchstreifen wollen, bis wir den Ritter gefunden haben, der uns so viel Leid gebracht und von dessen Taten doch so manche bewunderswerte Kunde zu uns gekommen ist. Wenn wir ihn finden, wollen wir Rache nehmen für Ither oder ihn selbst an Ithers Statt für uns gewinnen. Niemand soll sagen, daß irgendwo in der Christenheit ein Ritter lebt, der mächtiger ist, als die Herren der Tafelrunde.“

Wer aber von euch allen den roten Ritter findet, soll sich nicht eher mit ihm einlassen, als bis ich ihm zustimmte, damit wir vor Unglück bewahrt bleiben."

Alle lobten die Worte des Königs und versprachen, danach zu handeln. Dann bliesen die Jäger auf ihren Hörnern den Abschied und manches andere fröhliche Jagdlied, und lachend und fröhlich zogen alle dem Walde zu.

Viele Tage vergingen und immer weiter zog sich die Jagd in das Land hinein. Nach einigen Wochen waren sie bis an den Fluß Plimizöl gekommen und schlugen da ein Lager auf, da sie nicht weiter nach Süden gehen wollten; denn die Ritter der Tafelrunde hatten mit den Gralrittern einen Vertrag geschlossen, daß hier die Grenze ihrer Gebiete sein sollte. Niemand durfte ungestraft in die Wälder des anderen eindringen.

An einem Abend, als die Ritter eben von der Jagd nach dem Lager zurückkamen und die Frauen vor den Zelten warteten oder ihren Freunden, denen die mit Wild beladenen Jäger folgten, entgegengingen, als zwischen den bunten Zelten von Seide alles Leben, Freude und Lachen war, kam von der anderen Seite des Flusses her ein Ritter mit gerechtem Speer und geschlossenem Visier. Er sprengte durch das Wasser, und als er nahe an die Zelte kam, fragte er einen Knappen:

„Wer ist der Herr dieses Jagdjuges?“

Als er hörte: „König Artur,“ sprang er vom Pferd, öffnete den Helm und ging nach dem Zelte, wo Ritter und Frauen sich voll Erwartung um den König drängten. Kuncware von Caland war auch da, und als sie den

Fremden sah, rief sie laut: „Mein Bruder Orilus!“ und stürzte ihm entgegen. Da jubelten alle, daß der kühne Ritter, dessen Ruhm ihnen wohl bekannt war, sich zu ihnen gefunden hatte. König Artur führte den Helden sogleich in sein Zelt.

„Aber,“ fragte er und blieb stehen, „wo ist Ieschute, Eure Gemahlin, die immer mit Euch war?“

Orilus verfinsterte sich: „Fragt nicht, Herr! Ich tat ihr, wie sie verdiente.“

Er erzählte laut, warum er sie verstoßen hatte. Als er aber von dem Narren sprach, von dem Ieschute ihm gesagt hatte, riefen alle, die da zuhörten: „Den Narren kennen wir wohl. Auch uns hat er viel Leid gebracht. Soeben sind wir dabei, ihn zu suchen. Möchte er doch in unsre Wege laufen.“

Sie erzählten Orilus alles, was sie von Parzival gehört und gesehen hatten.

Ieschute, die ihrem zornigen Geliebten immer von ferne folgte, kam gleichfalls an den Lagerplatz. Da ihr Pferd aber ganz verwildert und ungepflegt war und sie selbst nur ein zerrissenes und unwürdiges Gewand trug, weil niemand sich ihrer erbarmte, so wartete sie bis es Nacht wurde, und kam dann in das Lager und fragte nach den Zelten der Frauen. Als man sie zu der Königin brachte, fiel sie ihr zu Füßen und flehte um ihre Hilfe.

„Freundin,“ sprach Ginevra und hob sie auf, „wir alle haben viel von der Torheit und Grausamkeit der Männer zu leiden. Wie sollten wir einander nicht beistehen. Bleibt bei mir, ich will sehen, was sich für Euch tun läßt.“

Alle gingen in ihre Zelte und die Nacht stieg über den Wald.



In diesem Tage war einem Knappen ein Falke entflohen und nicht wieder aus dem Walde zurückgekehrt. Als es nun Nacht wurde, schalt der Herr, dem der Falke gehörte, den Knappen, zauste ihn und befahl ihm:

„Sobald es Tag wird, mache dich auf und komme nicht eher wieder, als bis du mir das Tier bringst. Kein Falke wußte so gut die Reiher und wilden Gänse zu schlagen.“

Der Falke blieb die Nacht im Walde auf einem Baum, nahe an den Stamm gedrückt, denn es wurde eine kalte Nacht. Der Winter kam plötzlich verfrüht vom Gebirge her, und am Morgen lag eine feine, weiße Schneedecke über dem ganzen Wald, den Wegen und Waldwiesen.

Nahe bei dem Falken übernachtete ein Schwarm wilder Gänse, die erhoben sich am Morgen und flogen auf, laut rufend nach ihrer Art. Da stürzte der Falke unter sie und ergriff eine Gans, aber sie entkam ihm, obgleich er sie verwundet hatte, und verbarg sich in den dichten Zweigen eines Baumes, indes der Falke zornig die fliehende Schar verfolgte. Das Blut der verwundeten Gans tropfte vom Baum auf den Boden und färbte den Schnee dicht am Wege rot.

Wie der Falke, verlassen und der Kälte ausgesetzt, hatte auch Parzival die Nacht in diesem Walde zugebracht. Ohne zu ruhen, ritt er verfinstert durch den kalten, grauen Morgen. Da, bei einer Wendung des Weges, sah er die blutigen Tropfen auf dem frischen Schnee und hielt gebannt stille und starrte sie an. Ein seltsamer Zauber täuschte ihn. Alle Liebenden

sind wehrlos gegen ihn: überall sehen sie das Bild ihrer Geliebten.

Parzival hatte in dieser Zeit, seit er Montsalvasch verlassen, Kondwiramur ganz aus seinen Gedanken verdrängt. Alles, was er erlebt und von Sigune erfahren hatte, umhüllte ihm das Bildnis der Geliebten, das aber dennoch unvergänglich in seinem Herzen war.

Jetzt, als er das farbige Blut und den Schnee so nebeneinander sah, stand die Königin plötzlich leibhaftig vor ihm:

„Weiß und zart ist die Haut meiner Geliebten und rot ist ihr Mund. Rote Blut ist auf ihren Wangen.“

Ihre Lieblichkeit überfiel sein trauriges Herz und alle Sehnsucht, die nur einen Liebenden verwirren kann, ergriff ihn. Er hielt sein Pferd an und blieb wie erstarrt, den Blick auf die blutigen Tropfen gerichtet, die ihm schöner als Rosen schienen. Immer tiefer verlor er sich in Träumen voll Liebe und Qual. Wie ein Wald von Rosen und Dornen umstrickten ihn die Gedanken an Kondwiramur.

Früh, als der Tag hell wurde und der Falke nicht zurückgekommen war, machte sich der Knappe vom Lager auf, um das Tier zu suchen. Als er zwischen den Bäumen hin und her lief und lockend pfiff, sah er plötzlich nahe auf der Lichtung den fremden Ritter und erkannte, daß er Ithers rote Rüstung trug. Da ließ er den Falken und rannte in das Lager zu seinem Herrn.

„Herr, der rote Ritter hält nicht fern von hier im Walde. Mit geschlossenem Helm und gerechtem Speer wartet er auf unseren Angriff.“

Der Ritter stand sogleich auf und rief laut durch das Lager, wo alle noch in ihren Zelten lagen. Der erste,

der ihn vernahm, war Orilus von Caland. Er wappnete sich hastig und stürmte in das Zelt zu König Artur. Der König und die Königin schliefen da beieinander.

Aber Orilus kam aufgeregter herein und riß ihnen hastig die Decke vom Bett.

„Herr,“ schrie er, „niemand anderem dürft Ihr erlauben diesen Ritter zu bestehen, ehe nicht ich ihm sein Teil gegeben habe. Mich hat er vor allen gekränkt.“

König Artur und die Königin lachten laut über sein Ungestim.

„Welchen Ritter meint Ihr eigentlich, Herr?“

„Wen anders als den roten Ritter, der das Lager überfällt, indes ihr alle schlaft. Nur ich bin auf und wache.“

Er wandte sich an die Königin:

„Herrin, Ihr seid mir verwandt. Helft mir den König bitten, daß er mir den Kampf läßt und keinem anderen.“

„Ja, Herr,“ sprach Ginevra, „wenn Ihr mir eins schwören wollt. Ob Ihr siegt oder besiegt werdet: nach dem Kampf nehmt Ihr Jeschute, Eure Gemahlin, wieder zu Euch. Sie hat Eure Grausamkeit durch nichts verdient.“

„Nachher will ich tun was Ihr wollt,“ rief Orilus, „Ihr mögt dann zwischen uns entscheiden. Zuerst aber will ich ihren Liebhaber so zerschlagen, daß sie keine Freude mehr an ihm haben soll.“

Da bat Ginevra für Orilus, und der König gab ihm Urlaub.

Sogleich lief der Herzog hinaus, schrie nach seinem Pferde, schalt und tobte und jagte, da er sein Schwert

nicht sogleich fand, nur mit Schild und Speer gerüstet, allen voran nach dem Walde.

„So nahe,“ dachte er, „will ich ihn nicht herankommen lassen, daß ich mein gutes Schwert besudeln müßte.“

Schon von ferne schrie er den wartenden Ritter wütend an. Aber Parzival hielt noch, starr wie ein Bild im Bann seiner Träume, und sah nichts, was um ihn her vorging. So verzaubert war er, daß er auch dann wie taub blieb, als Orilus ganz an ihn herantritt und ihn tobend anfuhr. Ruhig und unbewegt blickten seine Augen auf die Blutstropfen und tief nach innen, und sein Mund lächelte wie in einem schönen Traum.

„Herr,“ rief Orilus, „nicht lange mehr sollt Ihr lachen. Euer Leben oder das meine muß hier verloren sein.“

Parzival hörte nicht und antwortete nicht.

„Warum tut Ihr den Mund nicht auf? Seid Ihr toll, daß Ihr solche Grimassen zieht?“ rief Orilus.

Wütend drängte er sein Pferd an das Parzivals, so daß es mit seinem Herrn eine Wendung machte und Parzival die blutigen Tropfen aus den Augen verlor. Sogleich blickte er auf und sah den Ritter, der ihn bedrohte.

Orilus nahm unterdessen mit seinem Pferde einen wütenden Anlauf und sprengte gegen Parzival heran. Der senkte zornig und schnell seinen Speer und stieß ihn fest dem heranjagenden Feinde entgegen, durchbohrte ihm den Schild und riß ihn mit Gewalt aus dem Sattel, so daß er sich hart auf den Boden setzte. Als das Pferd des Orilus so seinen Reiter verlor, stürmte

es erschreckt davon und lief nach dem Lager zurück. Parzival sah seinen Feind, der so plötzlich, fast erstaunt, auf der Straße saß und lieber tot gewesen wäre, nicht an, sondern wandte sein Pferd zurück, bis er die Blutspur wieder fand. Dann versank er willig in die gleiche Verzauberung.

Als Orilus das Lager verlassen hatte, folgten ihm viele Ritter und sahen nun von ferne, wie ihm geschah. Einige lachten laut. Orilus hörte es, sprang wütend auf und stürzte ihnen scheltend entgegen:

„Jeden, der töricht genug ist über mein Unglück und einen Zufall zu lachen, will ich auf Tod und Leben bekämpfen. Dieser rote Ritter ist der Teufel selbst oder er ist doch mit ihm im Bunde. Ich hätte ihn dennoch besiegen wollen, wenn nicht das Glück gerade heute gegen mich wäre. Speerkampf ist wie ein Würfelspiel, das weiß jeder Ritter. Wir alle werfen einmal wenig Augen, wenn der Zufall will. Freilich ist es leichter zu gaffen und zu lachen. Warum war denn niemand unter den Herren der Tafelrunde, der wagte, was ich gewagt habe? Euch hat er doch mehr gekränkt als mich. Mir hat er keinen Freund erschlagen!“

„Ja,“ sprach da Herr Keie, „es wäre eine ewige Schmach, wollten wir ihn dafür ungestraft lassen.“

Er spornte sein Pferd und ritt zu Parzival, und als Parzival auch ihn nicht beachtete und auf sein Rufen nicht hörte, schlug er ihn zuletzt wütend mit dem Speer auf den Helm.

„Wacht auf! sonst will ich Euch wie einen Hund am Seil zu König Artur führen. Lieber wäre es mir, wenn ich Euch vorher alle Knochen im Leibe zerschlagen dürfte.“

Er griff Parzivals Pferd in den Zaum und riß es an sich, so daß der Träumende wieder das Blut und das Bild der Königin verlor und aufwachte. Da nahm Keie einen Anlauf und jagte gegen ihn heran. So stießen die beiden gewaltig aufeinander. Keie durchbohrte Parzivals Schild, aber Parzival stieß seinen Gegner mit solcher Wucht, daß Keie mit seinem Pferd stürzte. Das Tier schlug mit seinem Kopf gegen einen Baum und war tot. Keie zerbrach bei dem Sturz Arm und Bein, so gewaltig wurde er auf den Boden geschleudert.

Parzivals Speer war zersplittert, aber er sah es nicht. Mit dem zerbrochenen Schaft im Arm wandte er sogleich wieder um, bis er das Blut fand, das ihn mit so bitter-süßen Gedanken berauschte.

Als die Ritter König Arturs sahen, wie Keie am Boden liegen blieb, kamen sie heran und hoben ihn auf. Keie litt jämmerliche Schmerzen, und seine Freunde trugen ihn behutsam auf ihren Speeren nach dem Lager hinweg. Unterwegs begegnete ihnen auch Herr Gawan, der sehen wollte, was es im Walde gegeben hatte. Als Gawan Keie so zerschlagen sah, bedauerte er ihn.

„Ach was,“ rief Keie, „jammert nicht um mich. Ich bin doch kein Weib. Wäre Euch geschehen wie mir, ich wollte besseren Trost finden. Aber Ihr, Gott weiß es, seid zu vornehm geworden und die Weiber haben Euch verdorben. Hütet Euch ja den roten Ritter anzugreifen, er sagt nicht sanft zu und es könnte Euren schönen Gesicht und Euren glatten Gliedern übel gehn.“

So hezte er Gawan, der nun auch eilig auf Parzival zuritt. Als er näher kam und das seltsame Wesen des

Ritters sah, wie er so ganz alle Welt vergessen hatte und auf den Boden stierte, wunderte er sich und dachte: „Ohne Zweifel hat ihn irgend jemand verzaubert.“ Er spähte auch dorthin, wo Parzival hinsah, und fand das Blut. Da stieg er ab und warf eine Hand voll Schnee über die Spur, so daß sie ganz bedeckt war.

Parzival seufzte tief auf und sprach: „Wer hat mir die genommen, die mir das Liebste auf Erden ist? So nah war sie mir, nun so ferne.“ Er sah auf und erwachte, und als er Gawan in der Rüstung erblickte, wollte er ihn angreifen, aber sein Speer war zersplittert.

„Wer hat mir das getan,“ rief er, „meinen Speer zerschlagen?“

„Herr,“ sprach Gawan, „Ihr habt wohl im Schläfe zwei Ritter in den Schnee gesetzt?“

„Welche Ritter, Herr?“

„Herrn Orilus von Caland und Herrn Keie. Den Seneschall habt Ihr arg zugerichtet. Aber nun laßt uns Frieden machen. Ich habe keine Lust, mit Euch zu streiten, denn ich sehe wohl, wieviel Ihr wert seid. Kommt, König Artur hat nahe im Walde sein Jagdlager. Ritter der Tafelrunde und mancher andere und viele schöne Frauen sind bei ihm. Kommt auch dorthin. Der König wird Euch gerne sehen und wir wollen Freunde werden.“

Parzival sprach: „Wer seid Ihr?“

„Ich bin Gawan. Wer von der Tafelrunde hörte, kennt auch meinen Namen.“

„Ja, Herr, ich hörte bei meinem Lehrmeister viel Gutes von Euren Taten und Eurer Freundlichkeit. Ich will mich gerne Eurem Geleite vertrauen.“



Parzival nahm seinen Helm ab und hing ihn an den Knauf seines Sattels, dann ritten die beiden Helden miteinander nach dem Lager. Wer sie sah, bewunderte sie, denn sie waren, jeder in seiner Art, ganz vollkommen. Beide waren noch jung und fast bartlos, aber beide kräftig und edel an Angesicht und Gliedern. Sie waren wie zwei Söhne eines Vaters, nur nicht von einer Mutter. Gawan war hell, laut und fröhlich, Parzival ernst und still.

Vor dem Lager kamen den beiden alle Ritter und Frauen entgegen. Gawan führte Parzival zu dem König und der Königin. Die empfingen ihn freundlich und Artur beschloß sogleich, ihn auch zu einem Ritter der Tafelrunde zu machen.

„Wenn Ihr mein Freund sein wollt,“ sprach er, „so ist es gut. Wenn Ihr nicht wollt, so müssen wir miteinander kämpfen, solange Ihr lebt, und wenn es unser aller Tod wäre.“

„Herr, das sei ferne von mir, daß ich so edle Freundschaft verschmähen sollte.“

So wurde Parzival ein Ritter der Tafelrunde, und König Artur gab, ihn zu ehren, ein großes Fest in einem weiten, bunten Zelte. In der Mitte des Zeltes saßen um einen runden Tisch, darüber eine edle Decke gebreitet lag, die Ritter der Tafelrunde. Parzival saß an Ithers Statt. Herr Keie war nicht da, weil er verwundet in seinem Zelte lag. Orilus saß an Keies Stelle; er hatte sich ganz beruhigt und begrüßte Parzival freundlich. Auch Frau Jeschute war in dem Zelt und saß nahe bei der Königin. Sie trug wieder kostbare Kleider und hatte alles Leid vergessen, seit Orilus wieder freundlich zu ihr war.

Es war viel Freude und froher Lärm in dem Zelt; alle aßen und tranken und plauderten und lachten miteinander.

Kuneware von Laland kam mit Kingrun zu Parzival und ergriff seine Hand:

„Herr, ich danke Euch, daß Ihr mir diesen Gefangenen gesandt habt. Ich will ihn nun nie mehr frei lassen.“

„Ja, Herr,“ sprach Kingrun, „Belrapeire habe ich nun ganz vergessen. Aber warum seid Ihr nicht dort geblieben? Man sagte mir, Ihr wolltet Kondwiramur freien.“

Parzival sah den Frager zornig an, dann aber bezwang er sich: „Freut Euch, daß es Euch gut geht,“ sagte er und wandte sich ab.

Als schon der Mittag überschritten war, wurde die Freude der Feiernden immer ausgelassener und lauter. Gesang und Tanz wechselten miteinander ab, und alle Verliebten saßen nahe zusammen und hielten sich bei den Händen gefaßt. Die Augen der schönen Frauen leuchteten von Liebe und Wein und versprachen gute Stunden. Manche sah da verstohlen nach Parzival.

Als die Lust am höchsten und wildesten war, wurde plötzlich der Vorhang des Zeltes weit aufgerissen, daß ein Windstoß durch den ganzen Raum fuhr, und eine seltsame Erscheinung bedrohte die Fröhlichen. Das Lachen der Frauen verwandelte sich in Entsetzen und die Männer sprangen auf und griffen nach den Schwertern.

Auf einem fahlen, dürren Maultier saß ein altes Weib, von unsagbarer grauenhafter Häßlichkeit, das hielt den Vorhang mit den Händen geöffnet und sah

zornig in das fröhliche Zelt, mit Blicken, die alle Freude niederschlugen.

„Es ist Kundrie, die Gralsbotin,“ rief König Artur und verneigte sich, und alle, die um ihn standen mit ihm.

„Ja, König,“ sprach das Weib, „Kundrie hat vom Gral eine Botschaft an dich und die Tafelrunde. Aber ich sehe, daß ich schon zu spät komme. Eure Ehre und euer Ruhm sind schon besudelt. Kein Sänger wird mehr die Tafelrunde feiern, seit sich die Falschheit mit ihr gepaart hat.“

„Von wem redest du?“ rief Gawan, „Hüte deine Zunge! Wir verehren den Gral, aber auch wir sind etwas wert. Wir haben unser Glück nicht selbst mit Füßen getreten.“

„Aber ihr sitzt bei einem Menschen, der aller Ritterschaft eine Schande ist. Ein wildes Tier ist er; er bringt mehr Leid auf seinem Wege als ein Wolf. Verflucht ist er vom Gral! Verflucht wer mit ihm haust und wer ihm Freundschaft hält.“

„Von wem redest du?“

„Von dem, den ihr den roten Ritter nennt, von Parzival, dem Sohn Gamurets von Anjou, der seines Vaters und seiner Mutter Herzeleide nicht wert ist. Ihr sitzt und eßt und trinkt mit ihm, obgleich er euren besten Freund erschlug. Ist niemand unter euch, der bis heute Ithers Gedächtnis bewahrt hat? Einst war er euch allen lieb, bis dieser ihn ohne Grund umbrachte, obgleich er ihm verwandt war. Es war nicht seine erste und größte Tat. Seine Mutter hat er verlassen. Sie starb davon.“

Parzival sprang von seinem Sitz auf und ging zu dem Weibe hin:

„Schwöre! Redest du die Wahrheit?“

„Ja, Wahrheit! Höre, ob ich dich kenne. Wie ein Basilisk, der Gift speit, ziehst du durch das Land. Jeschute litt um deinetwillen, Ither erschlugst du. Gurnemanz und sein Kind, die nichts als Gutes an dir taten, verrietest du mit falschen Eiden. Ihr Leben und ihre Freude sind zerbrochen. Auch Kondwiramur, die Königin, hast du mit deinem glatten Gesicht, das verflucht sei, besiegt. Nun ist sie die elendeste der Frauen.

Ich bin häßlich, alles flieht vor mir, aber mit dir wollte ich nicht tauschen. Dein Herz ist schwarz wie meine Haut und widerwärtig wie mein Gesicht. Von Stein ist dein Herz. Alles Elend, das Anfortas und die Gralritter dulden, ging vor deinen Augen vorüber, aber es bewegte dich nicht einmal zu einem Worte. Uns alle verdammtest du zu neuem Leid. Aber auch du sollst hinfort nicht mehr viel Freude haben. Verflucht sind alle, die hinfort noch in deiner Nähe bleiben. Gott selbst verdammt dich und alles was du tust.“

„Gott?“ rief Parzival, der bis dahin nur an seine Mutter dachte und auf Kundries Worte kaum gehört hatte, „Gott? Wer ist das und wer gibt ihm ein Recht, mich zu verfluchen? Alles spricht von Gott, als kenne man ihn, als wäret ihr alle ihm vertraut. Ich aber suchte Gott und fand ihn nirgend. Warum verbirgt er sich vor mir?“

Er allein hat alle Schuld auf mich geladen! Um seinetwillen habe ich meine Mutter verlassen. Er hat sie umgebracht. Um seinetwillen erschlug ich Ither, damit ich ein Ritter wäre und würdig für Gottes Dienst. Liasse verließ ich und Kondwiramur, die mir

lieber ist als mein Leben, alles um seinetwillen. Warum ließ er es geschehen und half dem Toren nicht, den er jetzt verflucht? Ich verachte seinen Fluch und alles was er tut. Allen Dienst sage ich ihm auf und will gegen ihn stehen und sehen, ob ich nicht besser meine eigenen Wege finde. Nun will ich ihm zum Trotz den Gral erwerben. Niemand soll mich aufhalten. Auch Gott nicht. Wenn er mir flucht, so fluche ich ihm. So steht eine Rede offen gegen die andere.“

Mit einem Schrei antwortete Kundrie auf diese Lästerung und floh eilend. Da erwachten alle wie aus einem Bann. Viele Frauen weinten, und die Männer waren verstört und führten die Frauen hinweg. Alle verließen ohne Abschied das Zelt. Zuletzt blieben Gawan und Parzival allein zurück. Parzival hatte alle Gedanken in sich gekehrt und starrte still und finster auf den Boden. Gawan trat zu ihm.

„Herr,“ sprach Parzival, „wer ist diese Frau?“

Gawan antwortete: „Man nennt sie Kundrie, die Zauberin. Sie bringt die Botschaft des Grals. Niemand reißt so schnell wie sie auf ihrem gespenstischen Tier. Aus dem Morgenland ist sie einst in des Grales Dienst gekommen. Niemand weiß, wie lange das her ist, aber sie bleibt immer, wie sie war, häßlich und wild. Allen graut vor ihr. Manche glauben, daß sie selbst einst eine Göttin unter den Heiden war, das arge Gerücht, der böse Ruf. Auf ihrem dürren Tier fliegt sie durch die Länder. Bald ist sie hier, bald dort, und obgleich sie dem Guten dient, stiftet sie viel Unheil.“

Parzival seufzte schwer. Er sah noch immer nur eins: daß seine Mutter Herzeleide um ihn gestorben war.

„Ja,“ dachte er, „ich bin wohl verdammenswert, aber in alle Schuld bin ich unwissend gefallen. Jetzt will ich mit Willen und Wissen alles wieder gut machen, was gut zu machen ist, und wieder erwerben, was ich verloren habe. Wenn ich den Gral gewinne, darf ich auch Kondwiramur wiederfinden. Jetzt würde sie mich verlachen und wie einen Bettler aus dem Hause jagen.“

Er ging an Gawan vorbei hinaus.

„Freund, wohin wollt Ihr?“

„Noch heute abend muß ich hinweg. Ich will nun den Gral finden und wenn es mein Leben kostet.“

„Freund, wißt Ihr nicht, daß niemand den Gral findet, dem Gott nicht hilft?“

„Was ein Mann will, daran kann ihn auch Gott nicht hindern.“

„Freund,“ sprach Gawan und ergriff Parzivals Hand, „du bist mir sehr lieb. Ich will mit dir gehen. Wir wollen zusammen den Gral erstreiten, für dich. Ich will dich nie verlassen.“

Aber Parzival ließ seine Hand los.

„Nein, Herr, auf diesem Weg ist Gesellschaft nicht gut. Ich gehe allein.“

Da wandte sich auch Gawan gekränkt von Parzival.

„Das sehe ich nun,“ sprach er, „daß Ihr von Stolz und Eitelkeit aufgebläht seid. Aber es gibt noch Ritter, die so gut sind wie Ihr, und besser. Geht Euren Weg. Ich rüste mich auch und will sehen, wer zuerst den Gral erstreitet.“

„Ja,“ sprach Parzival, „das soll Euch unverwehrt sein. Aber laßt mich!“

Er ging hinaus, sattelte sein Pferd, wappnete sich


und ritt hinweg, obgleich es nun schon Nacht geworden war.

Alles war dunkel, der Wald und sein Herz. Aber als er von dem Lager fort und einsam durch die Dunkelheit ritt, atmete er tief auf in der kühlen Frische, die ihm mit leisem Sausen von den Bäumen entgegenwehte.





Gawans Abenteuer

as Jagdlager König Arturs war abgebrochen und alle nahmen Abschied voneinander, um nach den Burgen und Städten zurückzukehren, wo sie ihre Heimat hatten. Kuneware fuhr mit Kingrun, ihrem Geliebten, in sein Königreich Iserterre, auch Orilus kehrte mit Frau Jeschute nach seiner Stadt zurück, die er solange, von Eifersucht umgetrieben, verlassen hatte. Auch mancher Ritter der Tafelrunde nahm Urlaub von König Artur und zog auf Abenteuer, dieser hierhin, der andere dorthin, wo ein schöner Lohn und große Tat lockten.

Gawan rüstete sich zu seiner Fahrt mit aller Pracht, sieben Knappen nahm er mit, und von den Händlern, die, wie sie pflegen, mit Waffen aller Art nach dem Lager gekommen waren, kaufte er gute Speere und Schilde. Er wußte, daß er unterwegs viele in den Kämpfen zerbrechen würde. Am dritten Tag war er mit allem bereit und nahm Abschied von seinen Freun-

den und Freundinnen. Die schönen Frauen weinten um ihn, aber er küßte sie und versprach ihnen treues Gedenken.

„Ich will dir herrliche Schätze erwerben, Freundin. Für dich soll das Schönste sein.“ Das tröstete manche.

Gawan zog wie Parzival südwärts durch die Wälder. Er hoffte den Helden unterwegs zu treffen und ihm beizustehen, wenn er in Gefahr kommen sollte.

Nach wenigen Tagen traf er um Mittag mitten im Wald an einem Kreuzweg einen glänzenden Heereszug, der mit Lärm und Lachen vorüberzog. Es war ein großer Troß glänzender Ritter, und sie führten alles mit sich, was zur Bestürmung einer festen Stadt gehört, auch zog allerlei Volk, Weiber und Buben mit ihnen, und man sah, daß sie auf eine langwierige Belagerung vorbereitet waren.

Als Gawan den Zug sah, machte er sich zum Kampf bereit, denn er dachte, sie würden ihn angreifen, aber niemand beachtete ihn, da alle glaubten, er gehöre auch zu dem Heere, zu dem Ritter und Abenteurer aus allen Ländern zusammengekommen waren. So hielt Gawan an der Straße und ließ alle vorüberziehen bis nach mancher Stunde das Ende des Zuges kam.

Da machte sich Gawan an einen Knappen, der hintenach ritt und neben seinem Pferde noch ein edles Streitroß führte, und fragte ihn:

„Wer ist denn der Herr dieses Heeres, und wem gilt der Zug?“

Der Knappe sah ihn erstaunt an:

„Herr, wißt Ihr so wenig von den Taten der Ritterschaft und den Fehden, die die Könige und Herren untereinander führen? Dieser Kriegszug ist bekannt genug in Frankreich und allen anliegenden Ländern.

König Meljanz von Liefz führt ihn gegen die Stadt Bearosch; die will er erstürmen."

"Und aus welchem Grunde?"

"Um einer törichten Sache willen, Herr, wenn ein Knappe dies sagen darf. Als Meljanz noch ein Kind war, starb sein Vater, da wurde Lippaut der Herr von Bearosch, der Lehrmeister und Beschützer des jungen Königs. Lippaut erwies ihm alle Treue, verwaltete ihm das Reich gut und suchte nicht das Seine. Er hielt Meljanz wie seinen Sohn und unterwies ihn in aller Kunst und Weisheit.

Lippaut hatte zwei Töchter, die junge Obilot und Obie, die stolzeste und schönste Frau von Bearosch. Meljanz liebte Obie, und Lippaut sah diese Liebe gern und dachte: So erhalte ich doch für alle Mühe einen guten Lohn. Auch Obie liebte Meljanz. Alles fügte sich glücklich. Aber eines Tages, als schon die Hochzeit angesagt war, spottete Obie, denn sie ist heftig und scharf mit Worten, über ihren Verlobten und sprach:

Du hast es freilich leicht. Wie mancher Ritter muß zuerst sein Leben wagen bis er die Geliebte gewinnt. Dir gibt man sie zum Geschenk wie eine Sklavin. Du hättest mich auch gewiß nicht gewählt, wenn du erst die Mauern von Bearosch um meinetwillen hättest stürmen müssen.

So beleidigte sie Meljanz, und er verließ in der Nacht die Stadt und sagte seinem Freunde Lippaut Krieg an. Mit vieler Mühe hat er aus aller Welt dies stolze Heer zusammengebracht und will nun die Stadt stürmen, um seine Geliebte zu erringen, die er doch bequemer hätte haben können."

"Ja," sprach Gawan, „nun versagt ihm wohl Lip-

paut seine Tochter, da er sieht, welcher ein Tollkopf er ist?"

„Nein, Herr, der Graf möchte gerne Frieden haben, aber es hilft ihm nichts, und er hat auch ein Heer aufgebracht. Aber ich denke, wir werden ihm bald große Not bringen.“

Gawan ritt unterdessen mit dem Knappen dem Zuge nach, und über eine Weile kamen sie aus dem Walde und näherten sich einem breiten Strom, daran die Stadt Bearosch auf den hügeligen Ufern lag, mit festen Mauern und allem, was eine Stadt schützen kann, wohl versehen.

Auf den Mauern der Stadt über dem Haupttore saßen die beiden Töchter des Grafen Lippaut mit ihren Frauen und sahen zu, wie sich das herannahende Heer mit bunter Pracht im Tale ausbreitete und die Stadt einschloß. Zelte wurden aufgeschlagen und Reiter jagten hin und her. Bunte Zindel flatterten in allen Farben von ihren Lanzen.

Am nächsten an die Stadt heran, ganz nahe an das Tor, über dem die Frauen saßen, kam Meljanz, der sich mit aller Kunst gepuht hatte und mit seiner blanken Rüstung den Mädchen sehr gefiel.

„Er ist doch der Schönste von allen!“ sprach Obie laut, „die Stadt wird ihm schwer widerstehen können.“

„Ja,“ sprach die junge Obilot traurig, „mancher wird um deiner Torheit willen sein Leben verlieren. Wollte Gott, daß Meljanz selber dabei wäre, weil er uns und unserem Vater solche Not macht.“

Obie lachte.

„Dann wollte ich einen anderen finden, den ich für mich begehren wollte. Wer der stärkste von allen

ist, der darf diese Hand küssen und sie besitzen," rief sie und schüttelte ihre kleine schöne Hand, die von goldenen Reifen klirrte.

"Ach," sprach Obilot, "dann steht es schlecht um Meljanz und sein Glück; denn das weiß ich gewiß, mancher wird tapferer sein als er."

"Wer denn?" fragte Obie, "niemand wird wagen, neben ihm zu stehen."

Da rieten die Frauen, welcher Ritter wohl das Beste in dem Streit tun würde. Sie spähten ins Tal, und die eine lobte diesen, die andere jenen. Alle lachten und waren fröhlich.

Gawan hatte unterdessen die Belagerer verlassen und kam nach der Stadt herauf, um dem bedrängten Grafen beizustehen. Als der Ritter nahe an das Tor kam, rief Obilot laut:

"Dieser wird das Beste tun im Streit. Niemand gleicht ihm."

"Ach was," sagte Obie, "das ist ja nur ein Kaufmann. Die puzen sich jetzt auch so heraus nach Ritterart und dünken sich groß, und manches naseweise Närrchen läßt sich betrügen."

Obilot errötete und sprach:

"Wie kannst du ihm so unrecht tun. Niemand wollte ich zu meinem Ritter machen als ihn."

Da verneigte sich Gawan und begrüßte sie, und Obilot errötete mehr und verbarg ihr Gesicht, als sie sah, daß der Fremde alle ihre Worte verstanden hatte.

Unterdessen wurde das Tor für Gawan aufgetan, da er Freundschaft und Frieden gelobte, und er ritt durch die Gassen nach einer Herberge. Auf dem Wege wandte er sich oft um und blickte nach der jungen

Obilot, die noch fast ein Kind war, aber schön und zierlich und köstlich wie die jungen Mädchen sind.

Während Gawan in die Herberge kam, stürmten viele Ritter aus der Stadt dem ankommenden Feinde entgegen. Auf dem Rasen am Fluß tobte mancher wilde Kampf, und nicht wenige verloren schon da Leben oder Ehre. Zuletzt wurden die Städter ganz zurückgedrängt und mußten durch das Thor fliehen, das hinter ihnen schnell geschlossen wurde.

„Wo ist nun dein Ritter mit den sieben Knappen?“ fragte Obie höhnisch. „Er hat sich zum Wein gesetzt und überrechnet seinen Verdienst, den er unterwegs auf den Burgen gehabt hat. Ich will dir auch einen Gürtel von ihm kaufen, den magst du dann zum Andenken an ihn behalten.“

Vielleicht ist er aber auch ein Betrüger und Aufschneider. Wer weiß, warum er sich gerade jetzt in die Stadt gemacht hat. Sicher hat er in dieser Zeit der Not irgendein gutes Geschäft, einen Betrug oder gemeinen Verrat vor.“

Um ihre junge Schwester zu kränken, rief Obie eine ihrer Dienerinnen und sandte sie zu dem Marschall der Stadt.

„Sage ihm, er möchte wohl acht geben; es sei ein Verräter mit sieben Pferden in die Stadt gekommen und in der Herberge abgestiegen. Man soll ihm die Pferde abnehmen, die im Kampf unseren Rittern bessere Dienste tun können. Vielleicht hat er sie ohnedies mit seinen Kumpanen gestohlen.“

So verhöhnte sie Obilot, bis ihr die Tränen in die Augen traten.

Als die Dienerin zu dem Marschall kam und ihm von dem Fremden erzählte, ging er selbst hin, um zu

erfahren, wer in diesen gefährlichen Zeiten in die Stadt gekommen sei. Als er in die Herberge trat, wies man ihn zu Gawan, und er sah sogleich, welcher edlen Ritter Obie verleumdet hatte. Er begrüßte Gawan freundlich und entschuldigte sich und seinen Herrn, daß sie ihn nicht sogleich besser empfangen hätten.

„Aber jetzt tut mir nicht die Schmach an, daß Ihr hier bleibt. Kommt mit in das Schloß. Mein Herr und seine Töchter werden Euch freundlich aufnehmen.“

Gawan fragte ihn: „Wer sind die Frauen, die über dem Tore saßen, als ich hereinkam?“

„Es sind die Töchter meines Herrn, Obie und Obilot.“

Da ging Gawan mit ihm.

„Ich möchte gerne mit so schönen Frauen vertraut werden.“

„Ja, Herr, wir lieben sie alle, obgleich Obie trotzig und stolz ist und viel Leid über uns bringt. Aber Obilot, ihre kleine Schwester, ist an Gestalt und Sitte gleich köstlich.“

Als der Graf Lippaut mit den Seinen von den Belagerern in die Stadt zurückgedrängt wurde und das Tor hinter ihm geschlossen war, traf er seine Tochter Obilot in Tränen. Sie wollte ihm nicht sagen, was sie betrubte, da beugte er sich vom Pferde, hob sie auf und setzte sie vor sich auf den Sattel. So ritt er mit ihr nach dem Schloß hinauf und tröstete sie.

Unterwegs trafen die beiden auf Gawan und den Marschall. Gawan begrüßte den Grafen und bot ihm seine Hilfe an. Lippaut dankte ihm und war froh, daß ein so stattlicher Ritter ihm beistehen wollte. Gawan sah immer auf Obilot, und als sie in den Burg-

hof kamen, sprang er schnell ab und half ihr vom Pferde. Als er sie in den Armen auffing, küßte er sie, und sie küßte ihn fröhlich wieder.

„So ist's recht," rief Lippaut, „da habt ihr gleich eine gute Freundin in dieser Stadt gefunden.“

„Ja, Herr," sprach Gawan, „ich bin ihr Dank schuldig, weil sie mich gegen ihre Schwester verteidigt hat. Nun will ich ihr Ritter sein und in ihrem Namen in den Streit ziehen. Wir wollen bald sehen, wer den besten Freund hat, Obie oder Obilot.“

Am anderen Morgen, ehe noch die Belagerer den Sturm auf die Stadt begannen, rüstete sich das Heer Lippauts zum Ausfall. Gawan ritt mit ihnen. An seinem Helm trug er einen seidenen Handschuh Obilots.

„Niemand soll mir den entreißen," sprach er zu ihr, „vor deinem Handschuh sollen sich alle neigen.“

Er bog sich vom Pferd nieder, und Obilot hob sich auf den Zehen ihm entgegen und küßte ihn. Dann ritt auch Gawan in den Kampf.

Als die Städter aus den Toren stürmten, jagten ihnen Meljanz und seine Ritter entgegen und empfangen sie im Streit. Ein wilder Kampf tobte auf den hügeligen Wiesen vor der Stadt. Der Lärm rasselnder Rüstungen und splitternder Speere und brüllender Streitrufe in allen Sprachen erfüllte die Luft. Auch schrien die tödlich verwundeten Pferde. Die bunten Fähnchen an den Speeren wurden alle rot und schwer von Blut.

Der Vorteil war auf beiden Seiten. Hier drangen die Städter, dort die Belagerer vorwärts. Lippaut, der einen weißen Helmbusch trug, bahnte sich einen Weg durch die Streiter am Fluß entlang, aber landeinwärts warf Meljanz, dessen Helmbusch rot und

zornig leuchtete, alles vor sich nieder und näherte sich der Stadt. Gawan strebte auf ihn zu. Mancher kühne Held warf sich ihm entgegen, aber in raschem Anlauf stieß er alle nieder, und seine Knappen reichten ihm immer neue Speere, wenn die ersten zerstoßen waren. Auch führten sie die Pferde hinweg, die Gawan herrenlos machte. Zuletzt kam der Held zu Meljanz, der ihn wütend anfiel, weil er sah, wieviel Schaden der Fremde seinen Freunden tat. Aber Gawan traf den König so gut mit dem Speer, daß er ihm den Schild und den Arm durchbohrte. Beide stürzten von den Pferden und schlugen nun mit den Schwertern aufeinander, bis Meljanz, dem die Speerspitze noch im Arm hing, ohnmächtig auf den Boden fiel. Da hob Gawan ihn auf und trug ihn eilig nach der Stadt.

„So,“ dachte er, „läßt sich das ganze Unheil am besten besiegen.“

Als die Freunde des Meljanz sahen, daß ihr Herr gefangen war, wollten sie verzagt zurückweichen, aber eine unerwartete Hilfe hielt sie auf. Vom Walde her kam ein Ritter in roter Rüstung und stürzte sich wegen in das dichteste Gewühl des Kampfes. Er war wie ein Mäher im Feld. Hinter ihm lagen reife Garben, und eine Gasse klaffte in der wogenden Schlacht. Vergebens warfen sich die besten Ritter der Städter dem neuen Feinde entgegen. Er besiegte sie wie in einem Spiel und war nicht aufzuhalten, bis das ganze Heer Lippauts hinter die Mauer geflohen war. Da ließen die Belagerer ab und der rote Ritter wandte sich mit ihnen nach dem Lager zurück. Niemand kannte ihn und alle wunderten sich über ihn.

Es war aber Parzival, der im Lande auf und ab zog und Streit und Taten suchte, um die schmerzliche

Wut gegen das Schicksal, die ihn plagte, zu besiegen. Als er den Sturm vor der Stadt sah, fragte er nicht lange nach der Ursache des Streites, sondern half denen, die er unterliegen sah und wandte das Glück. Manches gute Streitroß hatte er im Kampfe gewonnen; fremde Knappen führten sie ihm ins Lager. Als Parzival dorthin kam und hörte, daß der Herr des Feldzuges gefangen war, und als ihm ein Knappe sagte, um welcher Narrheit willen der Krieg geführt wurde, gab er seinem Pferde unwillig einen Schlag und ritt sogleich hinweg über das Land.

Meljanz, den Gawan aus der Schlacht in die Stadt gebracht, erholte sich bald von seiner Betäubung, und nachdem er Gawan Frieden und Sicherheit gelobt hatte, ging er mit ihm als sein Gefangener auf das Schloß, obgleich es ihm nicht lieb war, so vor Obie zu treten. Gawan kam mit ihm in den Saal, wo die Frauen auf den Ausgang der Schlacht warteten, und führte den König zu Obilot. Obie wandte sich zornig ab, als sie sah, daß Meljanz von Gawan überwunden war.

„Hier, Herrin,“ sprach Gawan zu Obilot, „bringe ich Euch den besten Helden, dem ich je im Kampfe begegnete. Er stellt sein Schicksal in Eure Hand; tut mit ihm, was Ihr wollt.“

Obilot freute sich und klatschte fröhlich in die Hände.

„Dann soll er schwören, daß er nur Obie lieben und sich mit ihr ohne Streit vermählen will. Einen Kuß soll er ihr jetzt zum Zeichen geben.“

Obie wandte sich zornig nach Meljanz herum und wollte ihn schelten. Da sah sie, wie von seinem verwundeten Arm das Blut auf die Erde lief, und sie erschrak sehr. All ihre Liebe, die sie unter wildem Troß

so lange versteckt hatte, brach offen hervor, und sie fiel vor Meljanz nieder und umarmte seine Knie.

„Lieber Freund,“ sprach sie, „verzeiht alles Böse, was ich Euch getan habe, und allen kindischen Trotz. Seht in allem nur, wie lieb Ihr mir seid.“

Sie küßte seine Hände und dann lief sie und holte Leinwand und verband seine Wunde.

So stifteten Gawan und Obilot Frieden zwischen den Liebenden, und die Kunde davon wurde bald bekannt in der ganzen Stadt und im Lager. Lippaut kam eilend auf das Schloß und umarmte seinen Herrn, der nun sein Sohn wurde.

Am Abend war ein großes Fest. Alle die edlen Herrn, die mit Meljanz gekommen waren, feierten im Schloß mit den Rittern Lippauts zusammen und sprachen ohne Neid von ihren Taten. Auch in der Stadt bei den Bürgern und Knechten war Freude und Jubel und Licht die ganze Nacht.

„Wer hat denn nun das Beste getan heute im Streit?“ rief einer der Ritter, der neben Herzog Lippaut saß.

„Niemand, als dieser fremde Ritter hier, der mich gefangen nahm!“ rief Meljanz.

„Ja, das mag wohl sein,“ sagten da viele, „wir alle bewundern ihn. Aber wäre der rote Ritter früher erschienen, so wärt Ihr gewiß nicht gefangen worden.“

„Wer ist das, der rote Ritter?“ fragte Gawan, „ich sehe ihn nicht unter Euch.“

Da erzählten sie ihm alles, was sich mit Parzival begeben hatte, und Gawan erkannte wohl, wer der fremde Ritter gewesen war. Es verdroß ihn, daß alle Parzival höher achteten als ihn. Seine Züge ver-

dunkelten sich und er sprach von da ab wenig. Obilots versuchte vergeblich, ihn fröhlich zu machen.

„Auf welch törichtes Unternehmen habe ich mich da eingelassen!“ dachte er. „Wie vergeude ich meine Zeit, indem ich einem Kinde schöne Augen mache und einen Narren fange!“

Er ärgerte sich über sich selbst und ging bald zur Ruhe. Am Morgen weckte er frühe seine Knappen und ritt mit ihnen ohne Abschied eilig aus der Stadt. Obilots kleinen Handschuh nur nahm er mit sich.



Manchen Tag und manche Nacht zog Gawan mit seinen Begleitern durch die Wälder, durch Ebenen und Bergschluchten, und suchte, ob er den Gral oder ein neues Abenteuer finden möchte.

Eines morgens, nachdem sie die ganze Nacht nicht gerastet hatten, weil sie keine Herberge fanden, kamen sie vor eine stolze, befestigte Stadt nahe am Meer.

Eine Strecke vor dem Tore begegnete ihnen der Jagdzug des Königs dieser Stadt. Der König, der noch sehr jung war, hielt einen Falken auf der Hand, aber das Tier entflog, und er jagte ihm sogleich nach und bedachte nicht, daß dicht an der Straße die Sümpfe lagen. Erst als sein Pferd zu versinken drohte, rief er laut um Hilfe, aber niemand von seinem Gefolge wagte sich zu ihm. Da ritt Gawan eilig heran und mit viel Geschicklichkeit wußte er den König und sein Tier wieder auf das Trockene zu bringen. Der dankte seinem Retter sehr und lud ihn ein, mit auf die Jagd zu reiten. Aber Gawan war müde von dem langen Ritt und entschuldigte sich.

„So bleibt einstweilen hier in meiner Stadt Asfalun,“ sprach der König, „meine Schwester Antifonie

wird Euch im Schlosse freundlich empfangen, wenn sie erfährt, daß Ihr ihren Bruder Vergulacht vor schimpflichem Tode bewahrt habt. Am Abend wollen auch wir von der Jagd zurückkommen und Euch danken, wie Ihr verdient.“

Gawan kam in die Stadt und auf das Schloß und begrüßte Antifonie, die eine schöne, königliche Frau war. Sie war gebräunt von der Sonne, denn sie liebte die Jagd sehr. Alles an ihr war kräftig und erquickend. Sie war wie eine stolze Blume in der Sommerblüte. Gawan sah sie mit unverhehlter Freude an. Auch die Königin begrüßte den Ritter sehr freundlich. Als sie hörte, was er ihrem Bruder getan hatte, umarmte sie ihn und küßte ihn. Gawan drückte sie fest an sich.

In diesem Augenblick trat Ekunat, der Verlobte Antifoniens, unter die Türe des Saales. Als er seine Geliebte in den Armen des fremden Ritters sah und an der Kleidung Gawans erkannte, daß er ein Ritter der Tafelrunde war, stürmte er voll Eifersucht hinaus und reizte die Ritter, die im Schloß und in der Stadt waren, Gawan zu überfallen. Denn Ekunat war selbst feige und schämte sich seiner Eifersucht.

„Ein Ritter der Tafelrunde,“ rief er, „hat vor wenigen Jahren unseren König Kingrusin erschlagen. Soll jetzt ein Freund des Mörders die Tochter des Königs besitzen? Ich sah Antifonie in seinen Armen. Auf und laßt uns ihn vernichten. Er büße für das, was sein Gefährte einst an uns getan hat.“

Mit solchen Worten beredete er die Falschen leicht, denn sie dachten alle an die Pferde und Waffen, die Gawan mitgebracht hatte, und hofften auf eine gute Beute. Sie überfielen Gawans Knappen und setzten

sie gefangen, dann stürmten sie unversehens in den Saal, wo Antifonie und Gawan mit verliebten Gedanken beieinander saßen und keinen Verrat ahnten. Gawan hatte weder Schwert noch Schild, daß er sich hätte verteidigen können.

Der Saal, in dem die beiden waren, hatte aber noch einen anderen Ausgang, außer der Thür, durch die die Verräter kamen. Eine kleine, schwere Pforte führte in ein Turmgemach, das fest und von allen anderen Seiten unzugänglich war. Dahinein zog Antifonie Gawan, und sie suchten, ob sie da nicht Waffen fänden. Gawan stellte sich gegen die Thüre, und als alles nichts half und keine Waffen da waren, riß er einen schweren, eisernen Riegel aus der Wand, um sich zu wehren. Auch lag am Boden ein großes Schachbrett, breit wie ein Schild. Das reichte ihm Antifonie, und so trat er den Feinden entgegen, und wer der Thüre sich nahte, den schlug er mit dem Riegel nieder. Bald lagen viele in ihrem Blut, und in dem Schachbrett steckte manche abgebrochene Speerspitze.

Antifonie half dem Fremdling im Kampf. Vergeblich bat sie ihre Freunde um Frieden.

„Gib den Ritter heraus. Er muß sterben!“ schrieen alle. Aber zur Antwort schleuderte sie die schweren Schachfiguren, die auch im Turme lagen, den Angreifern entgegen, und wen sie traf mit König, Dame, Turm, Springer, Läufer oder Bauer, der stand nicht sogleich wieder auf. So wüchtig setzte sie die Steine in diesem Spiel.

Zulezt, als Gawan die Angreifer fast ermüdet hatte, kam Vergulacht, Antifoniens Bruder, von der Jagd zurück. Als er sah, was geschehen war, wie mancher edle Ritter und auch Etunat da tot lag, und als die

Derräter logen: „Man hat die Königin in schimpflicher Vertraulichkeit mit dem Fremdling überrascht,“ vergaß er in seiner Wut alle Gastfreundschaft, Ritterpflicht und den Dank, den Gawan von ihm verdiente, und fiel den Bedrängten mit frischen Kräften an.

Dergulacht hatte im Walde auf der Jagd auch Parzival getroffen und den Ritter mit in seine Stadt gebracht. Als nun Parzival den Lärm des Kampfes hörte, drang er auch in den Saal, und als er sah, mit welcher Hinterlist Gawan bedrängt wurde und daß er keine Waffen hatte, sprang er hinzu, ergriff Dergulacht, hob ihn mit Gewalt vom Boden auf und trug ihn zu Gawan in den Turm.

„Herr,“ rief er, „freut Euch, daß ich Euch vor solchem Derrat bewahrte, der Euch immer eine Schande gewesen wäre. Bezwingt Euren Zorn und gebt dem Ritter Frieden, oder bekämpft ihn in ehrlichem Streit.“

Antifonie umarmte ihren Bruder und beschwor ihn, Frieden zu halten. Sie erzählte ihm, wie Ekunat sie überfallen hatte.

Als Dergulacht hörte, daß man Gawan Unrecht getan, schämte er sich; denn obgleich er jähzornig war, wollte er doch die Ungerechtigkeit nicht. Er bat Gawan um Frieden und dankte Parzival, daß er ihn vor gemeiner Tat bewahrt hatte.

Sie schafften die Toten hinaus und gingen in einen anderen Saal. Da saßen sie fröhlich beisammen an diesem Abend und vergaßen allen Streit, denn sie waren ja alle gewohnt, daß man von dem Tode nicht viel Aufhebens machen und das Geschehene schnell bedecken soll.

Gawan trat zu Parzival, der ihm aus so großer Not geholfen hatte, und umarmte ihn:

„Was soll ich für dich tun, Freund,“ sprach er, „damit du siehst, wie ich dich liebe?“

Parzival sah ihn lächelnd an:

„Suche den Gral, wie du mir einst gedroht hast. Wenn du ihn findest, dann sage mirs. Aber du darfst ihn nicht nur in den Kammern schöner Mädchen suchen.“

Gawan schlug beschämt die Augen nieder.

„Jeder nach seiner Art,“ sprach er, „aber ich will nun mit mehr Ernst nach dem besten Ziele suchen.“

Nachdem die Ritter noch viel von Helden und Streit gesprochen und die schönen Frauen in ihren Armen gehalten hatten, gingen alle schlafen.

Am Morgen stand Gawan früh auf und rief seine Knappen:

„Ich brauche euch nun nicht mehr,“ sagte er ihnen, „macht euch wieder auf den Weg zu König Artur und erwartet mich an seinem Hofe. Ich muß nun allein weiter.“

Dann ließ er sein Pferd satteln und ritt gewappnet aus dem Schloßhof, ehe Vergulacht und Antifonie aufwachten, denn er wollte sie nicht mehr sehen.

Der Pförtner, der ihm das Tor öffnete, lachte:

„Die Herren, scheint es, lieben uns nicht sehr und beeilen sich hinwegzukommen. Der rote Ritter ist schon vor einer Stunde hinausgeritten.“



ie soll ich alle Abenteuer beschreiben, die Gawan auf der Suche nach dem Gral begegneten, ohne daß er seinem Ziele näher kam. Er blieb in allem seiner Art getreu und versöhnte sich mit dem widrigen Schicksal am liebsten in den Armen schöner Frauen. Seine Fahrt führte ihn weit durch

die Welt, in ferne Städte und Länder. Er befestigte überall die Ehre seines Namens, das Lob seiner Tapferkeit und edlen Sitte.

Jahre waren vergangen, seit einst Parzival und Gawan das Jagdlager König Arturs am Plimizöl verlassen hatten, um den Gral zu suchen, aber noch hatte keiner ihn gefunden. Gawan begegnete oft dem Ruhm Parzivals. Alle sprachen mit Ehrfurcht von dem roten Ritter, aber Gawan selbst sah ihn nicht mehr, seit er von Askalun hinweggeritten. Man sagt, daß Parzival in dieser Zeit über das Meer gefahren war, das heilige Land zu sehen.

„Wer weiß denn,“ dachte Gawan zuletzt, „ob es sich lohnt, den Gral zu suchen. Aber das weiß ich: es lohnt sich, schöne Frauen zu küssen; es lohnt sich, Abenteuer zu bestehen, und Ruhm und Freundschaft zu gewinnen. Nie gefiel mir das Leben so gut wie jetzt, wo ich von Land zu Land, von Burg zu Burg ziehe und mich nirgend aufhalten lasse. Fröhlich und frei bin ich wie ein wandernder Vogel.“ Er breitete die Arme in den Sonnenschein, der ihn umflutete, und störte mit übermütigem Ruf die Stille des sommerlichen Waldes, durch den er ritt. Eine weite, blumige Waldwiese blühte vor ihm, viele bunte Falter flogen darüber und wetteiferten mit den Blumen an Glanz und Farbe. Der Wald tönte laut vom wechselnden Ruf der Vögel und von den schwärmenden Bienen, die um alle Blüten flogen.

Am Rande der Wiese traf Gawan auf eine starke Quelle, die da aus der Erde sprang. Eine schöne Frau saß am Boden, über das Wasser gebeugt. Sie hatte den Schoß voll Blumen und ordnete sie zu einem Kranz. Sie sah in allem so aus, als wäre sie die Göttin dieses

reifen Sommertages; sie war vollkommen schön, reif und braun. Gawan sprang überrascht vom Pferde und begrüßte sie.

„Herrin, man sagte mir oft, daß dem irrenden Ritter Göttingen und Seen begegnen, ihn auf ihr Schloß führen und ihn verzaubern für alle Zeit. Ich wollte gerne Freiheit und alles verlieren, von Euch bezaubert.“

„Das sah ich gleich,“ sprach die schöne Frau spöttisch, „daß Ihr ein Schwärmer seid, der gerne ein lustiges Abenteuer mitnimmt, das er an der Straße findet.“

„Nein, Herrin,“ sprach Gawan, „wenn ich Euch mit Taten beweisen könnte wie Eure Schönheit mich überwältigt, so wollte ich es gerne tun.“

„Ich bin sicher, Ihr würdet verlegen werden, wenn ich Euch beim Wort nehmen wollte. Auch nicht das Leichteste wird Euch für mich zu tun gelingen.“

„Und was ist das, was so leicht für Euch zu tun ist.“

„Nichts, als daß Ihr mir mein Pferd holt. Ich bin in Gedanken soweit von meinem Schloß hierhergegangen. Nun mag ich nicht zu Fuß zurückgehen.“

„Herrin, deshalb brauchtet Ihr nicht so viele Worte zu machen. Wo finde ich Euer Tier?“

„Dort auf meinem Schloß,“ sprach sie, „ich ließ es im Burghof, angebunden an einen Baum.“

Der Ritter sah nun, daß auf einer Höhe über dem Walde ein festes Schloß lag, das er zuvor, von der Schönheit der Frau verzaubert, nicht gesehen hatte.

Gawan ritt eiligst hinauf und kam in einen Garten vor dem Schloß und fand da das Pferd unter den Bäumen angebunden. Er ritt hin und wollte den Zaum lösen. Aber vom Schlosse her jagte ein Ritter in prunkhafter Rüstung heran und bedrohte ihn.

„Laßt Eure Hände von dem Tier, wenn Ihr Euer Leben liebt. Meine Herrin Orgeluse hat mich zu seinem Hüter gemacht.“

„Herr,“ sprach Gawan, „erregt Euch nicht so. Ich muß dies Pferd für Eure Herrin holen, die im Walde wartet. Sie selbst sendet mich.“

„Ja,“ rief der andere, „das ist so ihre Art, girrende Abenteurer in ihr Verderben zu schicken oder sie mit Lachen los zu werden. Seht Euch vor, daß Ihr eiligst aus diesem Garten kommt. Meine Geduld ist schnell zu Ende. Ich bin Lischois Givellius, den noch niemand besiegte.“

Frauen und Knappen sammelten sich unterdessen um die Streitenden.

Lischois nahm mit seinem Pferde einen Anlauf und fiel Gawan an. Aber er büßte seine Verwegenheit und seine Liebe zu Orgeluse bald. Gawan traf den Ritter so schwer, daß er starb. Alle, die dem Kampf zusahen, klagten um den jungen, schönen Helden und tadelten Orgeluse, die ihn in den Tod getrieben hatte.

„Wieviel Leid hat sie schon über die besten Männer gebracht, aber sie hat nie genug! Um ihretwillen sind mehr Ritter gestorben, als um irgendeine Frau in Frankreich, und noch immer verführt sie neue zu ihrem Dienst. Seht Euch vor, Herr,“ sprachen sie zu Gawan, „die Liebe Orgelusens bringt Leid und Tod. Niemand kann dem entgehen. Anfortas selbst und den Graf hat sie vergiftet, als sie noch ein junges Mädchen war. Sie hat mit ihrer Schönheit mehr Ritter umgebracht, als Perlen an ihrer Halskette sind.“

Gawan sprach: „Spart Euren guten Rat. So schöne Frau sah ich nie. Ich will um ihretwillen gerne viel Leid ertragen.“

Er nahm das Pferd und ritt an die Quelle, wo er Orgeluse verlassen hatte, aber er fand da keinen Dank.

„Nun sehe ich,“ sprach die Herzogin, „daß Ihr gut zu einem Marschall taugt. Was sagte denn der Wächter, den ich bei dem Tier ließ? Ihr habt ihn wohl mit schönen Worten bestochen?“

„Nein, Herrin, Lischois ist tot.“

„Ach,“ sprach Orgeluse, „es ist schade um ihn. Aber hoffentlich begraben sie ihn bald, ehe ich heimkomme. Ich sehe die Toten nicht gern.“

Wir wollen indessen auf ein Abenteuer gehen und ich will sehen, ob Ihr mir dienen könnt. Aber es ist schwerer als das erste, und es wird Euch nicht gelingen.“

„Was soll ich tun, Herrin?“

„Ihr sollt mir einen Lorbeerzweig für einen Kranz holen.“

Gawan lachte. „Herrin, Ihr wollt mich zum Narren machen. Lorbeer wächst allenthalben in Eurem Garten. Was ist da weiter ein Abenteuer.“

„Folgt mir, so werdet Ihr's sehen!“

Orgeluse sprang schnell auf das Pferd, ehe Gawan ihr zu Hilfe kam, und jagte davon; er folgte ihr. Sie ritten manche Stunde und kamen zuletzt durch die Wälder an den reißenden Fluß Sabbins auf ein grünes Feld. Jenseits des Flusses lag ein prächtiger Garten am Fuß einer Burg. Mitten im Garten blühte ein Lorbeerbaum. Orgeluse wies mit der Hand nach dem Baum:

„Dort, Herr, sollt Ihr den Zweig holen, wenn Ihr Euch getraut. Hernach wird Euch der Lohn werden, den Ihr verdient. Ihr könnt nicht sagen, daß ich meine Liebe zu teuer mache.“

Gawan gab seinem Pferde die Sporen und jagte es mit aller Gewalt zum Sprung über den Fluß, aber es sprang zu kurz und stürzte in die Strömung, die es forttrieb. Gawan stellte sich da auf den Sattel und sprang an das Land hinüber. Das Tier riß er am Zügel nach, bis er es auf das Trockene brachte. Dann bestieg er es wieder, kam zu dem Baum und brach von den Zweigen herunter. Als er wieder umkehren wollte, jagte von der Burg herab ein Ritter auf einem prunkvoll geschmückten Pferd ihm nach. Der Ritter war ohne Waffen und trug ein Kleid von grüner Seide mit silbernem Schmuck und einen bunten Hut von Pfauenfedern. Einen Sperber hielt er auf der Hand. Als er nahe zu Gawan kam, bedrohte er ihn:

„Freut Euch,“ rief er und brüstete sich, „daß ich geschworen habe, niemals nur einen Ritter zu bekämpfen. Es müssen ihrer zum mindesten zwei sein, wenn Gramoslanz ihnen die Ehre des Kampfes gewähren soll.

Gewiß seid Ihr auch einer von denen, die Orgeluse zu ihrem Verderben betört hat.“

„Warum habt Ihr Euch nicht gewappnet?“ sprach Gawan, „so wollte ich Euch zeigen, daß es sich lohnt, mit mir allein zu kämpfen.“

„Nein,“ sprach Gramoslanz, „eben darum trage ich dies Gewand, damit der Zorn nicht mit mir durchgeht und ich nichts Unwürdiges tue.

Aber denkt nur nicht, daß Ihr ungestraft bleibt. Ich werde Euch verfolgen, und wo ich Euch mit einem Eurer Freunde beisammentrefte, da will ich euch beide angreifen und umbringen. So tat ich all den Verwegenen, die Orgeluse hierher sandte. Niemand ist mir je entgangen.“

Gawan lachte: „Herr, mir scheint, nur die Furcht läßt Euch so törichte Dinge sagen. Ihr solltet weniger mit Worten und mehr mit dem Speer zeigen, was Ihr wert seid.“

„Nein,“ rief Gramosflanz, „Euer Hohn soll mich nicht bewegen, daß ich meinen Schwur breche. Nur mit Einem Ritter auf Erden wollte ich auch einzeln kämpfen.“

„Und wem tut Ihr solche Ehre?“

„Dem besten Ritter der Tafelrunde, Gawan, dessen Vater den meinen erschlug. Das soll der Sohn mit seinem Leben büßen.“

„So wappnet Euch schnell, denn ich bin Gawan. Wir wollen sogleich alten und neuen Streit entscheiden.“

„Nein, Herr! nein! nicht jetzt! Wenn Ihr Gawan seid, müßt Ihr mir zuerst Eure Schwester Itonje zum Weibe geben, denn ich liebe sie. Hernach will ich Euch erschlagen.“

„Ihr liebt Itonje?“ sprach Gawan. „Nun sehe ich, daß Ihr nur Ausflüchte sucht. Itonje, meine Schwester, wurde in jungen Jahren von Klinschor, dem Zauberer, entführt. Niemand hat sie je wieder gesehen.“

„Das weiß ich auch,“ sprach Gramosflanz, „auch ich sah Itonje nie, aber ich hörte manches Lied auf sie, und ein Sänger, der sie sah, pries mir ihre Schönheit, darum liebe ich sie und sie liebt mich. Der Sänger trug heimliche Botschaft hin und her, denn Klinschors Burg ist nicht ferne von hier. Vor kurzer Zeit starb nun der Zauberer, und ich will die Jungfrau in wenigen Tagen befreien. Ein Schmied macht mir eine Rüstung für diesen Kampf. Da sollen mir auch die Geister,

die Klinschors Schloß beherrschen, nichts mehr antun können.

Hernach soll dann die Hochzeit sein. Dazu lasse ich Euch laden, denn ich weiß, Ihr werdet jetzt sobald nicht von Orgeluse fortfinden. Nach der Hochzeit will ich Euch bestrafen.“

„Ja,“ sprach Gawan, „wenn Euch die Geister und Eure eigene Torheit nicht vorher umbringen.“

Damit verneigte er sich und ritt hinweg. Er kam glücklich über den Fluß und brachte der Herzogin die Lorbeerzweige.

Er erzählte ihr alles, was sich mit Gramoslanz begeben hatte. Als Orgeluse hörte, daß es Gawan war, der vor ihr stand, wurde sie fröhlich und umarmte den Ritter und weinte:

„Herr, nun weiß ich, daß ich mich an meinem ärgsten Feinde Gramoslanz rächen kann. Ihr werdet ihn überwinden. Allenthalben verschreit man mich, weil ich manchen Ritter ins Verderben gebracht habe, aber niemand bedenkt, was Gramoslanz an mir getan hat.

Einmal war ich auch zart, mitleidig und mild wie Frauen sind, bis Gramoslanz, den ich verschmäht hatte, mir Cidegast, meinen ersten Geliebten, ohne Grund erschlug. Da schwur ich Rache statt Leid, und habe alle, die mich lieben wollten, gegen Gramoslanz getrieben, aus Treue. Aber noch bin ich ungerächt. Ihr sollt mich und mein Land zu eigen haben, wenn Ihr diesen Prahler erschlagt. Nun ist bald all mein Leid zu Ende, und ich traure auch nicht mehr, daß mir der rote Ritter nicht gedient hat.“

„Herrin, was ist es mit dem roten Ritter?“

„Ich will Euch die Wahrheit sagen, Herr. Niemand

widerstand je meiner Schönheit, als einer allein. Es ist noch nicht lange, da traf ich einen Ritter in roter Rüstung im Wald. Er begrüßte mich freundlich wie Ihr. Aber als ich ihn versuchte und ihn zum Kampf mit Gramoflanz verführen wollte, lächelte er und weigerte sich. Da überwand ich mich, denn er war sehr schön und gefiel mir, und ich bot ihm mein Leben und mein Herzogtum, aber er wehrte mich ab:

Ich liebe nur eine, sprach er, die ferne ist. Der gehört mein Herz und keiner anderen. Ich will mich nicht mit den Torheiten landfahrender Minne beschweren.

Dann wandte er sich und ritt weiter, und ließ mich voll Scham und Wut. Ich kam eilig auf mein Schloß und sandte ihm meine besten Streiter nach, aber er überwand sie alle, und sandte sie mit zerhauenen Schilden und zerbrochenen Speeren zurück.“

Gawan verfinsterte sich, alle Freude zerrann ihm, denn er erkannte, wer der rote Ritter gewesen war.

„Kann ich nirgend hinkommen,“ rief er zornig, „ohne daß er mir über den Weg läuft und mich beschämt! Wofür ich streite, das will er nicht geschenkt. Was ich ergreife, verschmähete er. Ich finde, was er fortwarf, gleich als wäre er mehr wert als ich. Würde ich eine große Tat, daß ich ihn überwinden könnte.“



Schweigend ritt Gawan neben Orgeluse.

„Herr, ich sehe, daß ich Euch gekränkt habe, und daß Ihr diesem roten Ritter feind seid. Was tat er Euch?“

Gawan antwortete nicht. Nach einer Weile fragte er:

„Herrin, wißt Ihr, wo Klinschors Schloß ist? Gra-

moslanz sagte mir, daß es nicht weit von hier in dem Walde liegt."

"Ja, Herr, ich kenne Schastelmarweil gut. Klinschor war mir nahe verwandt. Ich war oft in seinem Schlosse. Wer Schastelmarweil gewinnt, dem ist alle Herrlichkeit der Welt untertan.

Andere rühmen den Gral. Aber was ist denn der Gral? Bringt er nicht denen Leid, die ihm dienen? Klinschors Schloß wird dem, der es den bösen Geistern entreißt, nur Freude bringen.

Klinschors Ahnherr war Vergil, von ihm erbte Klinschor die Gewalt über die heidnischen Geister. Sie halfen ihm Schastelmarweil erbauen und mit aller Herrlichkeit der Erde erfüllen, mit Gold und Edelsteinen und den kostbarsten Dingen der Welt. Manches seltsame Zauberwerk ist im Schloß. Auch sind vierhundert Jungfrauen dort. Klinschor raubte sie in ihren jungen Jahren aus allen Ländern der Heiden und Christen. Ihr Lachen und ihre junge Kraft mußten ihn, als er alt wurde, am Leben erhalten."

"Herrin," sprach Gawan, "ich will dies Schloß erwerben, führt mich hin. So lange schon ziehe ich dem Grale nach und finde ihn nicht. Ich will mich von solchen Träumen nicht mehr narren lassen. Zu lange schon vergeudete ich mein Leben damit."

"Herr, Klinschor starb, aber die Geister halten das Schloß noch in ihrer Gewalt. Wer sie mutig besiegt und alle Abenteuer besteht, kann sie in seinen Dienst zwingen. Viele Ritter versuchten es, aber am Morgen fand man sie tot vor dem Burgtor."

"Das soll mich nicht schrecken, Herrin."

"Ja," sprach sie, "Schastelmarweil ist wert, daß

man sein Leben daran setzt. Aber Ihr werdet mich vergessen, wenn Ihr das Schloß gewinnt.“

„Nein, Herrin, Ihr seid mir die liebste von allen Frauen. Wir wollen immer beisammen bleiben. Ich bin froh, daß ich Euch gefunden habe.“

Er ritt dicht an ihre Seite, umarmte sie und küßte sie.

Nach einer Weile kamen die beiden aus dem Walde, und sahen in ein tiefes Thal und auf einen breiten Strom. Jenseits des Stromes lag eine stolze Burg, die leuchtete und brannte in der Sonne, als wäre sie ganz aus Edelsteinen erbaut. Auch war sie nicht wie andere Burgen in diesem Lande, sondern glich den prunkvollen Schlössern der Heiden. In der Mitte von allen Gebäuden ragte ein hoher, runder Turm, ringsum mit Fenstern, wie mit tausend Augen geziert.

Orgeluse und Gawan kamen an den Strom und die Herzogin winkte mit ihrem Schleier dem Fährmann, der jenseits des Wassers wohnte. Er löste sein breites Boot und kam herüber. Gawan und die Herzogin und auch ihre Pferde nahm er auf und begrüßte Orgeluse und ihren Begleiter freundlich, denn er war selbst ein vornehmer Mann, den Klinschor zu diesem Dienst gezwungen hatte.

Als er hörte, zu welchem Unternehmen Gawan kam, wurde er traurig.

„Herr, viele habe ich in letzter Zeit hinübergesahren und noch keinen sah ich lebend wieder. Die Frauen im Schloß sind verzweifelt, da sie alle auf Rettung gehofft haben. Aber wir müssen uns in das Schicksal fügen.“

„Verzagt nicht,“ sprach Gawan, „ich will sehen, ob dieser heidnische Zauber auch vor mir standhält. Wenn Ihr einen Rat wißt, so sagt ihn mir, sagt mir vor allem, wie ich in das Schloß komme.“

„Darüber sorgt Euch nicht, Herr. In das Schloß kommt Ihr leicht, aber herausgehen werdet Ihr schwerlich, obgleich ich Euch alles Gute wünsche.“

Das Schiff stieß ans Land und sie stiegen aus und wohnten an diesem Tag bei dem Fährmann. Seine kleine Tochter Bene schenkte Gawan ihr Herz, aber er merkte es nicht. Sie bediente den Ritter und die Herzogin, und als alle zu Bett waren, kniete sie lange nieder und flehte Gott um Hilfe für die Tat, die der Ritter unternehmen wollte.

Am Morgen stand Gawan früh auf und ging in den Garten, der am Hause war. Die Beete waren voll Blumen, die Bäume voll Früchte, und alles war naß und licht von Tau, denn es wurde ein schöner, klarer Tag. Zwischen den Bäumen sah Gawan nach dem Schloß hinauf und bedachte sein Schicksal. Und er sah, wie auf dem Schloß sich alle Fenster öffneten und die schönen Frauen sich in der Morgensonne badeten. Da wurde sein Herz ganz ergriffen und aller Zweifel verschwand. Er ließ sogleich sein Pferd satteln und ritt nach der Burg hinauf. Bene lief neben ihm und wollte mit ihm im Schlosse sein. Sie besuchte die Frauen oft und war allen lieb. Orgeluse aber blieb bei dem Fährmann. Sie schlief noch, als der Ritter schon hinweg war.

Gawan kam an das Burgtor und fand es weit offen. Er sah und hörte niemand. Die Frauen waren von den Fenstern verschwunden. Der Burghof lag leer und friedlich in der Sonne. Gawan band sein Pferd an einen Pfosten und stieg eine Treppe hinan, die da ins Haus führte. Er kam in lange Gänge und wandte sich hierhin und dorthin; er ging durch Säle und Zimmer und kleine Kammern. Er stieg Treppen aufwärts

und abwärts, aber er traf niemand. Er rief, und nichts antwortete ihm. Auch Bene war zurückgeblieben, und er sah und hörte sie nicht mehr. Er rannte verzweifelt vorwärts; er ging langsam und prüfend, aber er fand weder vorwärts noch rückwärts einen Ausweg. Das Schloß war wie eine Falle. Die Gänge und Zimmer glichen einander alle, und Gawan wußte zuletzt nicht mehr, wo er schon gewesen war, oder ob es neue Gemächer waren. Es dunkelte schon, als er in einen Raum kam, in dem ein prächtiges Bett stand. Verzweifelt, müde und hungrig warf er sich in seiner Rüstung auf das Lager. Als er schon im ersten Schlaf war, ehe das Wachsein ganz schwindet, fühlte er, wie das Bett sich leise bewegte und lautlos durch das Gemach glitt, als wäre es lebendig. Gawan rang mit dem Schlaf und versuchte seine Lähmung abzustreifen, aber es gelang ihm nicht. Da sah er, wie eine hohe Türe sich öffnete und eine Erscheinung, grauenhaft und tödlich, hereintrat, sich über ihn, den das Entsetzen niedergedrückt hielt, tief herabbeugte und mit zerfleischenden Krallen nach ihm greifen wollte. Als Gawan die spitzen, kalten Nägel an seinem Halse fühlte, wachte er ganz auf, und der Kampf begann.

Die Frauen, die im Schloß gefangen waren, hörten in dieser Nacht einen Lärm, als kämpfte die Hölle in der Burg. Sie saßen zusammengeduckt, eingeschlossen in einem Saal, und wußten nicht, was dem Ritter geschah, von dem ihnen Bene, die bei ihnen war, so viel Gutes erzählt hatte. Der Lärm wurde immer grauenhafter und war wie ein Unwetter, Blitz, Donner und Hagelschlag.

Die Frauen wachten die ganze Nacht und beteten

oder taten, was sonst ihrem Wesen angemessen war. Die eine horchte still und ruhig auf den Lärm, die andere hielt die Hände vor die Ohren gepreßt. Eine weinte, andere sprachen und lachten miteinander. Auch spielten einige Schach, dies Spiel, das am meisten beruhigt, und den Geist festigt. Alle aber flehten sie in ihren Herzen um Rettung aus dieser schimpflichen Gefangenschaft.

Als es Morgen wurde und mit der entweichenden Dunkelheit der Lärm des Kampfes verstummt war, stand Arnive, die Königin der Frauen, auf und sagte:

„Laßt uns nun sehen, was mit dem Ritter geschehen ist. So gewaltig war der Kampf noch nie. Aber wir wollen keine vergebliche Hoffnung haben. Wir werden auch diesen tot finden wie die anderen.“

Arnive ging mit einigen Frauen nach dem Gemach, darin der Kampf getobt hatte. Als sie an die Türe kamen, trat Gawan heraus, matt und bleich. Aber er lächelte, als die Frauen vor ihm niederfielen und ihm dankten und ihm die Hände küßten, weil er sie befreit hatte.

„Nun, da Ihr lebt, Herr,“ rief Arnive, „wissen wir, daß Ihr die Macht der Geister gebrochen habt. Wir und dies ganze Schloß und seine Schätze sind nun in Eurer Gewalt. Niemand auf Erden ist nun reicher und mächtiger als Ihr.“

„Herrin,“ sprach Gawan, „daß ich so vielen edlen Frauen zu Freiheit half, lohnt meine Mühe genug. Um alles andere wollte ich diese Nacht nicht noch einmal erleben.“

Er war so ermattet, daß er taumelte. Die Frauen hielten und trugen ihn in ein helles Gemach, mit vielen Fenstern, daß die Morgensonne über ihn schien.

Sie nahmen ihm die Rüstung ab und erfrischten ihn. Da sahen sie, daß sein Haar an einer Stelle, mitten zwischen dem dunklen, schneeweiß war.

„Herr,“ sprach Arnive, als der Ritter sich in der Pflege der Frauen ganz ermunterte, „was ist Euch geschehen in dieser Nacht? Wir vernahmen den Lärm des Kampfes.“

„Herrin, fragt nicht. Die Hand des Todes hat mich hart und eisig angegriffen, ich fühle noch den Frost an meiner Stirn. Aber laßt das, was geschehen ist, zugedeckt. Ich will nicht Eure Träume, die mit lieblichen und schönen Dingen angefüllt sein sollen, mit Grauen und Entsetzen vergiften.“

Nachdem sich Gawan in der Hut der Frauen, die ihn mit aller Güte überschütteten, erholt hatte, ging er mit Arnive durch das ganze Schloß, das ihm nun nicht mehr verworren schien. Er betrachtete da alle Schätze, die niemand ausdenken kann. Alles, was ein begieriges Herz an vollkommenen Kostbarkeiten begehren mag, war da. Kein Wunsch blieb unerfüllt.

Am meisten gefiel dem Ritter, neben den schönen Frauen, die nichts überstrahlen konnte, der Turm mit den Fenstern, der mitten im Schlosse stand. Wer da hineintrat, sah wie von einer hohen Warte wohl zwanzig Meilen weit über das Land, und alles so klar und nahe, als wäre es dicht bei ihm. Das weite Gelände stand aufgebaut wie ein Spielzeug vor Gawan. Alles sah er nah und greifbar, Berge und Wälder und Ströme mit fahrenden Schiffen, die Vögel im Flug, das Wild im Sprung. Die Bauern sah er am Pflug, die Bürger vor dem Stadttor, Ritter im Kampf, schöne Frauen an den hohen Fenstern ihrer Gemächer und Badende in den Brunnen schattiger

Gärten. Ein zierliches, lustiges, buntes Bild der Welt und aller Wesen, die sich auf ihr umtreiben, lag vor ihm ausgebreitet.

„Nun habe ich nicht den Gral gefunden,“ dachte Gawan, „aber ist dies alles weniger wert? Ich will König Artur und die Tafelrunde zu Zeugen meines Glückes rufen. Ich habe manchen von ihnen Schwestern und Freundinnen befreit, die will ich ihnen geben.“

Er sandte einen Boten an König Artur mit einem Brief, darin bat er den König, in vier Wochen nach Joslanze auf die Ebene zu kommen und ihm mit aller Pracht in einem Kampfe beizustehen.

„Bringt alle Herren und alle Frauen mit,“ schrieb er, „es wird sich für alle lohnen. Wir wollen da miteinander fröhlich sein und gute Beute machen. Ich habe auch inzwischen manches Gut gewonnen, das Euch erfreuen soll.“



Gawan sammelte auch selbst ein stolzes Heer von Rittern, die zuvor Klinckschor gedient hatten, und an dem festgesetzten Tage kam er mit ihnen und den Frauen auf die Ebene von Joslanze, nahe der Stadt Logrois, wo Orgeluse Herzogin war. Orgeluse hatte auch ihre besten Ritter versammelt und ließ sie gleichfalls in die Ebene kommen.

So naheten an einem Morgen von drei Seiten drei glänzende Heere dem Platz, wo Gawan eine Stadt von kostbaren Zelten hatte aufrichten lassen. Schon griffen die Ritter Arturs und die der Herzogin einander an, denn sie dachten, daß sie um Feindschaft hierher gerufen wären. Aber Gawan trennte sie und beruhigte sie, und als er Artur und die Königin Ginevra fand,

umarmte er sie und erzählte ihnen alles, was geschehen war. Auch brachte er die Frauen, die er befreit hatte, und führte sie zu ihren Freunden. Da war ein Umarmen und Wiederfinden, und ein Jubel ohne Ende im ganzen Lager. Alle fanden kostbare Zelte für sich bereit, und nie ist auf Erden Ritterschaft in größerem Glanze beisammen gewesen, als im Lager Gawans auf der Ebene von Joflanze. Alles war Jubel und Lust. Gawan nahm da Orgeluse zum Weibe. Bene schmückte die Herzogin und war glücklich, daß sie Gawan immer nahe bleiben sollte. Nur Itonje, die Schwester Gawans, war traurig vor Sehnsucht nach Gramoflanz, ihrem Geliebten.

Als Gramoflanz hörte, daß Gawan Schafstelmarweil gewonnen hatte, zürnte er ihm mehr als je, da er sich um eine Heldentat betrogen glaubte. Er machte sich auf, um Gawan zu bestrafen, und erreichte gegen Abend das Lager. Aber er ritt nicht hinein, sondern sandte einen Knappen zu Gawan und lud ihn für den anderen Morgen zum Kampf auf Tod und Leben.

„Ihr habt meinem Herrn,“ sprach der Knappe, „seine beste Tat entrissen. Nun soll sich zeigen, wem mit Recht Klinshors Schloß gehören muß. Auch die Liebe zu Itonje soll ihn nicht abhalten, Euch sogleich zu töten.“

„Dein Herr liebt die starken Worte,“ sprach Gawan, „er hat mich nun genug beleidigt. Ich werde ihn morgen treffen. Niemand soll von unserem Kampfe wissen, damit Itonje sich nicht vorher plagt und uns aufhält.“

Sie bestimmten da das Feld, wo sie sich treffen wollten in aller Frühe bei Tagesanbruch.

Am nächsten Morgen stiegen von den Flüssen und Seen der Ebene dicke Nebel über das Land, und verhüllten alles.

Am gleichen Morgen kam Parzival in diese Gegend und ritt über das Feld, das Gawan und Gramoslanz zu ihrem Kampf bestimmt hatten. Gramoslanz hielt schon gewappnet da, und als er im Nebel Parzival reiten sah, hielt er ihn für Gawan und fiel ihn sogleich an. Aber Parzival verwundete ihn bald so schwer, daß er vom Sattel stürzte und wie tot lag.

Schon wollte Parzival vom Pferde steigen, um dem Verwundeten zu helfen, da kam Gawan, der sich bei Orgeluse verspätet hatte. Er erkannte Parzival nicht und griff ihn an. Da entbrannte ein Kampf, den viele gerne gesehen hätten, aber der Nebel verhüllte ihn ganz. Auch das Hämmern der Schwerter, das Krachen der Speere verschlang die Luft. Lange siegte keiner von beiden, aber Parzival drängte Gawan und sein Pferd immer mehr zurück. Gawans Kraft erlahmte. Schon blutete er aus vielen Wunden; auch Parzival war getroffen.

Ein Windhauch, der die Nebel zerriß und dem Morgenlicht einen Weg bahnte, verhütete, daß sich die beiden noch mehr Leid taten. Parzival erkannte Gawan und warf sogleich sein Schwert fort und umarmte den Helden:

„Das sei ferne von mir, daß ich mit Euch kämpfen sollte, warum habt Ihr mich angefallen?“

„Ich erkannte Euch nicht,“ sprach Gawan und erzählte ihm, daß Gramoslanz ihn hierher geladen hatte.

„So habe ich Euer Werk schon getan,“ sprach Parzival, und beide gingen und hoben den Verwundeten

auf und trugen ihn in das Lager, wo unterdessen alle fröhlich erwacht waren.

Da war neue Freude, als Artur und seine Ritter Parzival sahen. Denn sie hatten alle viel von seinen Taten gehört, und sein Ruhm bedeckte den Fluch, mit dem einst Kundrie ihn geächtet hatte. Alle waren fröhlich.

Nur Itonje weinte und kam in das Zelt, wo Gramoflanz verwundet lag, den sie nun zuerst und so zerhauen sah. Aber das schwächte ihre Liebe nicht. Sie umarmte ihn und pflegte ihn. Gawan sänftigte die Trauer der beiden und vermählte sie miteinander.

„Mein Freund,“ sprach Gawan zu Parzival, „ich habe nun gefunden, was mich für alle Zeit fröhlich macht. Nun soll mich nichts mehr nach dem Gral treiben. Ich will glücklich sein in den Armen meiner schönen Herrin und mit allen Schätzen, die ich habe. Du kannst nichts erträumen, was nicht mein ist, was ich nicht mit Händen greifen kann. Was könnte mir der Gral geben, da ich schon mehr besitze, als ich genießen kann. Das Glück hielt ich am Gewand, es ist mein eigen geworden. Alle Herrlichkeit der Welt ist bei mir gegenwärtig und greifbar. Du sollst wie mein Bruder sein und an allem teil haben, wenn du bei mir bleiben willst. Ich weiß, du liebst Kondwiramur. Wir wollen sie holen und dann miteinander auf Schastelmarweil einen Tag des Glücks an den andern reihen.“

Parzival sah Gawan lange an:

„Freund,“ sprach er zuletzt, „ich will dich nicht kränken. Aber es gibt Dinge, die sich nicht mit Händen greifen lassen, Schätze, vor denen alle Edelsteine, Smaragde, Rubine, Chrysolite, goldige Topase und was du willst, Asche und nichts sind. Diese Dinge suche ich.

Ich verachte das nicht, was dich erfreut, aber ich finde darin keinen Frieden.“

„Freund,“ sprach Gawan, „Ihr dauert mich, denn ich sehe, daß Ihr die besten Jahre vergeudet und nichts genießt von den Gütern, die die Erde für uns hat. Wie die Priester und Schwärmer vertröstet Ihr Euch auf eine schöne Zukunft, und Ihr wäret wert, klar und fröhlich die Gegenwart zu genießen.“

„Herr, wir verstehen uns nicht,“ sagte Parzival. „Auch ich liebe dieses Leben und suche keine zukünftigen Träume. Aber im Besitz von Gold und Silber findet meine Sehnsucht kein Ziel, auch nicht in den schönen Frauen, so tröstlich sie sind. Ich suche den Gral und ich werde ihn finden.“

„Ja, wir verstehen uns wohl nicht,“ sagte Gawan und seufzte, „aber kommt, wir wollen uns diese schönen Stunden nicht mit Gedanken beschweren, die doch zu nichts führen.“

An diesem Tage war die Freude im Lager noch größer als vorher. Ein Schrei der Lust erfüllte die Ebene von Joslanze. Alle Frauen und Ritter fanden das Leben bei Spiel, Tanz und Gesang vollkommen und berauschten sich an dem Glück dieser unvergänglichen Stunden.

Parzival saß ernst unter ihnen. Als es Nacht wurde und die Knappen ihn in sein Zelt führten, weil er müde war, hörte er von draußen den Lärm der Feiern und das Lachen ihres Glückes und ihrer Liebe, von dem er allein ausgeschlossen war, wie ein Mensch ohne Heimat und Freunde.

Da überwältigte ihn die Verlassenheit, und er schrie innerlich mit aller Sehnsucht seines Herzens:

„Ist mir allein genommen, was allen gegeben ist?“

Ist mir allein jeder Trost und jede liebe, bunte Täuschung versagt? Muß ich allein verzweifelt und irreführt sein? Mir hat Gott alles genommen und zuletzt nahm ich mir selber Gott. Was soll ich, beladen mit Schuld und Leid, hier, wo alle unschuldig und leicht fröhlich sind wie Kinder? Ihr Lachen und Singen ist mir unerträglich.“

Er stand wieder auf und kleidete sich an. Er schlich hinaus und sattelte eilig sein Pferd, dann floh er, erst behutsam und zuletzt in eiliger Jagd. Hinter ihm scholl wie Hohn das Lachen der Lust lauter, und Sang und Spiel jagten dem Flüchtigen nach. Das Licht großer Feuer erhellte das Lager und rötete Himmel und Erde. Parzival war geblendet von dem Licht ihrer Glut, bis er nach dem Walde hinaus kam, und die Sterne einer nach dem anderen in Überfülle aus dem Rauch und Dunst sich lösten und in stiller Klarheit über den dunklen Wäldern sich bewegten und wanderten. Da beruhigte sich Parzival.

„Nein,“ sprach er zu sich selbst, „der Glanz dieser Feuer soll mich nicht blenden. Wenn ich Gold und Edelsteine und schöne Frauen begehren wollte, hätte ich mich nicht so lange zu plagen brauchen.“

Ein seliges Entzücken, das so geklärt nur im Schmerz wohnt, überflutete sein geprehtes Herz, und er genoß mit tiefen Atemzügen die kühle Lust und die Freude der Einsamkeit. Kondwiramur und der Gral standen wie Sterne vor seinem Blick, aber er wußte, daß irgendwo ein gangbarer Weg zu ihnen führen mußte.

„Ich habe auch ein Glück in allem Leid,“ dachte er, „aber das ist ein Geheimnis und man reißt es nicht wie Essen und Trinken, einen Tag an den andern.“

Parzival gewinnt den Gral

Es war ein heller, ganz von Sonne erfüllter Morgen im frühen Frühling. Noch lag im Schatten der Gebirge der Schnee, aber in den Ebenen entfalteten sich schon die ersten farbigen Blumen zwischen dem jungen Grün der Wiesen und füllten die Luft mit jenem milden erlösenden Duft, der auch die verstocktesten Herzen aufschließt. Die Buchen wehten an den tieferen Zweigen schon mit frischem Grün, und Schlehen und Weißdorn breiteten zarte Blüten wie einen festlichen Schleier über ihre Dornen. Die wilden Bienen zogen trunken durch die erwärmte Luft und schleppten fleißig Honig und goldenen Staub. Alle Vögel sangen im Wald, und man unterschied keine einzelne Stimme mehr. Seliger Wohlklang überschwemmte die Erde mit Jubel und Entzückung. Alle Sorge und alles winterliche Leid fällt in diesen Tagen von den viel bedrängten Menschen. Der Frühling ist in jedem Jahre gleich, aber sie gewöhnen sich an

ihn nicht, staunen immer aufs neue und sind erschüttert von seiner Herrlichkeit. Selbst die Greise, die schon dem Tode nahe sind, beugen sich über die blühenden Kelche der Blumen und gedenken noch einmal fröhlich aller schönen Tage der Jugend.

Sinster, als wäre er ein Ritter des geschlagenen Winters, ritt Parzival durch den Frühlingsmorgen, mit geschlossenem Visier und gerechtem Speer. Ihm entgegen zog betend und mit bescheidenen Gebärden eine Schar Wallfahrer. Vorne ging ein ehrwürdiger Greis, in weißen Haaren, der Herzog Kahenis von Punturteis mit seinen beiden schönen Töchtern. Erzürnt trat der Herzog Parzival in den Weg und hielt ihn an, als der Ritter ausweichen wollte.

„Freund,“ sprach er, „seid Ihr ein Heide, daß Ihr an diesem Tage, wo alle Christen nur an Frieden denken, hier mit gerechtem Speer, ganz zum Streit gerüstet, reitet?“

„Herr, was kümmert es mich? Alle Tage bin ich so in Waffen. Warum heute nicht?“

„Wißt Ihr nicht, was diesen Tag vor allen heilig macht?“

„Herr, ich vergaß schon lange, auf den Lauf des Jahres zu achten. Ob Frühling, Sommer oder Winter ist, sehe ich, aber die Wochen und den Wert der Tage verlernte ich längst. Gestern ist mir wie heute. Ich bin lange in kein Münster mehr gekommen. Wie soll ich wissen, wann Feiertage sind?“

„Herr,“ rief der Fürst ungeduldig, „steigt von Eurem Tier und geht zu Fuß weiter. Heute ist der Tag, wo Gott vor Zeiten für uns alle gestorben ist. Wißt Ihr denn nichts von Gott?“

„Einst,“ sprach Parzival, „einst diente ich einem,

der hieß Gott. Aber er hat mich aus seinem Dienst verstoßen und verdammt. Er will mich nicht und ich will ihn nicht. Wir sind lange Feinde geworden.“

Der Greis entsetzte sich: „Herr, Ihr lästert Gott, der niemandes Feind ist. Er starb für uns alle. Er gab sein Blut für unsere Sünden und ließ sich töten, damit wir selig würden. Er litt um unsertwillen, damit wir nicht leiden sollten. Darum sind wir heute fröhlich und traurig zugleich.“

„Herr,“ sprach Parzival, „ich will Eure Freude nicht betrüben. Ich finde keinen Trost darin, daß auch Gott gelitten hat und gestorben ist, wie wir alle sterben müssen. Wer mich lehrte zu leben, der wäre mir mehr wert als der, der mich will sterben lehren. Das scheint mir so schwer nicht.“

„Ihr seid ganz unwissend und verblendet,“ sprach der Greis, „als wäret Ihr kein Christ. Ihr braucht bessere Unterweisung, als ich Euch geben kann. Reitet weiter auf diesem Weg. Im Walde werdet Ihr einen Einsiedler finden, der Euch alles besser deutet. Ich und meine Töchter, wir waren auch dort, wie alle Jahre. Wir demütigen uns vor Gott und finden darin das Heil, das wir alle brauchen, alte und junge.“

Die Töchter des Herzogs sahen voll Freude und Neugier auf Parzival, und sie hätten es lieber gesehen, wenn ihr Vater den Ritter mit auf sein Schloß genommen und ihn nicht zu dem Einsiedler in die Öde geschickt hätte.

„Herr,“ sprachen sie und verneigten sich, „kommt erst mit uns, daß wir Euch mit Speise und Trank stärken. Unser Schloß ist nicht weit von hier. Bei Trevrizent, dem Einsiedler, würdet Ihr nur hartes Brot und Wasser finden.“

Parzival lächelte heimlich über den Eifer, mit dem die Jugend und das Alter ihn gewinnen wollten, jedes auf seine Art. Er dankte den Mädchen freundlich und ritt mit helleren Gedanken weiter. Die schöne Klarheit des Morgens erfrischte ihn, und er bedachte, daß Gott das alles gemacht hat.

Sreude und Leid hatte Parzival viel erlitten, seit er die Ebene von Joslanze verlassen hatte, aber noch immer war er nicht an seinem Ziele. Zuweilen erleuchtete ihn von neuem die Klarheit, die ihm in jener Nacht, als er von Gawan floh, zuerst aufgegangen war. Mit seligem Vertrauen umarmte er dann das Leben. Aber immer noch überwand ihn ein dumpfer Troß und eine wilde Begier und Haß gegen Gott und das Schicksal, die ihn auch an diesem Morgen bedrängt hatten. Er war wie ein gutes Schwert, das Gott glühte und hämmerte, bis es ganz fest und edel wurde.

Parzival prüfte im Weiterreiten die Worte des alten Ritters. „Ja,“ sprach er zu sich selbst, „ich dachte gewiß zu gering von Gott, als ich ihn einst wie irgend-ein Abenteuer an der Straße suchte, zu gering auch zulezt, als ich ihm mit Troß begegnete. Vielleicht hat er lange schon von seinem Zorn gelassen, und wer weiß, ob er zürnt, wie Menschen zu zürnen vermögen.“

Nach einer Weile kam Parzival zu der Hütte des Einsiedlers, die mitten im Walde im Schutze überhängender Felsen an eine Bergwand gebaut war. Vor der Hütte saß ein Greis, ehrwürdig und weiß, und begrüßte Parzival freundlich. Der Ritter sprang ab und ging zu ihm:

„Vater,“ sprach er, „verzeiht, daß ich mit Waffen in Euren Frieden eindringe.“

„Freund, ich verabscheue die Waffen nicht. Ich war selbst einst ein Ritter, so stolz wie du jetzt bist. Aber was willst du heute bei mir?“

„Ich brauche vielleicht einen guten Rat,“ sprach Parzival. „Schon einmal hat mich ein Greis gute Wege gewiesen.“

„Ja, alle hören den Rat des Alters gerne, aber jeder tut doch, was ihm lieb ist. Worin soll ich dir raten?“

„Ich jage einem Ziel nach und erreiche es nicht, und alles, was ich finde, erfreut mich nicht.“

„Was ist dabei Sonderliches, daß ich helfen könnte? Und was suchst du?“

„Einst suchte ich Gott und fand ihn nicht.“

„Ja,“ sprach der Einsiedler und tadelte Parzival, „Gott ist kein Ding, von dem man sagt: Ich habe es, und du nicht. Er weicht zurück vor denen, die ihm folgen, und lockt sie, immer mehr ihm nachzueilen. Das erfuhr ich oft. Man kann Gott nicht bestürmen mit Troß und Wut, und ihn nicht erobern wie eine besetzte Stadt. Stille und Klarheit ist dort, wo Gott ist. Wer ihm nahe kommen will, muß werden wie er, still und klar.“

Auch ich war einst wie du, und wollte alles wild und gierig und mit Gewalt nehmen, bis Leid mich läuterte.“

„Herr,“ sprach Parzival, „auch ich habe viel Leid erfahren. Gott gab es mir, darum bin ich ihm feind und will das mit Gewalt nehmen, was er mir nicht gütig geben will.“

„Freund,“ sprach der Einsiedler, „ein Schicksal gleicht

dem anderen. Da ist nirgend ein großer Unterschied, damit wir einer am anderen Trost finden. Auch ich suche eine Gnade bei Gott; schon lange Zeit bitte ich ihn, aber er hat sie nicht erfüllt. Da war ich ihm oft feind, wie du jetzt, und wollte ihn mit Gewalt und Troß besiegen, denn ich war Demut nie gewohnt. Mein Vater war Titurel, der Gralkönig. Von ihm erbte Anfortas, mein Bruder, das Königthum. Auch ich diente dem Gral. Aber Ruhm und Lust war mir und Anfortas mehr wert als Gerechtigkeit. Zulezt strafte uns Gott. Davon wissen alle Ritter.“

„Ja,“ sprach Parzival, „aber wie kommt ein so edler Fürst in diese Einöde?“

„Freund, weil ich Gott zwingen wollte. Anfortas wurde krank und siechte an einer schmerzenden Wunde, die er selbst in sein Herz gestoßen hatte. Aber der Tod wollte ihn nicht. Er kann nicht sterben, ehe nicht der Gral einen neuen, würdigen König findet, der die Schuld von ihm nimmt. Darum fuhr ich durch alle Welt, meinem Bruder Linderung zu bringen. Ich schöpfte Wasser aus den Bächen des Tigris, die aus den Thoren des Paradieses fließen. Ich brachte das Blut des Pelikan, der für seine Jungen sein Herz aufreißt, und sie mit seinem Leben tränkt. Ich fing das Einhorn, das nur im Schoß der Jungfrauen schläft, und brachte sein Herz. Aber meinem Bruder half es nicht, und des Grales Kraft blieb erloschen. Da ging ich hierher in die Einöde und schlug mich, fastete und betete und rang mit Gott, daß er mir helfen sollte, und noch immer habe ich es nicht aufgegeben. Aber Gott half nicht, obgleich ich hoffe.“

Einmal war das Heil nahe, vor manchem Jahr. Der Erlöser, den Gott uns versprach, kam und wir bauten

auf ihn. Aber als er helfen sollte, zeigte sich, daß er unwürdig und herzlos war und niemandem helfen wollte. Ich habe ihn oft verflucht in meinen zornigen Stunden.“

„Und wie steht es jetzt um den Gral?“ fragte Parzival.

„Ich selbst war nie mehr in Montsalvasch, aber wenn Kundrie, die Gralbotin, hier vorüberkommt, bringt sie mir traurige Botschaft. Auf Montsalvasch hält das Leid Haus und verläßt es nicht mehr.“

„Herr,“ sprach Parzival und wandte den Blick ab, „ich bin der, den Ihr so oft verflucht habt. Ich habe den Gral verloren durch eigene Schuld und Torheit der Jugend. Nun suche ich ihn und finde den Weg nach Montsalvasch nicht zurück, den ich unwissend so leicht fand. Aber ich will es nie aufgeben.“

Da sah Trevrizent ihn lange traurig an und sprach: „So häuft Ihr also eine Torheit auf die andere. Wißt Ihr nicht, daß nur der des Grales wert ist, den Gott selbst dazu beruft, dessen Namen der Gral selbst verkündigt.“

„Herr, ich stellte schon lange meinen Willen gegen Gottes Willen, und noch habe ich nicht die Hoffnung verloren, daß ich ihn bezwinge. Wer sich selbst der Krone wert macht, dem kann sie auch Gott nicht versagen.“

„Freund, Ihr seid verwegen, aber nur eins kann Euch helfen. Bleibt bei mir, fastet und betet und wartet, ob Gott von seinem Zorn läßt und Euch und uns allen gnädig ist.“

„Nein,“ sprach Parzival, „Fasten und Beten, Stillestehn und um gut Wetter bitten, ist meine Art nicht.

Ihr seid alt, aber ich bin jung und muß wirken und streiten. Und wenn ich zuletzt auch nicht den Gral gewinne, will ich ihn doch nicht vorher nutzlos aufgeben. Wer nicht nachläßt in diesem Streit, der muß zuletzt einen Sieg davontragen.“

Da umarmte Trevrizent Parzival und schwieg.

Wo zwei Männer, die viel erfuhren, zusammenkommen und gemeinsam ihr Leben betrachten, gehen beide reicher und stärker weiter, ertragen fröhlicher, was zu ertragen ist, und hoffen sicherer auf den Sieg, den sie über das Leben gewinnen wollen. Parzivals jugendliche Kraft gab dem Greise vor seinem Tode neue Hoffnung. Trevrizents stille, weise Klarheit erleuchtete auch Parzival und besänftigte ihn. Er blickte über sein vergangenes Leben wie über ein weites, buntes Land, und hinter den nahen Bergen, die vor ihm lagen, versprach ihm die Hoffnung neue, offene Wege. Ein festes Vertrauen auf seine Kraft und die sinnvolle Güte des Schicksals erfüllte ihn.

„Das ist genug,“ dachte er, „daß ich reifer werde, wie eine Frucht am Baum. Das ist genug, daß ich wirke und streite. Ich will zuletzt Anfortas und die Seinen doch noch von allem Leid erlösen und gut machen, was ich schlecht machte.“

Am dritten Tag, in der Frühe des Ostermorgens, nahm Parzival Abschied von Trevrizent. Der Greis versuchte noch einmal den Ritter, den er liebgewonnen hatte, festzuhalten; denn das Alter hatte ihn nutzlos gemacht. Aber Parzival ritt fröhlich hinweg. Trevrizent kniete nieder und betete für ihn. Parzival hörte, indes er schon ferner durch den Wald ritt, wie der Greis mit Inbrunst ein Osterlied sang:

Christus lag im Grabe
bis an dem dritten Tage,
verwundet an Händ und Füßen:
O Sünder, du sollt büßen.

Kyrieleison.

Christe, lieber Herre,
durch deiner Marter Ehre
verleih uns ein gut Ende,
ein fröhlich Auferstände.

Kyrieleison.

Da ritt Parzival um eine Bergwand und hörte den Einsiedler nicht mehr. Große Gedanken bewegten sich leuchtend in seiner Seele. Die Klarheit des lichten Morgens, in dem der Frühling mit immer größerer Gewalt all seine Seligkeit ausbreitete, durchdrang sein Herz, und die Schönheit der aufwachenden Welt löste alle Fesseln von seiner Freude.



er ist so arm, daß er nicht die Stunden des Glückes kennt, wo der Mensch sich mit eingeschlossen fühlt, in den großen Wohlklang der Welt, wo er alles mit stiller, tiefer Klarheit durchschaut, und mit jener Liebe, die unser kostbarstes Gut ist. Nichts kann diese Liebe betrüben. Alle Freude ist doppelt süß. Aller Schmerz begegnet einer ruhigen Geduld und der Gewißheit: Mich kann nichts treffen, das ich nicht so oder so zum Guten wenden wollte.

„Was auch geschehen mag,“ dachte Parzival, „nichts soll mich von dieser Klarheit trennen, die ich nun auch erworben habe. Kein Haß und keine Hast soll mich mehr anfallen. Ich will schon jetzt des Grales Wert tun. Recht und Unschuld will ich beschützen, den Be-

drängten helfen, wo ich Not finde, und das Gute tun an meinem Teil.“

Parzival ritt so selig manche Stunde und ließ seinem Pferd den Lauf. Ihm war wie in einem schwebenden Traum.

„Seltsam,“ dachte er, „wann war ich schon in dieser Wildnis? Sie ist mir fremd und doch bekannt.“

Eine glückliche Unruhe machte ihn zittern. Er jagte vorwärts, wo der Wald sich hell öffnete.

Da sah er nahe über den Bergen und Wäldern im goldenen Licht des Mittags die glühenden Türme und Fenster von Montsalvasch. Sein Herz schlug wild und hart, und mit beiden Händen preßte der Ritter sein Schwert und rief:

„Montsalvasch, mein Königreich, nun will ich dich halten und schirmen!“

Als Parzival auf die breite Straße kam, die zu der Burg führte, riefen die Wächter von den Zinnen; Hörner schrieten, und aus dem offenen Burgtor jagten die Gralritter ihrem Herrn entgegen. Mit Jubel ohne Maß empfingen sie ihn und führten ihn in das Schloß.

„Herr,“ riefen sie, „nun ist das Heil dennoch gewonnen. Dein Name glüht auf dem Gral. Gott hat Montsalvasch alle Kraft wiedergegeben. Nun soll der Gral immer leuchten, als die Sonne heiliger Ritterschaft. Wir alle wollen ihm dienen ohne Ende.“

Als Parzival in den Saal trat, lag Anfortas auf seinem Ruhebetto, bleich und dem Tode nahe. Er segnete Parzival und umarmte ihn.

„Freund,“ sprach er, „du hast Gott besser erkannt als wir. Nun sehe ich, einen Mann kann nichts aufhalten auf seinem Wege, wenn er nur seine eigene Torheit zu überwinden weiß.“

Ich habe nun Frieden und lasse dir die Mühe des Lebens.“

Alle Gralritter sammelten sich im Saal um Parzival. Sie setzten ihn auf den Thron und gaben ihm königliche Kleider. Da öffnete sich die Türe und eine stolze, schöne Frau trug den Gral wie eine strahlende Sonne auf ihren Händen herein und stellte ihn vor Parzival. Alle verneigten sich tief. Als Parzival aufblickte, erkannte er, daß Kondwiramur vor ihm stand. Ihre Hände zitterten, die den Gral niedersetzten. Ihre Augen waren mit Tränen des Glücks gefüllt.

„Freund,“ sprach sie, „Anfortas hat mich hergerufen. Willst du nun noch immer vor mir entfliehen?“

Da zog Parzival die Geliebte an sich und hielt sie, selbst wie ohnmächtig, in seinen Armen.

Der Saal dröhnte laut von Jubel und Glück, und niemand sah, daß Anfortas lächelnd, tot auf sein Bett zurück sank.

Parzival vermählte sich noch an diesem Tage mit Kondwiramur.

Wie soll ich euch einen Abglanz des Glückes und der immerwährenden Seligkeit geben, die ihnen nun die Tage licht und warm machten?

Von den Leiden der Liebe, von allem schmerzhaften Entbehren, von Betrug, Verzweiflung und Tod haben die Dichter zu allen Zeiten viel Lieder und Geschichten geschrieben, aber vor der vollkommenen Seligkeit zweier Menschen, die ihr Leben ganz in eins fügen, gehen die Besten schweigend und ehrfürchtig vorüber, und alles, was sie zu sagen versuchten, ist nur ein ohnmächtiges Stammeln.

Aber auch das ist eine alte Erfahrung: Unsere Herzen hören gern von Leid, Tod und Untergang der

Menschen und lassen sich leicht erschüttern, aber der Anblick des Glücks zieht niemand an. Alle gehen da schnell und fremd vorüber. Darum will ich auch schweigen von den wechselnden Schicksalen, die Parzival und Kondwiramur in vielen Jahren miteinander erlebten. Sturm und Leid blieb ihnen nicht erspart, aber nichts konnte den festen Grund ihrer Herzen erschüttern. Sie dienten dem Gral und allem Großen und Gütigen auf Erden. Aller Bosheit und Schwäche der Welt waren sie feind. Allem Elend halfen sie auf, wo sie vermochten.

Aber niemand kann die Welt vollkommen machen. Es ist genug, daß jeder an seinem Teil tut, was er zu tun berufen ist.





ange nach den Zeiten Parzivals und seines Sohnes Lohengrin, der nach seinem Vater Gralkönig wurde, nahmen, wie man sagt, Engel die Burg Montsalvasch mit dem Gral und seinen Rittern auf ihre Hände und trugen sie über Berge und Meere nach dem Lande Sarras in Indien. Dort, rühmen die Dichter, steht die Feste in alter Herrlichkeit auf hohen Felsen und die Engel halten Wacht vor den Toren bis zu dem Tag, wo Gott selbst wieder auf die Erde kommt und Gericht hält, wie manche meinen. Dann wird der Gral über alle Welt erhöht, und alle, die ihm dienen, werden Gott am nächsten sein.

Daran mag man glauben oder nicht. Viele verehren nur das gerne, was wunderbar ist; nur das Unerhörte, Seltsame achten sie.

Wir aber wollen vertrauen, daß der Gral nicht so weit von uns genommen ist. Manchen sah ich, der noch heute, mitten unter uns nach den goldenen Türmen von Montsalvasch suchte.

Einst gab der Gral Kronen und Königreiche, einst ruhte er in den Händen der Engel, und ein Ritter gewann ihn mit seinem Speer. Heute sind Kronen und Schwerter nicht mehr viel wert, und unsre Herzen hängen nicht an strahlenden Gefäßen von Gold, aber auch heute kann ein Mann zeigen, was er wert ist, und wir wissen wohl, wer den Gral verdient. Den Unberufenen ist Montsalvasch heute und immer fremd und unsichtbar. Aber die Besten der Zeit bewahren den Gral und schützen die Burg, die hoch und klar auf den Felsen thront über den verworrenen Wäldern und Schluchten der Niederung.



Frühere Bearbeitungen und Quellen der Sagen von Tristan und Parzival

Französische: Berol, *Tristan*, gedruckt Londres 1835. — Thomas der Trouvere, *Tristran*, gedruckt ebendort. — *Tristan Chevalier de la table ronde*, Prosaroman, und zahlreiche andere Bearbeitungen des ganzen Stoffes oder einzelner Teile. — Eine glänzende Neubearbeitung der französischen Tristansagen gab Joseph Bedier: *Roman de Tristan et Iseut*, Paris 1900, deutsch 1901.

Deutsche: Eilhart von Oberge: *Tristan*, mehrfach überarbeitet, nach ihm: *Die histori von herrn Tristrant und der schönen Isalden von irlannde*, Augsburg 1484, Neudruck München 1909. Dieser deutsche Roman ist mehrfach gedruckt worden, u. a. Augsburg 1498, im „Buch der Liebe“ Frankfurt 1587, daraus neu 1809 und später. — Die Hauptquelle der vorliegenden Bearbeitung ist: Gottfried von Straßburg, *Tristan und Isolt*, neugedruckt 1823 und später, vielfach fortgesetzt und bearbeitet. Die beste, aus Thomas ergänzte Übertragung gab Wilhelm Herz, Stuttgart, 1878. — Bekanntere neuere Bearbeitungen der Tristansage außerdem von Immermann, 1841, Hermann Kurz, 1844, Richard Wagner, 1859.

Die Parzivalsage fand gleichfalls ihre erste Ausbildung in Frankreich, am bekanntesten: Chrestien von Troyes, *Li contes del graal*. Für die vorliegende Bearbeitung wurde in der Hauptsache nur benutzt: Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, Ausgabe von Lachmann 1833ff., auch von Parzival schuf die beste Übertragung Wilhelm Herz, Stuttgart 1898. Richard Wagners dramatische Bearbeitung hat mit dem gewaltigen alten Stoff wenig zu tun.



LIBRARY

This book

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 001 279 855 9



1600 180

